

Werbeseite

Werbeseite

Hausmitteilung

10. September 2001

Betr.: Fernsehen, Holter, Maier-Witt

In Deutschland sagt der Name des US-amerikanischen Medienunternehmers John Malone, 60, nur wenigen etwas. Das dürfte sich bald ändern, denn Malone will die Fernsehgewohnheiten der Deutschen revolutionieren und dabei auch noch kräftig Geld verdienen. In Millionen Wohnungen möchte er kostenlos einen kleinen Decoder-Kasten stellen, über den die Zuschauer eine große Anzahl von Spartenprogrammen anwählen können – wofür sie dann allerdings je nach Nutzung bezahlen sollen. Schon



JOHN WILTSE

Fleischhauer, Malone, Aust

hat Malone einen großen Teil des hiesigen Kabelnetzes gekauft, in einem Jahr wolle er starten, erzählte der Medienmogul den SPIEGEL-Redakteuren Stefan Aust, 55, und Jan Fleischhauer, 39, in seinem Büro in Denver. Womit er die zusätzlichen Kanäle inhaltlich füllen wird, ist ihm selbst noch nicht klar, da werde sich schon etwas finden, meinte Malone. „Ich weiß nicht, woran die Deutschen interessiert sind“, sagt er im SPIEGEL-Gespräch, „was immer es ist, wir werden es ihnen bieten“ (Seite 100).

Die weitgehend unbeachtete Antwort des Arbeitsministeriums von Mecklenburg-Vorpommern auf eine kleine Anfrage der CDU machte SPIEGEL-Redakteur Gunther Latsch, 41, misstrauisch: Da räumte das Ressort von PDS-Minister Helmut Holter Ende Juli ein, dass sich die Zuwendungen für ein privates Unternehmen im Jahr 2000 gegenüber dem Vorjahr verdoppelt hätten. Bemerkenswert dabei: Es gab enge familiäre Beziehungen zwischen der Firma und dem Ministerium. Latsch ging der Sache nach, und seinem ersten Bericht über die „Ehefrauen-Affäre“ folgten wöchentlich neue Enthüllungen (SPIEGEL 33, 34, 35, 36/2001). Holters Staatssekretär musste inzwischen gehen, doch der Skandal ist längst nicht ausgestanden. „Es melden sich immer neue Informanten“, sagt Latsch, „in Schwerin will sich allerdings niemand mit mir treffen.“ So lernt er jetzt die Schönheit der örtlichen Seenlandschaft kennen, die Speisekarten bodenständiger Landgasthöfe und die Cafeterias von Großmärkten für Gartenbedarf. Dort erhielt er auch jene Unterlagen, die Minister Holter unter neuen Erklärungsdruck setzen: Dokumente über dubiose Geldschiebereien und Immobilien-spekulationen einer seinem Ministerium verbundenen Beratungsfirma (Seite 36).

Auf Fahndungsplakaten wurde Silke Maier-Witt Ende der siebziger Jahre als RAF-Terroristin gesucht, weil sie in die Entführung und Ermordung von Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer verwickelt war. Später distanzierte sie sich von der Gewalt und tauchte unter falschem Namen in der DDR unter – bis die Mauer fiel. Fünf Jahre Haft saß Maier-Witt danach im Gefängnis ab. Jetzt arbeitet sie für den Frieden,



SEBASTIAN BOLESCH / DAS FOTARCHIV

Maier-Witt, Emcke

in einer von Krieg und Vertreibung geprägten Region. Eine Woche begleitete SPIEGEL-Redakteurin Carolin Emcke, 34, die Ex-Terroristin im Kosovo, fuhr mit ihr durch serbische Enklaven, albanische Dörfer und durchforstete die Labyrinth internationaler Bürokratien und Hilfsorganisationen. „Zivile Friedensarbeit auf dem Balkan gleicht dem beharrlichen Bohren dicker Bretter“, so Emcke, „wobei die Menschen hier offenkundig davon profitieren, dass Maier-Witt eigene Erfahrungen mit den fatalen Folgen von Gewalt hat“ (Seite 202).

Werbeseite

Werbeseite

Titel

Regierung Schröder in der Krise – stürzt Scharping über seine Flug-Eskapaden? 22

Der Krach um die Einwanderung 26

Die Motive der SPD-Abweichler 28

Fischers Balkan-Plan 30

Vernichtendes Urteil über Schröders Wirtschaftspolitik 33

Deutschland

Panorama: Mehr Geld für die Bahn / CDU blockiert Steuervorteile für Homo-Paare 17

Affären: Zweifelhafte Immobiliengeschäfte im Schweriner Fördersumpf 36

Polizei: Die Festnahme des Leuna-Lobbyisten Dieter Holzer war eine Panne 38

Prozesse: Infomatec-Kleinanleger klagt auf Schadensersatz 42

CDU: Duell um die Macht in Sachsen 46

Pflegenotstand: Behörden weisen osteuropäische Helferinnen aus 50

Justiz: Freispruch nach dem blutigen Tod eines prägelanden Ehemanns 54

Gesellschaft

Szene: Gelände-Skateboard als neuer Freizeitspaß / Massenschlägerei im Flüchtlingslager / Schmerzmittel als Heroin-Ersatz 59

Skandale: Partykönig Michael Ammer steht in Hamburg wegen Körperverletzung vor Gericht 62

Stars: SPIEGEL-Gespräch mit der Sängerin und Fassbinder-Muse Ingrid Caven über ihr Leben zwischen RAF und Yves Saint Laurent 68

Gleichberechtigung: Emanzipation per Straßenschild 74

Ortstermin: Globalisierungsgegner berichten über Misshandlungen in italienischen Gefängnissen 76

Wirtschaft

Trends: Insider bei der Metallgesellschaft? / Weniger Schutz für Geldboten / Deutsche Banken drängen in die Schweiz 79

Geld: Schwarzer Freitag für T-Aktionäre / Schwedischer Finanzkonzern SEB verärgert Kunden 81

Währung: Was wird aus den Milliardenreserven der Bundesbank? 82

Computer: Angriff auf IBM 84

Spekulation: Wachsende Sympathie für die Tobin-Steuer 86

Handy: Das Geschäft mit den Klingeltönen 90

Medien

Trends: Ein Externer fürs ZDF / Werbemotiv verärgert Merz 93

Fernsehen: Karl-Heinz von Hassel über seinen letzten „Tatort“-Einsatz / Traumquoten für Gerichtssendungen 94

Vorschau 95

Verlage: Springer will Großaktionär loswerden ... 96

Die Finanznöte des Leo Kirch 98

Unternehmen: SPIEGEL-Gespräch mit Kabelbetreiber John Malone über seine Deutschland-Pläne 100

Karrieren: Das neue Leben einer Fernseh-Millionärin 106

Sport

Marketing: SPIEGEL-Gespräch mit Adidas-Vorstandschef Herbert Hainer über Helden in der Werbung 166

Fußball: Verwirrung um Vereinssponsor Michael Kölmel 170

Schröder in Nöten



Parteifreunde Müntefering, Schröder, Scharping

Seiten 22 bis 33

Schlechte Zeiten für den Kanzler: Der liebste Scharping ist kaum noch zu halten, über die Zuwanderung ist Rot-Grün zerstritten, regierungsnahen Wissenschaftler geben Schröders Wirtschaftspolitik miese Noten, und in der SPD-Fraktion brodelt es, seit Generalsekretär Müntefering Mazedonien-Abweichlern Sanktionen angekündigt hat. Intern drohte Schröder schon mit Rücktritt.

Wohin mit 170 Milliarden Mark?

Seite 82

Seit der Einführung des Euro werden die Gold- und Devisenreserven der Bundesbank nicht mehr benötigt. Der Schatz ist immerhin rund 170 Milliarden Mark wert – und ein solches Vermögen weckt Begehrlichkeiten bei Politikern und bei Bankern. Nur an das Volk denkt bisher niemand.

Euro-Uhr in Frankfurt am Main



Ammer, Freundin

Der Partyprozess

Seite 62

Die Nachfrage nach Glamour ist gestiegen, und deshalb machen Event-Manager wie Michael Ammer immer bessere Geschäfte: Der Partykönig veranstaltet Promi-Feste, er macht Mädchen berühmt und Medien glücklich, er besorgt der Tratsch-Presse den Klatsch und die Fotos, die sie braucht. In Hamburg steht er jetzt wegen Körperverletzung vor Gericht – der Prozess verspricht eine große Party zu werden.

Fassbinders Muse

Seite 68

Sie war mit Rainer Werner Fassbinder verheiratet, feierte Erfolge als Sängerin in Paris, jetzt ist sie die Heldin eines Romans. Ihre Ehe sei ein tragischer Fehler gewesen, sagt Ingrid Caven im SPIEGEL-Gespräch: „Rainer wurde plötzlich zum Spießer.“

Caven





Stau (in Berlin), Fahrsimulator



GAMMA / STUDIO X

Sonderteil: Autos und Mobilität S. 112 bis 162

Wann kommt das Brennstoffzellen-Auto? Was lernen Pkw-Ingenieure von ihren Formel-1-Kollegen? Warum hängt der Mensch so an den Blechkisten auf Rädern, auch wenn sie als Fortbewegungsmittel immer weniger taugen? Autos, technisch immer perfekter, bleiben Kultobjekte. Ist der Smart gar *der* Oldie von morgen?

Verkehrspolitik: Mit Hightech-Autos in den Stau 112
Essay: Philosoph Norbert Bolz über das unbeirrbar Auto-Ich 118
Konzerne: Comeback der „Car Guys“ 122
Antriebe: Streit um den richtigen Weg zum Brennstoffzellen-Auto 126
SPIEGEL-Gespräch: VW-Vorsitzender Ferdinand Piëch über die Aufgaben seines Nachfolgers, Probleme bei den Töchtern Audi, Seat und Škoda und seine Abwehrpläne gegen eine feindliche Übernahme 132
Technik: Kunstwelten im Klimakanal 138
Zulieferer: Wachsender Preisdruck führt zu Qualitätsmängeln 143
Autokult: Amerikaner fahren anders 148
Motorsport: Lernen vom Rennzirkus 154
Oldtimer: Wachsender Markt für Altautos 156
Design: Verwirrende Vielfalt von Hebeln und Knöpfchen 162

BERLINER VERLAG

Israels Boulevard der geplatzten Träume Seite 188

Seit der palästinensische Terror auch im lebensfrohen Tel Aviv einschlägt, regiert selbst auf dem pulsierenden Boulevard Scheinkin nur noch aufgesetzte Fröhlichkeit. Während die Regierung in Jerusalem auf brutale Vergeltung setzt, beklagen frustrierte Friedensbewegte die Verrohung der Gesellschaft.



Szene-Café in Tel Aviv

ANDRÉ BRUTMANN

Ausland
Panorama: Hoffnung für die Inhaftierten von Kabul / Die Sorgen der dänischen Königin 173
Mazedonien: Auf dem Weg zum Protektorat 176
Nordirland: Bomben am Schulweg 182
Südafrika: Chaos bei Antirassismus-Konferenz ... 184
Israel: Eine Nation verroht 188
Korea: Attacken gegen die Versöhnungspolitik 198
Kosovo: Die Friedensmission der einstigen RAF-Terroristin Silke Maier-Witt 202

Serie: Die Gegenwart der Vergangenheit
 Besser tot als feige – Peter Schneider über die stillen Helden im NS-Terrorstaat 210
 Ein kleiner Beamter als Topspion – das traurige Schicksal des Fritz Kolbe 220

Schwarze Löcher als Weltenschöpfer Seite 228



ASTROFOTO

Astronomen haben das bislang älteste aller Himmelsobjekte entdeckt: ein Schwarzes Loch, so schwer wie eine Milliarde Sonnen. Nun rätseln die Forscher, wie so schnell nach dem Urknall solche kosmischen Ungeheuer entstehen konnten. Waren die Materieschlucker gar die Keimzellen, um die herum sich Sterne und Galaxien bildeten?

Schwarzes Loch (Zeichnung)

Wissenschaft · Technik
Prisma: Pornos für Altenheime / Babys imitieren die Gebärdensprache Gehörloser 225
Kosmologie: Ein uraltes Schwarzes Loch verwirrt die Astronomen 228
Medizin: Interview mit dem Pathologen Hans Bankl über den perfekten Mord und die Misere der Leichenschau 231
Eisenbahn: Trassenbau auf dem Dach der Welt ... 238
Medikamente: Rheumamittel unter Verdacht ... 240

Kultur
Szene: Blitzstart für neuen Eco-Roman / Kunstfahnder Charles Hill über Risiken der Essener Turner-Ausstellung 243
Legenden: SPIEGEL-Gespräch mit Bob Dylan über die Katastrophensucht der Medien, schlechte Filme und sein neues Album 246
Literatur: Elke Heidenreichs Erzählungen „Der Welt den Rücken“ 252
Regisseure: Steven Spielbergs Film „A.I.“ 254
Autoren: Joanna Trollope und ihr Ehebruch-Roman „Eine ganz normale Affäre“ 256
Bestseller 258
Festivals: Werner Herzogs Film „Invincible“ in Venedig durchgefallen 262

Bob Dylan attackiert Medienbrutalität Seite 246

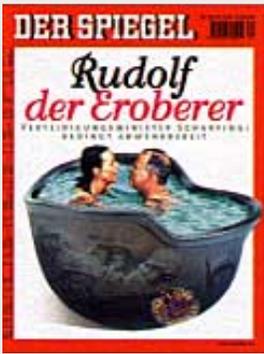
Musiklegende Bob Dylan legt eine neue CD vor. Im SPIEGEL-Gespräch geißelt er die Mediensucht nach „Show, Spektakel, Brutalität“, bekennt seine Liebe zu alten Schwarzweißfilmen: „Es wurde nicht so viel sinnlos gefaselt.“

Dylan



KEEN REGAN / PHOTO SELECTION

Briefe 8
Impressum, Leserservice 264
Chronik 265
Register 266
Personalien 268
Hohlspiegel/Rückspiegel 270
 TITELBILD: Fotos dpa, action press



SPIEGEL-Titel 35/2001

„Loriot und Evelyn Hamann könnten ein liebestolles Paar in reifen Jahren nicht komischer parodieren, als es Rudolf Scharping und die Gräfin Pilati im echten Leben vorführen.“

Klaus Scheffler aus Kirchheim (Bayern) zum Titel „Rudolf der Eroberer – Verteidigungsminister Scharping: bedingt abwehrbereit“

Buchping, Köpping, Scharping!

Nr. 35/2001, Titel: Rudolf der Eroberer – Verteidigungsminister Scharping: bedingt abwehrbereit

Warum kritisiert man Scharping eigentlich wegen seines offen zur Schau getragenen Urlaubsvergnügens? Man könnte ihn doch eigentlich loben für die uneingeschränkte Ehrlichkeit, mit der er demonstriert, dass die „Befehlshaber“ eben nie selber den Kopf hinhalten, sondern sich zu Konfliktzeiten durchaus eine schöne (Bade-) Zeit gönnen. Er ist der Erste, der nicht Betroffenheit heuchelt, sondern zu seiner Meinung steht, auch öffentlich! Oder?

KÖLN FLORIAN GÖRNER

Dass Balkan-Rudi-im-Liebesglück Bundesverteidigungsminister ist, mag ja noch angehen. Dass die SPD sich aber einen Scharping aus falsch verstandener Pietät als Vorsitzenden ihrer Programm-Kommission leistet, ist – nicht nur nach seinen verbalen Kosovo-Tieffliegern – eine intellektuelle Bankrotterklärung der deutschen Sozialdemokratie. Genosse Scharping, abtreten! Geordneter Rückzug mit Gräfin in den Westerwald! Keine Memoiren!

MANNHEIM OLIVER BENJAMIN HEMMERLE

Lieber klandestiner „oral sex“ im Oval Office mit Bill President als inszeniertes Seichtwasser-Petting mit Rudolf Backfisch.

KIRCHZARTEN (BAD.-WÜRTT.) ULRICH DRESCHER

Man muss sich das einmal vorstellen: Da schießt nicht irgendein Paparazzo ein „Turtel“-Foto vom Verteidigungsminister, sondern dieser bestellt ganz gewollt ein Reporterteam, um sich und seine schon etwas Lack-ab-Gräfin in Szene setzen zu lassen. Während seine Soldaten im Kosovo und Mazedonien, enthaltsam und auf Schmal-Sold gesetzt, um ihren Einsatz bängen. Hat Scharping, der noch nie gedient hat, noch alle Tassen im Schrank? Der Mann ist keine 20 mehr, hat Vorbildfunktion. Mein Therapie-Rat: ein ordentlicher Grundwehrendienst bei der Bundeswehr! Damit er erst mal lernt, worüber er zu befinden hat.

BERLIN ROBERT DIETRICH GEBHARDT

Unser „Hermännchen“ aus der TV-Serie „Heimat“ mit diesem wild gewordenen Kleinbürger zu vergleichen ist eine schlimme Beleidigung. Denn lieber ein mitelmäßiger Musiker als ein mediokrer, frontabschreitender Bramarbasso.

ASSENS (DÄNEMARK) PETER STEINBACH
„HEIMAT“-DREHBUCHAUTOR



Liebespaar Scharping/Pilati: Ungehemmter Medienexhibitionismus

Ich war immer stolz darauf, dass es in Deutschland einen Konsens zwischen Medien und Politik gab, das Privatleben der Politiker diskret zu behandeln. Dass ausgerechnet der Verteidigungsminister in Zeiten politischer Brisanz die Bahn frei macht für ungehemmten Medienexhibitionismus und -voyeurismus, um sein „vollkommen unin-

teressantes“ privates Glück zur Schau zu stellen, ist für mich ein Fauxpas, der Konsequenzen nach sich ziehen sollte.

HAMBURG GABRIELE BERGERT

Wie steigerte der Rheinländer doch im Karneval das rheinische Wort für Schmerz (Ping)? Buchping, Köpping, Scharping (Bauchschmerz, Kopfschmerz...)

BONN RAINER V. ZUR MÜHLEN

Ja, wie hätten Sie's denn gerne? Schottete sich der Politiker ab, würde er von genau denjenigen, die sich über die Zurschaustellung aufregen, der Geheimniskrämerei bezichtigt.

HATTERSHEIM (HESSEN) THOMAS SCHÖFFEL

Ob wohl der Verteidigungsminister, der ja sonst solch großer Emotionen fähig zu sein scheint, eine Minute darüber nachgedacht hat, wie sich seine (Noch-Ehe-) Frau und seine Kinder angesichts seiner Turtel-Inszenierungen fühlen müssen?

TÜBINGEN (BAD.-WÜRTT.) BARBARA SCHACKE

Deutschland einig Spannerland. Endlich wird wieder ein wichtiges Grundsatzthema auf typisch väterländische Art und Weise hochstilisiert. Sicherlich ist Scharpings Badeausflug unglücklich verlaufen, jedoch sollte gerade Westerville seinen Schnabel nicht so weit aufreißen. Da ist mir doch ein liebestoller Verteidigungsminister tausendmal sympathischer als ein volksnah Flaschenbier trinkender „Big Brother“-Liberaler.

LAURENCE CHAPERON

NIEDER-OLM (RHLD.-PF.) JÖRG AFFLER

Während Soldaten für sechs Monate (!) komplett von ihrer Familie und Freunden getrennt leben müssen, weil nicht einmal Geld für einen innereuropäischen Charterflieger da ist, der Kurzurlaube ermöglicht, verprasst Scharping die Mittel der Bundeswehr und stellt sich locker in der Presse dar. Ein eigentlich verklemmter Wichtig-



Titel: Der japanische Premier Shigeru Yoshida

Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL VOM 12. SEPTEMBER 1951
Hohe Straßenzölle in Ostzone 48000 Mark täglich an die Vopo. Welfenhochzeit in Hannover Noch immer Hoffnung auf den Thron? Schaulprozess gegen polnische Genossen Gomulka, Kliszko und Spychalski in Haft. Porträt eines Spions Dr. Richard Sorge. West-Berlin befiehlt Ausladung der zur Eröffnung des Schillertheaters eingeladenen Ost-Berliner Intendanten Verdacht auf „Friedensstörung“. Allierter Verkaufsbefehl für Bavaria Filmstudios Bonn: „Grober Vertrauensbruch“. Penicillin kann eingeatmet werden Zu feinstem Nebel zerstäubt.

Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter www.spiegel.de

Werbeseite

Werbeseite

tuer, der als Verteidigungsminister Spaß an der Selbstdarstellung mit martialischer Kriegsberichterstattung hat, ist in einer solchen Funktion nicht mehr tragbar.

MÜNCHEN

MANFRED K. WOLFF

Ich kann einfach nicht begreifen, was für ein Theater um diesen Einsatz in Mazedonien gemacht wird. Besonders die Frage, ob die Bundeswehr auch gut „gerüstet“ sei, und das Gerede von der Verantwortung, die man habe, wenn man „Väter und Söhne in einen solchen Einsatz schickt“, sind total überzogenes Getue. Die Menschen, die sich für diesen Beruf entschieden haben, taten dies aus freien Stücken, diese Einsätze werden gut bezahlt, und bei den Polizeibeamten machen sich die Politiker vor Castor-Einsätzen auch nicht so rührend Gedanken.

SCHAUENBURG (HESSEN)

MARKUS MEISTER

Scharping ist die personifizierte Aufforderung zur Fahnenflucht.

WÜRZBURG

KARL-HEINZ KLAIBER

Hervorragender Artikel! Hart, gerecht und mehr als verdient. Mal eben aus dem Turtelurlaub des zweiten Frühlings nach Berlin jetten, um unsere Jungs mit unzureichender Ausrüstung und zu geringer Zeitvorgabe ins Feuer zu schicken – echte Führungsqualität! Soldatentum nie verstanden – aber Herr über Leben und Tod einer soldatischen Verfügungsmasse zur Profilierung im Berliner Tanz der Eitelkeiten. Ein typischer Vertreter der parteipolitisch geprägten Karriere. Diese Egozentriker gehören besser kontrolliert.

AACHEN

GERO HOPPE
HAUPTMANN A. D.

Übrigens, die deutschen Nato-Soldaten in Mazedonien machen ihren Job, den sie gewählt haben. Und ein lebensbejahender, ehrlicher Minister nützt ihnen sicher mehr als einer, der nur militärisch-sauer dreinschaut.

NIERSTEIN (RHEINLAND-PFALZ)

MONIKA ORNING

Real existierendes Patriarchat

Nr. 35/2001, Prostitution: Der Kampf der Rotlicht-Lobbyistin Stephanie Klee für die Rechte der Huren

Ich bin entsetzt. Muss ich als ganz „normale“ Alltagsfrau mir doch von einer Prostituierten den Vorwurf gefallen lassen, die (Ehe-) Frauen hätten nicht ausreichend Phantasie im Bett! Welche Frau findet es denn schon spannend, der Prostituierten nachzueifern, immer bereit zu sein, ihn zu bedienen, egal ob er am stimmungsvollen Miteinander mitarbeitet oder aber nur das Nötigste tut, um schnell diesen Druck in der „Leitung“ loszuwerden? Diese Befriedigungsgesellschaft, in der man sich jeden Thrill kaufen kann, macht es einer festen Beziehung nicht eben leicht.

HAMBURG

ULY LÜDEMANN



Rotlicht-Lobbyistin Klee

Ein normaler Beruf, ein respektabler Job?

Prostitution ist mehr als eine gesellschaftliche Pestbeule, und sie ist auch mehr als ehrliche Erwerbsarbeit für Hunderttausende Frauen in Deutschland. Sie kann nämlich auch aus männlicher Sicht von großer, vielleicht existenzieller Bedeutung sein, denn zu den Kunden der „Sex-Arbeiterinnen“ gehören eben nicht nur sexuell frustrierte Ehemänner, sondern wohl auch vereinsamte Menschen, Außenseiter, denen die Dienstleistung einer Prostituierten eine Möglichkeit bietet, kurze Momente der Zweisamkeit und damit die Befriedigung elementarer Sehnsüchte zu erkaufen.

TRIER

VIKTOR BRECH

Wird die Lüge, dass Prostitution das älteste Gewerbe der Welt sei, deshalb aufrecht erhalten, um eine Art Freiwilligkeit der betroffenen Frauen dazu zu konstruieren? In einer Umfrage unter Prostituierten vor einigen Jahren kam heraus, dass circa 80 Prozent von ihnen bereits als Kinder und/oder Heranwachsende sexuelle Gewalt an sich erlebt hatten. Sieht so der Erwerb eines Gewerbescheins aus? Ein normaler Beruf, ein respektabler Job? Ach ja, wir leben immer noch im real existierenden Patriarchat!

MECHERNICH (NRDRH.-WESTF.) GUDRUN NOSITSCHKA

Wäre es nicht sinnvoller, das Geld und die Bemühungen, die Frau Klee für ihre Kolleginnen verlangt, in andere Bereiche des sozialen Lebens zu investieren, zum Beispiel in Jugendarbeit, um „Französisch“ auf dem Strich mit 13 zu vermeiden?

BERGISCHE GLADBACH HELENA CHEBAN-SCHEELE

Geholfen ist den Huren nicht mit der Legalisierung ihres Berufes, sondern eher durch den Ausbau ihrer rechtlichen Befugnisse. Dazu sollte es ein umfassendes Netzwerk psychologischer Beratungsstellen geben und Ausstiegsmöglichkeiten angeboten werden. Geholfen wäre den Huren durch eine Rechtslage wie in Schweden üblich, die nicht die Opfer kriminalisiert, sondern die Täter.

LUDWIGSBURG

LINDA BRANDNER

In höchster Gefahr

Nr. 35/2001, Mobbing: Warum ein schwuler
BKA-Mann sich tötet

Ich beglückwünsche Sie zu einer beispiellosen Berichterstattung über Diskriminierung und Mobbing. Ich arbeite schon seit zehn Jahren in einem toleranten Touristikunternehmen. Doch unter der Fassade verbergen sich ebensolche Strukturen, wie sie Herr Zimmermann vorfand. Man ist engagiert, doch die Vorgesetzten bevorzugen ihresgleichen. Alles in allem ein ganz normaler Prozess in unserer Gesellschaft, die noch sehr weit entfernt davon ist, tolerant zu sein und Minderheiten zu achten.

FRANKFURT AM MAIN CHRISTOS CHATZIAPOSTOLOU

Das Schwulsein war nur der willkommene Vorwand, um vor dem Hintergrund weit verbreiteter klammheimlicher Zustimmung gegen einen Kollegen vorzugehen, der mehr arbeitete, als er musste. Selbst Arbeitnehmer, die dies ohne Karriereabsichten gelegentlich unbedacht tun, sind beim ersten Anzeichen von nachlassender Gunst des Vorgesetzten in höchster Gefahr. Und haben die Mobber nicht Recht? Jeder, der das in einem bestimmten Umfeld gesetzte Leistungslevel, wie unschuldig auch immer, nach oben durchbricht, erhöht die Anforderungen.

KEFENROD (HESSEN)

BARBARA ESHAEM



Todesanzeige für BKA-Mann

Niemand würde sich heute noch intolerant nennen wollen oder gar diskriminierend. Mobbing geht perfidere Wege, die Ewiggestrigen toben sich ungebremst und mit klammheimlicher Freude ihrer Weggefährten hinter dem Rücken ihrer Opfer aus. Mir wurden die größten Felsbrocken als Abteilungsleiter in einem Steglitzer Warenhaus in den Weg geschoben, nachdem mein Schwulsein bekannt geworden war.

BERLIN

VOLKER KMIECINSKI

Im Entwurf des NRW-Landeshaushaltes 2002 sind keine Mittel mehr für Lesben- und Schwulenarbeit vorgesehen – „die haben ja jetzt das Lebenspartnerschaftsgesetz“. Mit dem Tod von Peter Zimmermann muss auch den Unbedarften klar sein, dass das Lebenspartnerschaftsgesetz nur ein Baustein zu einem toleranten Haus ist, mehr nicht.

ERKRATH (NRDRH.-WESTF.) WOLFGANG BLISCHKE
AK LESB. U. SCHWULER POLIZEIBEDIENST. IN NRW



BERT BOSTELMANN / ARGUM

Familie Gerster/Nürnberger
Uralte Weisheiten des Kleinbürgertums?

Ein Recht auf Grenzen

Nr. 35/2001, Familie: SPIEGEL-Gespräch mit Moderatorin Petra Gerster und ihrem Mann Christian Nürnberger über ihr Buch zum „Erziehungsnotstand“ in Deutschland

Petra Gerster und Christian Nürnberger haben mit ihrer Analyse zur derzeitigen Situation der Erziehung in unserer Gesellschaft den Nagel auf den Kopf getroffen. Spätestens seit dem allgemeinen Wehklagen um das Verkümmern sozialer Grundfähigkeiten wie Zivilcourage und Nächstenliebe, um fehlendes Gespür und Ratlosigkeit im Umgang mit ethischen Fragen und der steten Zunahme von Süchten und Abhängigkeiten müsste eigentlich allen Schulen und Eltern klar sein: Nicht Anpassungsfähigkeit an ISO-Normen und industrielle Standardabläufe machen eine junge Persönlichkeit stark, sondern der zur Individualität und Willensstärke herangebildete Charakter.

ORTENBERG (BAD.-WÜRTT) ANDRÉ MACCO

Ein lustiges Interview. Pointierter hätte das meine Omi auch nicht ausdrücken können. Ich brenne darauf zu erfahren, wie das Pärchen Gerster/Nürnberger mit den uralten Weisheiten des Kleinbürgertums die „Zukunft unserer Kinder“ rettet.

FRANKFURT AM MAIN GREGOR LAMPRECHT

Ja, ja, ja. Da möchte man jeden Satz unterstreichen. Es scheint so einfach, den Finger in die richtige Wunde zu legen: Wie wäre es, wenn manche Eltern wieder ihrem Erziehungsauftrag nachkommen? Wie wäre es, die Schulen finanziell und personell rigoros aufzurüsten? Kleinere Klassen, bessere Aus-

stattung, bessere Betreuung. Und dann noch Eltern, die auch mal laut Nein sagen. Man tut den Kindern keinen Gefallen damit, aus Ermüdung nachzugeben. Sie haben ein Recht auf Grenzen. Das macht Mühe. Sie haben ein Recht auf eine gute Schule. Das kostet Geld. Schaffen wir es aufzuhören, uns diesbezüglich etwas vorzumachen?

KÖRLE (HESSEN) THOMAS FRANKFURTH

Schon immer war die „Jugend von heute“ in den Augen der Älteren missraten, und Frau Gerster stimmt unreflektiert in diesen Chor ein. Falsch war diese Einschätzung jedoch schon immer. Die meisten Kinder und jungen Leute heute sind offen, konfliktfähig, sehr leistungsbereit und kommen mit ihrer Welt besser zurecht als ihre Eltern damals. „Damals“ gab es wie heute Kinder, die andere terrorisiert haben, nur gab es dafür weder eine Öffentlichkeit noch Elterninitiativen oder Unterstützung von der Schule. Mitnichten wurden Kinder früher mehr erzogen. Sie wurden hingegen bedenkenlos repressiert und ruhig gestellt und hatten mitunter den Stellenwert von unnützen Essern. Das Ergebnis dieser „Erziehung“ waren Kinder und Jugendliche, die wohl „gut erzogen“ waren, aber unglücklich aufwuchsen und Neurosen entwickelten.

WALLDORF (BAD.-WÜRTT.) EVA KAHLMANN

Das Ganze ist eine einzige Selbstinszenierung der interviewten Eltern über persönliche Vorlieben und den eigenen „guten Charakter“. Dass zudem ausgerechnet eine Moderatorin und ein Journalist unbekümmert die alten (und wissenschaftlich weitgehend widerlegten!) Vorurteile über den schlechten Einfluss der Medien verbreiten, passt ebenso gut ins widersprüchliche Bild wie die Kritik an den 68ern, deren moralischer Dogmatismus sich doch gerade in der Beschwörung und der undifferenzierten Verurteilung der neuen Feindgröße „Globalisierung“ ausdrückt.

MANNHEIM DR. ROGER STRATHAUSEN

Ich würde mich an Gerster/Nürnbergers Stelle nicht so weit aus dem Fenster lehnen. Oder ist ihnen tatsächlich nicht bewusst, wie sehr sie ihre eigenen Kinder als gelungene Erziehungsprodukte vorführen? Heute schon zu wissen, was die 12-jährige Tochter mit 18 zu denken und zu wünschen hat („... sie wird auf der Straße sein“), finde ich bedenklich und beklemmend.

OBERURSEL (HESSEN) SUSANNE FRIEDRICHS

Berufsrisiko eines Intendanten

Nr. 35/2001, Ortstermin:
Auftritt der Internationalen Funkausstellung
in Berlin

Es ist verdientvoll, dass der SPIEGEL mit Ullrich Fichtner einen Kollegen zur Beobachtung der IFA nach Berlin entsandt hat, der Hühnerbeine zählen kann. Verdienstvoller und informativer wäre es jedoch ge-

wesen, wenn er trotz „klirrender Besteckkästen und Löffelschlägen auf Rechauds“ angehört hätte, was ich wirklich gesagt habe. Entgegen seinem Bericht habe ich nicht von der Gegenwart gesprochen, als ich vom „Fenster in den anderen Teil Deutschlands“ sprach, sondern von der Vergangenheit, die einer der Gründe für das ZDF war, sich für die IFA Berlin so lange zu engagieren. Nicht richtig verstanden zu werden gehört wohl zum Berufsrisiko eines Intendanten.

MAINZ PROF. DR. H.C. DIETER STOLTE

Psychologisch zerstört

Nr. 35/2001, Gesundheit: Hausärztenotstand im Osten

Das Problem älterer Ärzte, für ihre Praxis einen Nachfolger zu finden, besteht nicht nur in Ost-, sondern auch in Westdeutschland. Betroffen sind ferner nicht nur die Hausärzte, auch die Fachärzte können ihre Praxen kaum noch verkaufen. Die seit zehn Jahren kontinuierlich sinkenden Realeinkommen haben die Grenze der Existenzfähigkeit kleiner und mittelgroßer Praxen erreicht und den Mut vieler Jungmediziner zum Schritt in die budgetierte berufliche Eigenständigkeit psychologisch zerstört.

HANNOVER SVEN KOCKLER
ARZT FÜR NEUROLOGIE UND PSYCHIATRIE



KLAUS WEHNER

Hausärztinnen in Ostdeutschland
Den Weg zurück finden nur noch wenige

In Mecklenburg-Vorpommern scheint es mir eher hausgemachte Gründe für die Misere zu geben. Die für die Weiterbildung und damit die Verleihung des Titels „Allgemeinmediziner“ zuständige Ärztekammer hat ihren Ausgestaltungsspielraum voll ausgeschöpft und eher eine Weiterbildungsverhinderungsordnung erlassen. Bleibt nur die Abwanderung in andere – meist westliche – Bundesländer. Den Weg zurück in die Provinz finden dann nur noch wenige.

DAVOS (SCHWEIZ) HARALD JUNG

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Adresse lautet: leserbriefe@spiegel.de

Eine Teilaufgabe dieser Ausgabe enthält einen Postkartenbeihänger der Allg. Dt. Direktbank, Frankfurt am Main, und des SPIEGEL-Verlags/Abo, Hamburg. In einer Teilaufgabe dieser Ausgabe befindet sich ein Prospektbeikleber der Firma Ford, Köln. Eine Teilaufgabe enthält eine Beilage der Firma Schweiz Tourismus, Frankfurt am Main.

Werbeseite

Werbeseite



THOMAS FREY / DPA

Gleisbauarbeiten (an der ICE-Neubaustrecke Frankfurt-Köln bei Bad Honnef), Bodewig

VERKEHR

Bonbons von Bodewig

Mit haushaltstechnischen Kunstgriffen will Verkehrsminister Kurt Bodewig schneller Geld für den Ausbau von Straßen und Schienen aus dem Bundesetat loseisen. Finanzminister Hans Eichel und Bodewig vereinbarten jetzt, dass schon sofort nach Einführung der Lkw-Maut Anfang 2003 Mittel für das Anti-Stau-Programm der Bundesregierung bereitstehen sollen. Da die Lkw-Gebühren der Spediteure, mit denen die Baumaßnahmen finanziert werden sollen, zu diesem Zeitpunkt gerade erst zu fließen beginnen, sollen die Gelder aus dem Bundeshaushalt vorgestreckt werden – garantiert über so genannte Verpflichtungsermächtigungen. Für die Bahn will der Verkehrsminister zudem 300 Millionen Mark aus einem ande-

ren, an sich blockierten Posten lockermachen: für Sanierungsarbeiten vorgesehene 1,3 Milliarden Mark aus dem Haushalt, die Bahnchef Hartmut Mehdorn in diesem Jahr nicht abrufen kann, weil die Bahn mit Planungsarbeiten im Verzug ist. Nun sollen Teile dieser Investitionsmittel kurzfristig umgewidmet werden, um damit zusätzliche Planer und Ingenieure bei der Bahn zu bezahlen. Auch für die Lkw-Lobby fand Bodewig ein Bonbon: Wenn es auf EU-Ebene keine Angleichung der Belastungen geben sollte, will die Bundesregierung jetzt doch national eine Kompensation der Lkw-Maut für die Spediteure in Betracht ziehen. „Die Klagen der Unternehmen über Wettbewerbsverzerrungen in Europa sind berechtigt“, so Bodewig. „Wir wollen eine höchstmögliche Harmonisierung der Belastungen. Entweder bauen andere EU-Länder ihre Förderung ab, oder wir müssen Vergleichbares installieren.“



MARC O. URBAN

KANZLER

Machtwort mit Geschmäcke

Der überraschende Einsatz von Bundeskanzler Gerhard Schröder zu Gunsten des Online-Dienstes AOL bekommt im Nachhinein einen unangenehmen Beigeschmack. In einem Interview mit AOL anlässlich des „Tags der offenen Tür“ im Kanzleramt hatte Schröder am vorvergangenen Samstag die Forderung des Internet-Anbieters nach einer so genannten Flatrate massiv unterstützt. Die Flatrate – eine Pauschalgebühr für den Zugang zum Internet an Stelle nutzungsabhängiger Abrechnungen – sei „eine gute Sache, und AOL fordert das auch zu Recht“, so der Kanzler in dem Gespräch, das der Online-Dienst ins Internet stellte. Bei einem anschließen-

den Empfang bot Schröder sich als Vermittler im Streit mit der Deutschen Telekom an, die von AOL für eine Standardleistungskapazität von 64 Kilobit bisher 160 Mark pro Monat und Kunden ver-



WOLFGANG KUMM / DPA

Schröder beim „Tag der offenen Tür“

langt. AOL fordert mindestens eine Halbierung dieses Betrags. Schröders Einlassungen seien „mehr als ein Punktsieg für den Online-Dienst“, kommentierte die „Berliner Zeitung“ und wunderte sich, dass Schröder die „Wertentwicklung des Bundesvermögens“ – gemeint waren die Telekom-Aktien in Bundesbesitz – „offenbar völlig schnuppe“ sei. Nicht ganz: Denn AOL half, beim Kanzlerfest das Bundesvermögen zu schonen. Als einer von drei Hauptsponsoren stiftete das Unternehmen 500.000 Mark für das Gelingen des Spektakels. Als „Gegenleistung“, so ein AOL-Manager, habe man die „exklusiven Internet-Rechte“ bei der Vermarktung des Festes und das Exklusiv-Interview mit dem Kanzler erhalten. Dass Schröder sich dabei inhaltlich auf die Seite der edlen Spender schlug, war auch für AOL eine Überraschung. „Ich war echt platt“, so ein anwesender Mitarbeiter.

HOMO-EHE

CDU spielt nicht mit

Eine steuer- und sozialrechtliche Besserstellung homosexueller Paare lehnt die CDU/CSU-Fraktion weiter ab. Beim so genannten Lebenspartnerschafts-ergänzungsgesetz, das schwulen und lesbischen Paaren dem Ehegattensplitting ähnliche Steuervorteile und eine Besserstellung bei der Erbschaft- und Schenkungsteuer gewähren soll, „kommt für uns eine Teilnahme an den Verhandlungen der Arbeitsgruppe des Vermittlungsausschusses nicht in Betracht“. Das erklärt

der zuständige Vize-Fraktionsvorsitzende Wolfgang Bosbach in einem Schreiben an den grünen Rechtspolitiker Volker Beck. Dies gelte, solange die Bundesregierung grundsätzlich an der Homo-Ehe festhalte. Um Kernpunkte des noch nicht verabschiedeten Ergänzungsgesetzes zur Homo-Ehe durch den Bundesrat zu bringen, hatte Beck der Union vor wenigen Wochen angeboten, auch Details des be-



„Hochzeit“ eines homosexuellen Paares (in Hamburg)



Beck



Bosbach

reits in Kraft getretenen Lebenspartnerschaftsgesetzes zur Disposition zu stellen. Das Gesetz ermöglicht seit dem 1. August „Hochzeiten“ Homosexueller. Bosbach lehnt Becks Vorschlag nun mit der Begründung ab, dass es für die Union nicht um „einzelne Fragen“ gehe, sondern grundsätzlich um die „Schaffung einer völlig neuen familienrechtlichen Institution“, die als „Ehe-Imitat gewollt ist und deshalb auch so genannt werden kann“.

ATOMAUSSTIEG

Mogelei bei Zwischenlagern

Um die deutschen Kernkraftwerksbetreiber nicht zu brüskieren, verstrickt sich die Bundesregierung mit ihrem Gesetz zum Atomausstieg in einen pikanten Widerspruch. Laut dem vergangene Woche im Kabinett verabschiedeten Entwurf von Bundesumweltminister Jürgen Trittin gelten die 17 im Rahmen des Ausstiegs geplanten Atommüll-Zwischenlager, die unmittelbar neben bestehenden Kraftwerken errichtet werden, als Bestandteile der Reaktoranlagen. Auf diese Weise wären sie kostenlos mitversichert, die Kraftwerksbetreiber würden jährliche Versicherungsprämien von gut zwei Millionen Mark sparen. Genehmigungsrechtlich dagegen sind die Standort-Zwischenlager eigenständige Atomanlagen, die folglich auch gesondert versichert werden müssten. Hintergrund der Mogelei: Die Regierung hatte die formale Trennung der neuen Atommüll-Lager von den Kraftwerken verfügt, weil sonst nicht das Trittin unterstellte Bundesamt für Strahlenschutz in Salzgitter für die atomrechtlichen Genehmigungen zuständig gewesen wäre, sondern die jeweilige Länder-Aufsichtsbehörde. Die unionsregierten Länder Hessen, Baden-Württemberg und Bayern hätten dann die Genehmigung der Zwischenlager verweigern können – und so das Ausstiegskonzept der Regierung blockiert.

BRANDENBURG

Lösung für Leichsenring

Die für ihr Engagement im Kampf gegen den Rechtsextremismus mehrfach ausgezeichnete Polizeipräsidentin von Eberswalde, Uta Leichsenring („Theodor-Heuss-Medaille“,



Schönbohm, Leichsenring

„Das unerschrockene Wort“, „Frau des Jahres 2000“), soll nach Überlegungen der Potsdamer Staatskanzlei Extremismusbeauftragte des Landes Brandenburg werden. Auf diese Weise will Ministerpräsident Manfred Stolpe (SPD) auch einen Koalitionszwist mit seinem Innenminister Jörg Schönbohm (CDU) beenden, dessen Verhältnis zu der couragierten Spitzenbeamten zerrüttet ist. Die von Schönbohm durchgesetzte Polizeireform sieht im kommenden Jahr die Auflösung des von Leichsenring geführten Polizeipräsidiums vor – auch, um sie aus dem Amt zu drängen, wie Sozialdemokraten in den vergangenen Monaten immer wieder unterstellten. Stolpe und führende SPD-Politiker wollen die bundesweit bekannte Leichsenring jedoch unbedingt im Land halten.

CASTOR-PROTESTE

Zur Kasse gebeten

Vier Demonstranten der Umweltschutzorganisation Robin Wood, die durch eine spektakuläre Aktion den letzten Atommüll-Transport nach Gorleben über Stunden verzögerten, werden jetzt zur Kasse gebeten. Für das Freihämmern aus einem im Gleisbett eingegossenen Betonblock berechnete das Präsidium West des Bundesgrenzschutzes insgesamt 14 301,28 Mark inklusive Mehrwertsteuer. Neben Personalkosten und den Zuschlägen für „Dienst zu ungünstigen Zeiten“ wurden auch Kleinigkeiten wie „4 Gehörschutzklappen à 50 Pfennig“, „3 Handweitleuchten à 2 Mark“ und ein „Trennschleifer“ (Tagessatz: 8,60 Mark) in Rechnung gestellt. Die Castor-

Demonstranten, die gegen die Forderung klagen wollen, müssen mit weiteren, möglicherweise noch höheren Schadensersatzforderungen rechnen: Auch das Technische Hilfswerk, die Deutsche Bahn Cargo und die Gesellschaft für Nuklear Service haben Forderungen angekündigt.



Bergung einer Demonstrantin (bei Dannenberg)

FUNKTIONÄRE

Teures Ehrenamt

Mitglieder der Kassenärztlichen Vereinigung (KV) und gesetzlich Krankenversicherte kommt die Selbstverwaltung der Ärzte in Sachsen-Anhalt teuer zu stehen. Klaus Penndorf, ehemaliger Vorstandsvorsitzender der KV, erhält nach seinem Ausscheiden Anfang dieses Jahres für weitere zehn Jahre einen „Ehrensold“ von monatlich 13 500 Mark – insgesamt über 1,6 Millionen. Schon während seiner zehnjährigen Amtszeit

hatte der „ehrenamtliche“ Funktionär 18 000 Mark monatlich an Aufwandsentschädigung bezogen. Auch Penndorfs Ex-Stellvertreter Karl-Heinz Weitsch kassiert nach dem Ende seiner Tätigkeit für die KV weiter fürstliche Summen. Das Sozialministerium Sachsen-Anhalts als Aufsichtsbehörde hat den Haushaltsplan der KV deshalb in diesem Punkt beanstandet, da das Bundessozialgericht im vergangenen Jahr befunden hatte, Ehrensold dürfe nur für maximal zwei Jahre gezahlt werden. Eine Klage gegen die Beanstandung hat die KV vor kurzem verloren. Nach Angaben des Penndorf-Nachfolgers Burkhard John sind nun zwar Höhe und Dauer von Ehrensoldzahlungen reduziert worden. Das gelte „nach unserem Verständnis aber nur für die Zukunft“ und nicht für bereits laufende Zahlungen. Ein Jahre zurückliegender Beschluss könne „nicht so mir nichts, dir nichts aufgehoben werden“, da sich „die betroffenen Ärzte ja auch darauf verlassen“ hätten. Die Funktionäre erwägen nun, gegen die Beanstandung ihres Haushalts weiter rechtlich vorzugehen, so KV-Hauptgeschäftsführer Hans-Günter Spanuth. Unterdessen haben viele Krankenversicherungen insbesondere für Ostdeutschland Beitragserhöhungen angekündigt.



Penndorf, John

Am Rande

Luftnummer

Waren das noch Zeiten, als der Liedermacher Reinhard Mey mit Recht vermuten durfte, über den Wolken müsse die Freiheit grenzenlos sein. Heute ist der Himmel so verstopft wie der Kölner Autobahnring.



Schlimmer noch, auch solche tummeln sich da oben, die statt auf grenzenlose Freiheit mehr auf Blut und Boden stehen: Seit Tagen lässt die „Deutschland den Deutschen“-Partei DVU ein kleines Flugzeug mit ihrem Wahlbanner über Hamburg kreisen. Dort wird am 23. September gewählt. Weil die Mindestflughöhe 600 Meter beträgt, ist das fliegende Werbeplakat wenigstens vor Beschädigungen durch Andersgesinnte sicher, werden die DVU-Wahlkämpfer gehofft haben.

Doch da haben die extremen Überflieger nicht mit der Kampfbereitschaft der hanseatischen Piloten gerechnet. Die lehnten den Auftrag für den Werbeflug strikt ab; eine Art Mantafahrer am Himmel wurde daraufhin eigens aus Sachsen eingeflogen. Die Piloten sorgten nun auf ihre Art für Sauberkeit über den Wolken: Zwei von ihnen verfolgten unerbittlich den DVU-Flieger und lassen „Nazis raus“-Banner flattern: Fliegen gegen rechts. Was weder die Erfinder des Luftwahlkampfes noch ihre tapferen Verfolger bedacht haben: Über der Schlechtwetter-Metropole schweben permanent niedrige Regenwolken – der Luftkampf findet unter Ausschluss des Wahlvolks statt.

Da macht der FDP-Springteufel Jürgen Möllemann doch die besseren Luftnummern: Der Fallschirm-Politiker landet immer wieder unten – wo es jeder sieht.

LEBENSMITTEL

Volle Packung

Aus Brötchentüten, Torten-Unterlagen und Papptellern können unerlaubte Konservierungsstoffe auf Lebensmittel übergehen, ohne dass der Verbraucher etwas davon ahnt. Gut jede vierte Papier- oder Kartonverpackung für den Kontakt mit feuchten Nahrungsmitteln fiel bei Kontrollen des Chemischen Landesuntersuchungsamts Münster deswegen auf. Die Prüfer wiesen gleich vier verschiedene Konservierungsmittel in den Materialien nach – und zwar „ausnahmslos“ Stoffe, die nach den rechtlichen Bestimmungen „für Lebensmittel unzulässig sind“. Darunter war auch Orthophenylphenol, eine Chemikalie, mit der Zitrusfrüchte äußerlich behandelt werden. Die Schalen sind dann offiziell nicht mehr genießbar. Wenn der Stoff nun aus Verpackungen austrete und Lebens-

mittel belaste, dann seien diese „eigentlich auch nicht mehr zum Verzehr geeignet“, sagt der münstersche Amtsleiter Axel Preuß. Bisweilen ist zwar anzunehmen, dass die Konservierungsstoffe das Lebensmittel-Papier selbst schützen sollen. Doch nach Aussage des Behördenchefs ist es „heute eher der Fall, dass man überdosiert, um das Produkt auch noch mit zu schützen“.



Bäckerei (in Düsseldorf)

PDS

Bitte keine Sachsen!

Der PDS-Spitzenkandidat für die Berliner Abgeordnetenhauswahl, Gregor Gysi, hat sich Wahlkampfhilfe von sächselnden Genossen verboten. In einer Sitzung von Fraktions- und Parteivorstand warb Gysi wegen der bundespolitischen Bedeutung um Unterstützung im Berliner Wahlkampf, machte jedoch eine gravierende Einschränkung: Besonders im Westteil der Stadt sei es nicht angebracht, wenn PDS-Mitglieder mit „Nicht-Berliner Dialekten“ auftreten würden. Offenbar aus Angst vor Erinnerungen an den früheren SED-Chef Walter Ulbricht („Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu bauen!“) warnte der PDS-Spitzenkandidat insbesondere vor dem Einsatz von Rednern mit sächsischem Zungenschlag. Damit wären aber auch Wahlkampfauftritte der PDS-Chefin Gabi Zimmer ausgeschlossen: „Zonen-Gabi“ (Parteisport) stammt aus dem Thüringer Wald und spricht ebenfalls einen „Nicht-Berliner Dialekt“.



Gysi im Berliner Wahlkampf



MICHAEL URBAN / DDP

Regierungschef Schröder*: „Wenn man die Verantwortung, die man hat, nicht wahrnehmen kann, muss man sie abgeben“

Warten auf Erlösung

Nicht nur der liebestolle Verteidigungsminister bringt die Regierung in Bedrängnis: Steigende Arbeitslosigkeit, die Mazedonien-Abweichler in der SPD und der Zwist mit den Grünen um die Zuwanderung machen dem Kanzler zu schaffen. Er drohte mit Rücktritt und Koalitionsbruch.

Trifft ein Politiker eine Politikerin im Flugzeug. „Na“, dröhnt er jovial durch die Business-Klasse, „haben Sie Ihren Rücktritt schon verwunden?“ Während die Angesprochene noch irritiert nach Worten sucht, fährt die Dröhnstimme fort: „Na ja, ich habe ja auch so meine Erfahrungen.“

Was die ehemalige Gesundheitsministerin Andrea Fischer vorvergangenen Sonntag in der Lufthansa-Maschine von Frankfurt nach Berlin am meisten verblüfft haben dürfte, war die Tatsache, dass ihr Ex-Kollege Rudolf Scharping offenbar nur frühere Abgänge im Sinn hatte – vom

Parteivorsitz 1995 und als Fraktionschef 1998. Aktuell sah der Verteidigungsminister auch im Verlauf der vorigen Woche keinen Anlass, sein Amt zur Verfügung zu stellen. Stereotyp beteuerte der Sozialdemokrat: „Ich habe keinen Zweifel an der Korrektheit meines Verhaltens.“

Das sagt ein Politiker, dem der nordrhein-westfälische Regierungschef Wolfgang Clement – wie Scharping stellvertretender SPD-Vorsitzender – öffentlich eine „Macke“ bescheinigt hat. Die fadenscheinigen Ausreden über die nächtliche Spritztour nach Mallorca? Die Dienstflüge nach Frankfurt am Main seit Anfang des Jahres 2000, wo seine Gräfin lebt, darunter womöglich reine „Liebesflüge“ („Bild“)? Aus Mazedonien tönte Scharping am Frei-

tag vor einer martialischen Panzer-Kulisse: „Ich habe überhaupt keine Zeit, den Gerüchten so nachzulaufen, wie manche Produzenten glauben, dass ich sollte.“

Einer der Kritiker, der wichtigste, heißt Gerhard Schröder. Zwar bestritt der Bundeskanzler und SPD-Parteichef in der Nacht zum vergangenen Donnerstag, dass er seinem Verteidigungsminister den Rücktritt „nahe gelegt“ habe. Dass es aber im Kanzleramt im Beisein von SPD-Fraktionschef Peter Struck und Partei-Generalsekretär Franz Müntefering eine deutliche Abkanzelung gegeben hat, ist unbestritten. Ergebnis: Scharping bleibt Minister, aber die Bedingung ist klar. Sollte er am Montag dieser Woche vor dem Verteidigungsausschuss nicht lückenlos die dienstliche Notwendig-

BORIS ROESSLER / AFP / DPA

* Zu Beginn der Kabinettsitzung am vergangenen Mittwoch.

keit der Frankfurt-Flüge mit der Bundeswehr seit Beginn seiner Affäre mit Kristina Gräfin Pilati nachweisen können, ist sein Rausschmiss besiegelt.

Der Kanzler ist gereizt und nervös. Selten sah sich der Regierungschef einer solchen Ballung von Problemen ausgesetzt – ausgerechnet zu Beginn einer Haushaltswoche im Bundestag mit Generalausprache zur politischen Lage. Am Donnerstag vergangener Woche versuchte er gleich zweimal, mit Drohungen seine Widersacher im eigenen Lager gefügig zu machen – nach dem Motto „Alles oder nichts“.

In der Fraktion, die in einer Sondersitzung über die Abweichter bei der Mazedonien-Abstimmung debattierte, malte er seinen Rücktritt an die Wand: „Wenn man die Verantwortung, die man hat, nicht wahrnehmen kann, dann muss man sie abgeben.“

Am Abend riskierte er im Koalitionskreis die Krise des rot-grünen Bündnisses, indem er Widerspruch gegen Otto Schilys Zuwanderungsgesetz niederbügelte: „Wenn ihr nicht wollt und wir uns vorher nicht einigen, stimmen wir eben ab im Kabinett.“ „Dann wisst ihr, was das heißt“, gab Grünen-Fraktionschef Rezzo Schlauch cool zurück – Bruch der Koalitionsvereinbarung. Die rot-grüne Uneinigkeit in der Zuwanderungsfrage und ein zaudernder Chef geraten zum nächsten Sprengsatz innerhalb der Schröder-Regierung (siehe Kasten Seite 26).

Der Kanzler weiß, dass Führung gefragt ist. „Längst ist der Fall Scharping zu ei-

nem Fall Schröder geworden“, höhnte vergangenen Freitag die „Bild“-Zeitung. Mit kalter Wut lauschte Schröder am Donnerstag den hohlen Entschuldigungen des Ministers für Selbstverteidigung über das angeblich unvorhersehbare zeitliche Zusammentreffen des Mazedonien-Einsatzes seiner Soldaten mit den Plantsch- und Turtelfotos aus Mallorca in der „Bunten“.

Schröder, den eine jahrzehntelange Geschichte parteiinterner Rivalität mit Scharping verbindet, fühlt sich gehemmt, den schon von Lafontaine gedemütigten Ex-Konkurrenten einfach abzuservieren. Nicht nur ist der stellvertretende SPD-Vorsitzende Scharping, bei allem aktuellen Befremden, noch immer eine Schlüsselfigur der Partei. Auch Schuldgefühle nach dem Putsch von Mannheim vor sechs Jahren, als die SPD ihren Vorsitzenden abrupt abwählte, sind noch nicht verschwunden.

Scharping steht deshalb sozusagen unter Naturschutz bei Schröder, der sich bei seinem Amtsantritt vorgenommen hatte, keine alten Rechnungen zu beglei-

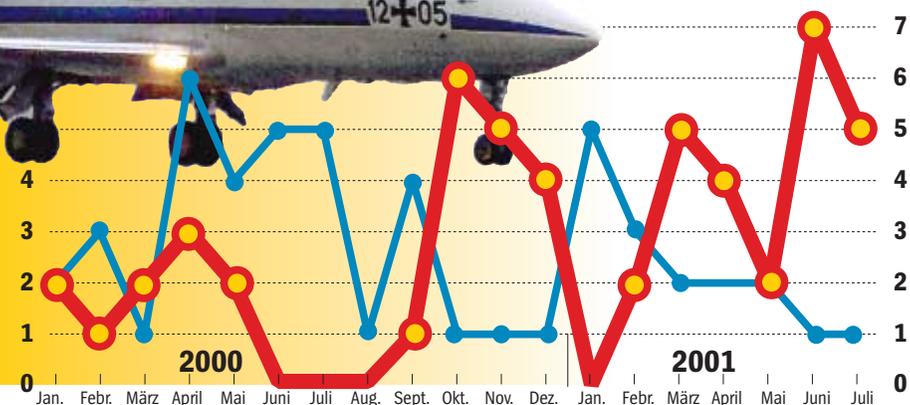


Neue Horizonte

Scharpings Flugreisen mit der Flugbereitschaft

monatliche Anzahl:
○ von oder nach Frankfurt
● von oder nach Köln

OLEG POPOV/REUTERS



Liebespaar Scharping/Pilati

2000			2001				
	Uhrzeit	Flugstrecke		Uhrzeit	Flugstrecke		
Fr.	14.01.	15:10	Frankfurt – Salzburg	Do.	01.02.	07:10/14:40	Frankfurt – Berlin – Frankfurt
Fr.	28.01.	14:45	Berlin – Frankfurt	Fr.	16.02.	10:10	Berlin – Frankfurt
So.	13.02.	18:45	Frankfurt – Berlin	Mi.	14.03.	14:05	Berlin – Frankfurt
Di.	28.03.	06:35	Berlin – Frankfurt	Do.	15.03.	14:40	Frankfurt – Berlin
Di.	28.03.	07:40	Frankfurt – Mannheim	Di.	20.03.	21:30	Frankfurt – Berlin
Mo.	10.04.	15:15	Berlin – Frankfurt	So.	25.03.	14:40/18:15	Berlin – Hannover – Frankfurt
Di.	11.04.	20:40	Frankfurt – Berlin	Fr.	30.03.	16:00	Saarbrücken – Frankfurt
Fr.	14.04.	13:30	Berlin – Frankfurt	Mi.	11.04.	10:10	Berlin – Frankfurt
Mo.	15.05.	17:55	Porto (P) – Frankfurt	Mi.	25.04.	13:20/18:00	Berlin – Nürnberg – Frankfurt
Di.	16.05.	12:00	Frankfurt – Berlin	Do.	27.04.	05:45	Frankfurt – Berlin
Sa.	16.09.	12:00	Torrejon (E) – Frankfurt	Do.	27.04.	15:45/19:25	Berlin – Wittmund – Frankfurt
Mo.	09.10.	09:20	Frankfurt – Berlin	Do.	10.05.	06:35	Frankfurt – Berlin
Di.	17.10.	07:00	Frankfurt – Straßburg	Do.	17.05.	15:20	Berlin – Frankfurt
Do.	19.10.	12:50	Berlin – Frankfurt	Mi.	06.06.	16:32	Frankfurt – Brüssel
Do.	26.10.	13:10	Payerne (CH) – Frankfurt	Fr.	08.06.	11:55	Brüssel – Frankfurt
Fr.	27.10.	09:00	Frankfurt – Berlin	Di.	12.06.	17:10	Berlin – Frankfurt
Fr.	27.10.	14:55	Berlin – Frankfurt	Mi.	13.06.	13:25	Berlin – Frankfurt
Mo.	30.10.	09:10	Frankfurt – Northolt (GB)	Fr.	15.06.	13:15	Berlin – Frankfurt
Fr.	10.11.	16:30	Epinal/Mirecourt (F) – Frankf.	Mi.	27.06.	06:00/12:10	Frankfurt – Berlin – Frankfurt
So.	12.11.	09:00	Frankfurt – Wunstorf	Do.	28.06.	10:55/18:25	Frankfurt – Berlin – Frankfurt
So.	12.11.	13:15	Wunstorf – Frankfurt	Sa.	14.07.	11:10	Frankfurt – Nürnberg
Do.	23.11.	14:00	Frankfurt – Berlin	Mo.	16.07.	07:10/18:05	Frankfurt – Karlsruhe (Kaserne) – Sigmaringen (Kaserne) – Berlin
Di.	28.11.	08:25	Frankfurt – Berlin	Di.	17.07.	15:55	Berlin – Frankfurt
Fr.	01.12.	15:20	Berlin – Frankfurt	Mi.	25.07.	12:05/19:25	Nürnberg – Regensburg – Weiden – Frankfurt
Mo.	04.12.	07:50	Frankfurt – Berlin	Fr.	27.07.	06:50/12:00	Frankfurt – Erfurt – Bonn
Mi.	13.12.	07:05	Frankfurt – Berlin	Fr.	10.08.	11:50/20:00	Frankfurt – Wittmund – Frankf.
Mi.	13.12.	17:10	Berlin – Frankfurt				

DER SPIEGEL

Schröders Minusbilanz

Wieder steigende Arbeitslosigkeit ...

Veränderungen gegenüber dem Vorjahresmonat



... mageres Wachstum:

Veränderung des BIP gegenüber dem Vorjahr



Die Zufriedenheit mit dem Kanzler lässt nach

„Wie zufrieden sind Sie mit der Arbeit von Bundeskanzler Gerhard Schröder?“



chen. Aber die Forderungen nach Schröder-Taten werden dringlicher.

Kanzler in Not? Tatsächlich ist Schröder, der am Freitag auf einer verregneten Wahlkundgebung in Hannover kaum noch die Hände hochkriegte zum geliebten Siegeswinken, an allen Fronten in die Defensive geraten. Der Verteidigungsminister, die Fraktion und das Defizit im Gesundheitswesen drücken auf die Stimmung. Gewiss, der Wirtschaftseinbruch, der ihn unverschuldet traf, fraß die ökonomischen Vorteile der strukturellen Reformen von Rot-Grün – und droht nun sogar den Sparhaushalt von 2002 zu sprengen.

Doch der Kanzler schien auf eine positive Arbeitsmarkt- und Beschäftigungsbilanz mehr zu hoffen, als auf sie hinzuarbeiten. Seine Lieblingsmetapher von der „ruhigen Hand“ wurde zur Spottfloskel gegen den neuen Aussitzer im Kanzleramt. Selbst eine von ihm eingesetzte Wissenschaftler-Kommission kritisiert heftig die Untätigkeit der Regierung. Das Gutachten der Professoren straft der Kanzler mit

Nichtachtung (siehe Seite 33). „Wir waren regelrecht eingeklemmt zwischen der Wirtschaft, die uns Stillstand bei wichtigen Reformvorhaben vorwarf, einer Opposition, die die Reformen blockierte, und einer Bevölkerung, die die Reformen fürchtete“, hatte Schröders Vorgänger Helmut Kohl als Grund für seine Wahlniederlage 1998 angegeben. Nun ist der SPD-Kanzler in der nämlichen Situation – nur dass der effektive Teil der Opposition im eigenen Lager sitzt.

Der Kanzler – den Minister intern als „sehr klar, sehr fordernd, sehr konzentriert“ beschreiben, der bei öffentlichen Auftritten aber jetzt oft erschöpft und genervt wirkt – ist erbittert darüber, dass weder die Medien noch seine Partei zu würdigen scheinen, was er selbst als geradezu epochalen politischen Aufbruch empfindet.

Es sei ein „Missverständnis“, ihm und seiner Regierung eine „Reformpause“ vorzuwerfen, sagte Schröder vergangene Woche auf einer internationalen Wirtschaftstagung der SPD in Berlin. Die Menschen empfänden die Globalisierung als eine Art „Naturgewalt“ und seien überfordert. Deshalb passe er die Reformen der „Alltagsrealität“ der Menschen an, von der die ihn kritisierenden Ex-Partner „meilenweit entfernt“ seien. Die Wahrnehmung stimme einfach nicht.

In dieser Woche wird sich die Wahrnehmung der Öffentlichkeit zunächst wieder auf Rudolf Scharping konzentrieren, der am Montag vor dem Verteidigungsausschuss über seine Flüge berichten will: „Sehr detailliert, sehr ruhig und sehr begründet“, wie er ankündigte. Das wird ihm aber schon bei seiner Acht-Stunden-

Nacht auf Mallorca schwer fallen, zu der er nach der Bundestagsdebatte vergangene Woche jettete. Denn noch mehr als die Plantsch-Fotos verübelten die Genossen dem SPD-Vize die höchst unsolidarischen Ausflüchte.

Per „Bild“ und „Bunte“ ließ Scharping wissen, er wäre „niemals allein“ geflogen. Nur weil auch die Minister-Kollegen Kurt Bodewig (Verkehr) und Otto Schily (Innen) „zu fliegen waren“, habe er die Flugbereitschaft mit in Anspruch genommen.

Tatsächlich hatte Scharping zunächst für sich selbst eine Maschine für die Rückkehr nach Mallorca bestellt.

Genossen Struck, Müntefering
Die Leute verprellt

Nur: Es standen an dem Abend – wegen Pilotenmangels und technischer Defekte – nur zwei der sechs „Challenger“-Jets zur Verfügung. Einer war für die Oppositionsführer Friedrich Merz (CDU) und Michael Glos (CSU) zwecks Visite bei den Balkan-Truppen reserviert, der andere für Schily, der zurück in die Toskana wollte. Dessen Bestellung hatte Vorrang, weil er protokollarisch höher rangiert als der Verteidigungsminister.

Nun wurde eine neue Legende gesucht. Scharping selbst formulierte mit seinem Bürochef und seinem Adjutanten eine Presseerklärung, wonach die Büros der Minister den Flugplan für Schilys Maschine neu gezimert hätten: Berlin – Zwischenstopp in Pisa für Schily – und mit Scharping nebst Gast Bodewig weiter nach Mallorca. Plötzlich waren die Mitarbeiter schuld.

Hätte der Minister nicht die Nacht ebenso gut in Berlin verbringen können, um anderntags mit Generalinspekteur Harald Kujat nach Skopje zu düsen? „Der Bürochef hat ihn doch nicht betäubt und benebelt in die Maschine nach Mallorca gezerrt“, grollte ein SPD-Mann aus dem Verteidigungsausschuss.

Da hatte die Opposition längst Zweifel geschürt an den Ministerflügen nach Frankfurt, dem Wohnort der Minister-Gefährtin, und eine Sondersitzung des Verteidigungsausschusses verlangt. Am Montag „muss Scharping die Hosen runterlassen“, so der Siegerländer CDU-Abgeordnete Paul Breuer. 52 Scharping-Flüge mit Zieloder Abflugsort Frankfurt stehen für die 20 Monate seit Januar des vergangenen Jahres auf den Listen der Flugbereitschaft, aus der Staatskasse bezahlte Linienflüge zwischen Hauptstadt und Main-Metropole nicht eingerechnet.



LARS REIMANN / ACTION PRESS

Jedenfalls hat Scharpings Flugverkehr nach Frankfurt, gemessen an Dienstflügen nach Köln/Bonn, in jüngerer Zeit merklich zugenommen (siehe Grafik Seite 23).

Zwar wies Scharping wütend Vorwürfe zurück, er habe die Regierungsflieger für private Flüge zu seiner Lebensgefährtin Tina Pilati missbraucht. Aber die bequemen Touren haben ihre Tücken – was geht, was geht nicht? „Eine Anforderung nur zum Zwecke der ‚Heimreise‘ ist nicht statthaft“, erklärte das Verteidigungsministerium vor einigen Monaten auf Anfrage der Tageszeitung „Die Welt“. Insider sagen freilich, genau das sei seit Jahrzehnten unter Ministern Usus. Und auch bei Scharping häufen sich die Wochenendtrips.

Die Spitzen-Genossen gingen misstrauisch auf Distanz – so weit und so schnell sie nur konnten. Müntefering legte die Messlatte hoch: Scharping könne unter der „Voraussetzung“ im Amt bleiben, „dass die innerdeutschen Flüge in Ordnung gewesen sind“. Fraktionschef Peter Struck („Ich traue ihm“) präziserte: „Wenn noch ein Haar in der Suppe gefunden wird, ist es vorbei.“

Schweigen umging den starren Scharping, wo immer er vergangene Woche auftrat. „Das Fass ist einfach übergelaufen“, sagt ein Mitarbeiter, „nun hoffen alle nur noch darauf, dass sie von ihm erlöst werden.“ Im Kabinett kam Rudolf Scharping am Mittwochmorgen erst als Letzter in den Saal. Keine Begrüßung. Kurzer Vortrag zur Lage in Mazedonien. Danach keine Fragen, keine Ermunterung.

Als der detailversessene Minister den Wehrexperthen seiner Fraktion anbot, die Flüge sofort zu erläutern, winkten die kopfschüttelnd ab: Montag im Verteidigungsausschuss sei früh genug. Auch in der SPD-Fraktionssitzung fand sich keiner, der eine überzeugende Solidaritätsadresse abgeben wollte.

Ringsum brodelten da schon die Gerüchte um den Rücktritt, zu dem der Kanzler ihn angeblich gedrängt habe. Die Opposition drohte sogar mit einem Untersuchungsausschuss. Der könnte über Monate Scharpings Affären ausbreiten – für Wahlkämpfer Schröder ein Gräuel. Nur Scharping wollte nichts wahrnehmen und schimpfte über das „hysterische Jagdfieber“. „Ich stehe das durch“, lautete die Losung, die er am Donnerstagmorgen vor Vertrauten ausgab, „ich werde kämpfen.“

Sicherheitshalber erklärte Scharping sich einverstanden, vor dem Auftritt im Verteidigungsausschuss ein Verhör-Training zu absolvieren. Für Sonntag, nach dem jün-

ten Ausflug nach Skopje und einer Veranstaltung in Bremen („Kapitänstag“), war ein Rollenspiel im Ministerbüro anberaumt: Mitarbeiter sollten giftig fragende Oppositionelle mimen, Scharping sich selbst.

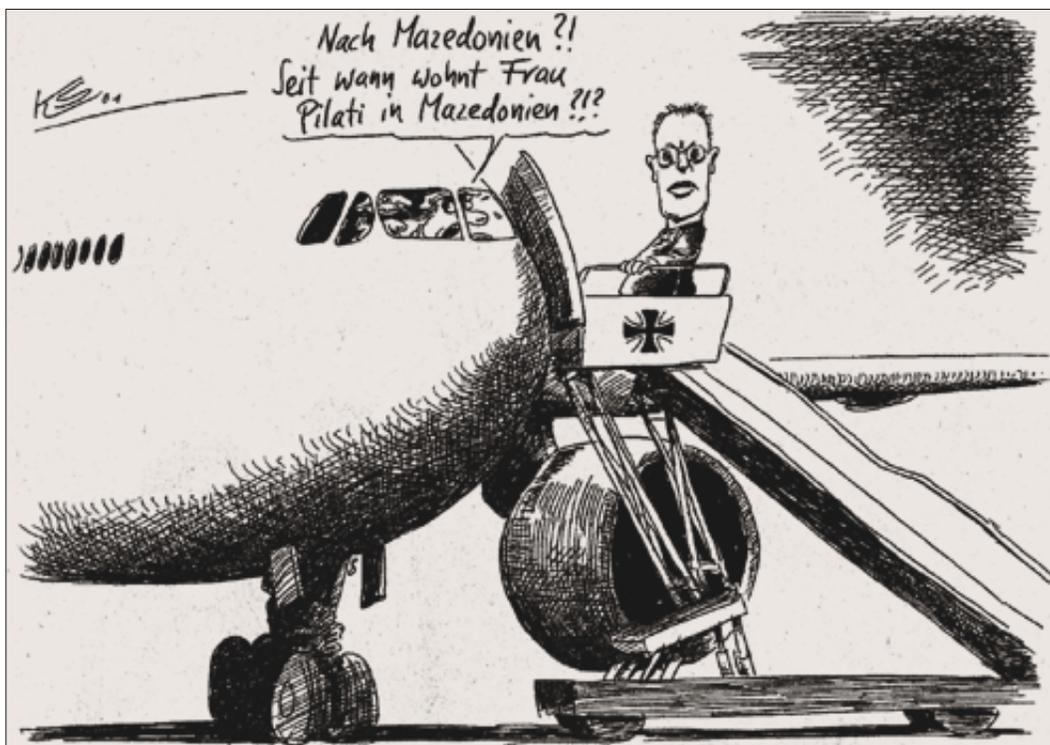
Sollte der gebeutelte Ressortleiter am Mittwoch weiter im Amt sein, käme es in der Haushaltsdebatte noch schlimmer. Dann würde deutlich werden, dass seine Bundeswehrreform so gut wie gescheitert ist – aus Geldmangel.

Nur wenn die von Scharping gegründete Gesellschaft für Entwicklung, Beschaffung und Betrieb (Gebb) die erhofften Milliardenbeträge erwirtschaftete, so lautete vergangener Mittwoch der Befund in der

Ende der Woche wurden nur noch Wetten auf den Tag angeboten, an dem er endgültig vom Kanzler aus dem Amt entfernt würde. Der Dienstag wurde bei den Beamten als Favorit gehandelt – der Tag nach der Ausschusssitzung, unmittelbar vor der Haushaltsdebatte, der traditionellen Generalabrechnung.

Die Opposition muss Schröder auch da nicht fürchten, sie ist mit sich beschäftigt. Längst hat es Tradition in dieser Legislaturperiode, dass der SPD-Kanzler und seine Regierungsparteien sich ihre Schwierigkeiten selber machen.

Schröder ist Kämpfer und Spieler zugleich. Gerade dann, wenn er am tiefsten



TAGESSPIEGEL

Klausur der SPD-Wehrexperthen, sei die Reform zu retten. Doch Geld ist nicht in Sicht. Keine müde Mark hat die Gebb in diesem Jahr überwiesen, obwohl schon gut eine halbe Milliarde fest für neue Rüstungsgüter verplant war.

So wächst Scharpings Schuldenberg. Am Jahresanfang schob er unbezahlte Rechnungen von rund einer Milliarde Mark vor sich her. Jetzt schwellen die Schulden auf gut 1,5 Milliarden Mark an.

Seit Anfang September gilt für die Bundeswehr die Vorgabe, Rechnungen von Lieferanten und Reparaturwerkstätten tunlichst erst im nächsten Jahr zu begleichen. Dabei schrumpft der Wehretat 2002 von jetzt 46,8 auf 46,2 Milliarden Mark. Es droht ein finanzielles Fiasko. Die Rüstungsplaner prüfen, welche Verträge mit der Industrie aufgelöst oder gestreckt werden könnten, selbst wenn Konventionalstrafen fällig würden.

Kein Wunder, dass niemand im Ministerium noch auf Rudolf Scharping setzt.

im Schlamassel sitzt, entwickelt er ungeahnte Kräfte, um wieder nach oben zu kommen. Aber genauso ist es auch umgekehrt: Wenn es ihm gut geht und er auf einer Welle des Erfolges schwimmt, setzt er das Erreichte oft leichtfertig aufs Spiel.

Das war schon beim Start in Bonn so, der ein glatter Fehlstart wurde. Zu sehr wiegte sich der frisch gebackene Kanzler damals in dem Irrglauben, ein für alle Mal am Ziel seiner Wünsche zu sein. Kanzler wollte er werden, seit beinahe 20 Jahren schon. Aber als er es geworden war, ließ er die Zügel schleifen, rauchte dicke Zigarren und ließ sich in teuren Anzügen ablichten.

Das verheerende Echo auf seine ersten hundert Tage und der Kosovo-Krieg holten den Spaßkanzler auf den Boden der Realitäten zurück. Plötzlich saß er im Meinungstief – und schon verlor er den ersten Minister: Oskar Lafontaine schmiss die Brocken hin und wurde Privatmann in Saarbrücken. Kurze Zeit später schickte Schröder den wegen seiner Hausbau-

Alle gegen Otto

Das von Bundesinnenminister Otto Schily geplante Zuwanderungsgesetz stößt auf massive Kritik – auch bei Ministerkollegen.

Auf einmal stehen die Gegner überall: Bundesinnenminister Otto Schily (SPD) muss für sein Zuwanderungsgesetz kämpfen. Grünen-Fraktionschef Rezzo Schlauch attackiert die Schily-Pläne; falls das Gesetz ohne die Grünen verabschiedet würde, „wäre die Koalition am Ende“. Die SPD-Abgeordnete Andrea Nahles poltert: „Wenn Otto Schily außer Rand und Band gerät, muss ihn der Kanzler oder die Fraktion zurückholen.“ Ihr Kollege Rüdiger Veit meldet „dringenden Korrekturbedarf“ an Schilys Referentenentwurf zum geplanten Gesetz an: „Das kann so nicht bleiben.“

Fingerabdrücke und Fotos verlangen. Das aber, moniert das AA, vertrage sich nicht mit dem Image eines weltoffenen Landes. Bei den CDU-regierten Bundesländern steht Schily jedoch in dieser Sache im Wort.

Die AA-Diplomaten verlangen vom Innenminister auch, er solle Geld für zusätzliche Stellen in den Botschaften herbeischaffen. Mindestens 60 neue Posten und mehrere Millionen Mark für ortsansässige Angestellte seien nötig, um die künftigen Zuwanderungsbewerber zu beraten.

Justizministerin Herta Däubler-Gmelin übt in ihrer 80-seitigen Ressortstellung-

- ▶ Die Regelungen zur Erwerbserlaubnis für Ausländer seien „problematisch“ und „unklar“.
- ▶ Schilys Pläne zur Aufenthaltserlaubnis seien nicht vereinbar mit EU-Vorstellungen, die Bestimmungen zum Nachzugsalter von Ausländerkindern „nicht sachgerecht“.
- ▶ Schilys Vorhaben, Ausländern, die mutwillig ihre Identität verschleiern, mit bis zu einem Jahr Gefängnis zu drohen, sei mit dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit unvereinbar.

Gesamtnote der Spitzenjuristin für Schilys Entwurf: Mangelhaft. Dabei hatte der Kollege bei der Präsentation des Plans zur „Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung“ vollmundig die „Top-Qualität“ gelobt, die sein Haus abgeliefert habe.

Doch auch Mitarbeitern der Bundesausländerbeauftragten Marieluise Beck (Grüne) wurde bei der Lektüre des Kleingedruckten „immer mulmiger“. Verweise endeten plötzlich „im Nichts“ oder bei „nicht existenten Paragraphen“, so Becks Juristen. Bei einer Expertenrunde von SPD, Grünen und Beamten des Innenministeriums gewann ein Teilnehmer „den Eindruck, dass Schily und seine Leute oft selbst nicht so recht begriffen haben, was sie da zusammengezimmert haben“.

Die Fachleute bei den Grünen, der Ausländerbeauftragten und den Kirchen rätseln über die Gründe: Schlampeerei? Unvermögen? Tribut an den ungeheuren Zeitdruck? Oder politischer Wille?

„Ich sehe nicht, wie dieser Entwurf in der Fraktion eine Mehrheit bekommen könnte“, stöhnt der innenpolitische Sprecher der Grünen, Cem Özdemir. Parteichefin Claudia Roth sieht die Entscheidung über den Gesetzentwurf in einer weiteren Koalitionsrunde fallen, erst dann im Kabinett. Die Kritik der Grünen:

- ▶ Hochqualifizierten soll ein großer Empfang bereitet werden, während Flüchtlinge weniger Rechtssicherheit befürchten müssen.
- ▶ Schily will das Nachzugsalter von allein einreisenden Kindern von 16 auf 12 Jahre herabsetzen, statt es, wie von der EU-Kommission vorgeschlagen, auf 18 Jahre anzuheben.
- ▶ Der Schutz von Bürgerkriegsflüchtlingen und geschlechtsspezifisch Verfolgten ist weiterhin nicht gesichert.

Der CDU/CSU-Opposition verschafft der rot-grüne Streit erst einmal Luft. Wie



Kontrahenten Schily, Roth: Verweise ins Nichts

Unbeirrt von den offenen Angriffen aus dem eigenen Lager beharren Kanzler Gerhard Schröder und sein Innenminister darauf, das Kabinett werde am 26. September den Entwurf beschließen. Dabei melden auch mehrere Bundesministerien in ihren vertraulichen Stellungnahmen zu dem Werk der Schily-Beamten harsche Kritik an.

So lehnt das Auswärtige Amt die Teile des Gesetzentwurfs ab, mit denen der Innenminister für schnellere Abschiebungen sorgen will. Die deutschen Botschaften in Ländern, die sich bei der Rücknahme ihrer Staatsbürger stur stellen, sollen zusätzlich zum Visum-Antrag künftig

nahme Fundamentalkritik am Entwurf des Kabinettskollegen. Kaum ein Absatz findet Gnade:

- ▶ Die Auswirkungen der neuen Vorschriften zur Aufenthaltserlaubnis seien „fraglich“ und führten zur „erhöhten Rechtsunsicherheit“.
- ▶ Die schlechtere soziale Absicherung von Asylbewerbern sei „verfassungsrechtlich problematisch“, die neuen Befugnisse der Ordnungsbehörden seien „verfassungsrechtlich in besonderer Weise bedenklich“. Ihre „Erforderlichkeit“, moniert Justizministerin Däubler-Gmelin, sei im Gesetzentwurf „nicht dargetan“.

PETER ENDIG / DPA



MICHAEL JUNG / DPA

Unionspolitiker Beckstein, Müller Peinliches Statement

beim Mazedonien-Einsatz überdeckt er die völlige Zerstrittenheit der Union.

Nicht einmal im kleinsten Kreis konnten sich die sieben konservativen Innenminister am Montag vorletzter Woche im Kempinski-Hotel nahe dem Frankfurter Flughafen auf eine gemeinsame Position zum Schily-Gesetz einigen. Der abwesende Brandenburger Ressortchef Jörg Schönbohm, der auf Wandertour durch Usbekistan war, zog den Neid der Kollegen auf sich: „Der hatte wenigstens einen entspannten Abend.“

Nach zähen Verhandlungen kam lediglich eine 53-zeilige „gemeinsame Grundposition“ von CDU und CSU zu Stande. Der bayerische Innenminister Günther Beckstein (CSU) fand das dürftige Statement offenbar arg peinlich. Beckstein warnte Schily, er gehe davon aus, „dass sich gegebenenfalls Kollegen noch gesondert äußern werden“.

Während die Bayern inzwischen auf Fundamentalopposition geschaltet haben, wollen andere einen Kompromiss. „Jetzt muss die CDU auf Schily zugehen, sonst stehen wir als Verweigerer da“, fordert der Bremer Innensenator Kuno Böse (CDU): „Noch können wir einen nationalen Konsens in dieser grundlegenden Frage beeinflussen.“ Auch der Brandenburger Schönbohm plädiert für eine gemeinsame Lösung bei der Zuwanderung.

Multikulturelles Berlin Dissens festgestellt

In der CDU/CSU-Bundestagsfraktion ist das Chaos in der Zuwanderungspolitik nicht geringer als in den Unionsländern. Nach der von der Parteiführung erzwungenen Zustimmung zum Mazedonien-Einsatz zeigen sich viele Abgeordnete entschlossen, wenigstens das Zuwanderungsgesetz zu blockieren. „Teile der Fraktion haben den Prozess der Mazedonien-Entscheidung bisher nicht verkraftet“, schimpft Saarlands Ministerpräsident Peter Müller.

„Die Argumentation, wir müssten Nein zur Zuwanderung sagen, weil wir Ja zu Mazedonien gesagt haben, halte ich geradezu für zynisch“, sagt der liberale CDU-Mann, Vorsitzender der Zuwanderungskommission seiner Partei. „Das würde ja heißen, dass uns die Sache überhaupt nicht interessiert.“ Die Union, bekräftigt Müller, habe „sich durch ihre eigenen Beschlüsse gebunden“.

Angesichts des Durcheinanders beim Gegner empfiehlt der Grüne Özdemir, das Zuwanderungsgesetz nach dem Vorbild der Steuerreform durchzusetzen. Mehrere Länder mit CDU-Regierungsbeteiligung hatte der Kanzler vor einem Jahr mit finanziellen Zusagen geködert – und so die Unionsfront im Bundesrat zerschlagen. „Diesmal brauchen wir nur eine einfache Mehrheit“, feixt Özdemir. „Und welcher Unionspolitiker kann schon etwas dagegen haben, wenn der Bund die Kosten für Sprachunterricht und Orientierungshilfen übernimmt?“

TINA HILDEBRANDT, GEORG MASCOLO, RÜDIGER SCHEIDGES, HOLGER STARK

Affäre in die Feuerlinie geratenen Kanzleramtschef Bodo Hombach als Koordinator auf den Balkan. Danach sackte seine Partei bei sechs Landtagswahlen ab. „Drei Monate lang ist mir nichts als Müll um die Ohren geflogen.“

Ein Jahr später, im Sommer 2000, hatte Schröder es wieder geschafft: Er setzte die Green Card durch und am Ende auch die von der Union heftig attackierte Steuerreform – indem er einige unionsgeführte Länder mit deftigen Geldgeschenken auf seine Seite brachte.

Die Sommerreise durch die ostdeutschen Länder wurde zum Triumphzug. 75 Prozent der Deutschen gaben dem Kanzler die Schulnote „Gut“ bis „Befriedigend“.

Aber auch dieses Hoch dauerte nicht lange. Erst musste sein Minister Reinhard Klimmt wegen umstrittener Beraterverträge abtreten, dann ging sein Staatsminister für Kultur, Michael Naumann, ein Glanzlicht seines Kabinetts. Die BSE-Krise fraß an der Berliner Koalition, die Gesundheitsreform geriet ins Stocken. Am Ende war Schröder noch zwei Minister los: Karl-Heinz Funke und Andrea Fischer.

Im Jahr 2001 sackten mit den Wirtschaftsdaten auch Schröders Popularitätswerte ab. Erst explodierten die Rohölpreise, dann stiegen die Spirit- und Heizkosten und auch die Arbeitslosenzahlen. Und dann kam Scharping.

Trotzdem wäre Schröder mit Scharping, wenn der ginge, seine Nöte nicht los. Ein weiterer Minister drängt sich unliebsam in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit: Otto Schily.



ANNE SCHÖNHARTING / OSTKREUZ

Nicht dass auch Schilys Stuhl wackelte, im Gegenteil. Keiner sitzt so fest an Schröders Seite wie der Innenminister, selbstsicher bis zur Arroganz. Für die Grünen – und damit für den Koalitionsfrieden – hat sich der Ex-Grüne in der Regierung als permanente Provokation etabliert. „Der Otto kündigt jede Art von Kollegialität in der rot-grünen Koalition auf“, schimpft der grüne Abgeordnete Cem Özdemir.

Wie ernst die Lage ist, wurde den Spitzenleuten am späten Donnerstagabend beim Koalitionsgipfel im Kanzleramt klar, wo es laut Vizekanzler Joschka Fischer „klar, heftig und nicht immer schön“ zur Sache ging.

„Und Sie bestimmen nicht, wann ein Gesetzentwurf ins Kabinett kommt“, fauchte Schröder die Spitzen-Grüne Claudia Roth an, als die den engen Terminplan in Sachen Zuwanderungsgesetz in Frage stellte. Grünen-Fraktionschef Rezzo Schlauch analysierte in der kleinen Runde, dass die Partner wohl bei keinem Thema so weit auseinander seien wie bei der Zuwanderung. Spät in der Nacht erklärte Grünen-Chefin Roth lapidar, der „Dissens ist festgestellt“. „We agreed to disagree“, auf mehr als



Mazedonien-Abstimmung im Bundestag*: „Abgeordnete nicht wie Kinder behandeln“

diese diplomatische Floskel konnte sich die Koalition nicht verständigen. Außenminister Fischer, aus der Nahostkrise mittlerweile an Vermittlerrollen gewöhnt, suchte nach Anknüpfungspunkten zwischen den verfeindeten Lagern. Er selbst – „ich bin

schließlich nicht der Generalmanager der Grünen“ – kann als neutral gelten, sieht er doch die Radikalopposition seiner Partei mit genauso viel Skepsis wie die Sturheit seines Freundes Otto Schily.

Doch viel gebracht haben die Vermittlerdienste nicht. „Das Thema langsam runterzufahren“, rät ein führender Grüner an-

* Am 29. August.

Die Abweichler der SPD-Fraktion

Die 19 SPD-Abgeordneten, die gegen die Beteiligung am Nato-Einsatz in Mazedonien gestimmt haben, sind keine homogene Gruppe. Im SPIEGEL legen sie ihre Gründe dar.



Klaus Barthel, 45, Gewerkschaftssekretär

„Die Nato-Strategie auf dem Balkan ist gescheitert, weil sie nicht dazu beiträgt, dass Frieden in der Region entsteht.“



Peter Dreßen, 58, DGB-Kreisvorsitzender

„Ich bin Kriegswaise und Organisator von vielen Friedensdemos. In diesem Fall konnte ich nicht anders.“



Harald Friese, 56, Bürgermeister a. D.

„Ich befürchte, dass die Politik in eine Gewaltfalle läuft wie schon im Kosovo. Politische Konflikte können nicht mit Soldaten gelöst werden.“



Rüdiger Veit, 52, Rechtsanwalt

„Die Mission hat nicht mal eine symbolische Wirkung. Stattdessen werden wir Stück für Stück in einen Bürgerkrieg hineingezogen.“



FOTOS: DEUTSCHER BUNDESTAG

„Ich habe ein fast unendliches Vertrauen in die Bundesregierung. Da gibt es nur eine Grenze: mein Gewissen.“

Götz-Peter Lohmann, 59, Diplompsychologe

Der Mecklenburger Abgeordnete war bis 1989 parteilos und stieß über die DDR-Bürgerrechtler vom Neuen Forum zur Politik.



Wolfgang Grothaus, 54, Angestellter

„Ich möchte nicht Eltern gegenüber treten müssen, die sagen: Du bist schuld daran, dass unser Sohn im Zinksarg zurückgekommen ist.“



Christine Lehder, 48, Diplomingenieurin

„Ich habe lange überlegt. Der Balkan braucht eine Gesamtstrategie, keine sporadischen Einsätze, deren Ausgang ungewiss und gefährlich ist.“



Christa Lörcher, 60, Lehrkrankenschwester

„Mein Vater hat im Ersten Weltkrieg in der russischen, im Zweiten in der deutschen Armee gekämpft. Militäreinsätze sind kein Mittel der Politik.“



Christine Lucyga, 57, Fremdsprachenlehrerin

„Mir waren zu viele Fragen offen. Ich hatte große Bedenken, dass die Bundeswehr in ein militärisches Abenteuer hineingezogen werden könnte.“



Adolf Ostertag, 62, Gewerkschaftssekretär

„Mit 18 habe ich den Kriegsdienst verweigert, ich bin Pazifist. Ich habe noch nie für einen Auslandseinsatz der Bundeswehr gestimmt.“

Freie Meinung

„SPD-Generalsekretär Franz Müntefering droht den 19 Abgeordneten seiner Partei, die gegen den Mazedonien-Einsatz gestimmt haben, mit Nachteilen. Finden Sie das in Ordnung?“



NFO-Infratest-Umfrage für den SPIEGEL vom 4. bis 6. September; rund 1000 Befragte; Angaben in Prozent; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/keine Angabe

gesichts der Schwere des Konflikts. Einen Konsens in der Ausländerfrage von der Union bis zu den Grünen zu stiften, wie es Otto Schilys Ziel war, habe sich als nicht machbar erwiesen.

Andere Grüne feuerten die eigenen Leute nur noch weiter an. Parteichef Fritz Kuhn nannte die Zuwanderung am Freitag eine „so ernsthafte Frage, dass es bis zum

Bruch der Koalition geht“. Mehrmals sprach der sonst so moderate Schwabe vom Ende der Zusammenarbeit und forderte die Abgeordneten auf, in den nächsten zwei Wochen in ihren Heimatzeitingen Stimmung gegen Schily zu machen.

Wie tief der Graben zwischen SPD und Grünen ist, davon konnten sich am vergangenen Mittwoch die in Berlin versammelten deutschen Botschafter überzeugen. Bei einer Konferenz des Auswärtigen Amtes referierte Schilys Staatssekretär Claus Henning Schapper ausführlich über die Bestimmungen des Gesetzentwurfs zur Reform der Zuwanderung und des Ausländerrechts. Dann erklärte die neben ihm sitzende Ausländerbeauftragte Marieluise Beck (Grüne) den verdutzten Diplomaten, warum genau diese Reform dem „Ansehen Deutschlands in Europa und der Welt“ schade, EU-Standards unterlaufe und zum Beispiel das deutsch-türkische Verhältnis bedrohe.

Für die Grünen, so die einhellige Analyse an der Berliner Spitze, ist das Thema Zuwanderung ähnlich sensibel wie der Krieg im Kosovo und der Atomausstieg.

Praktisch jeder grüne Funktionär, erzählt etwa Bundesumweltminister Jürgen Trittin, habe in seiner politischen Arbeit persönliche Erfahrungen mit dem Schicksal ausländischer Flüchtlinge gemacht.

Angeschärft wird der Konflikt durch die Positionskämpfe für die anstehenden Listenaufstellungen zur Bundestagswahl. Parteichef Kuhn sah sich unter Druck mächtiger Landesvorsitzender seines eigenen Realo-Flügels. Der bayerische Parteichef Jerzy Montag, einer der Wortführer des Basis-Protests gegen den Gesetzentwurf, informierte seine Partei per Brief darüber, dass er ab 2002 im Bundestag persönlich „konsequent dagegenhalten“ wolle, wenn „Gauweiler, Stoiber und – leider – manchmal auch Schily den Karren des Rechtsstaats in den Dreck ziehen wollen“.

Bei der Fraktionsklausur vor dem abendlichen Koalitionsgespräch im Kanzleramt hatten die Abgeordneten vergangenen Donnerstag nacheinander den Kropf geleert über das unmögliche Verhalten Schilys. Spätestens da wurde Schlauch und Fischer klar, dass sie ihre Parteifreunde von der Palme herunterholen mussten.



Renate Rennebach, 53, Angestellte

„Ich bin Pazifistin und werde gegen jeden

Einsatz deutscher Soldaten stimmen. Ich habe Struck gesagt: Ich kann es nicht.“



Konstanze Wegner, 63, Historikerin

„Ich glaube nicht, dass die UÇK wirkungsvoll entwaffnet

wird. Sie wird sich wieder neue Waffen beschaffen.“



„Die deutsche Außenpolitik wird durch die kriminellen Machenschaften der UÇK instrumentalisiert. Dadurch kann ein dritter albanischer Krieg entstehen – in Montenegro.“

Konrad Gilges, 60, Fliesenleger

Der Kölner stimmt seit jeher konsequent auf Parteitag und im Parlament gegen jeglichen Militäreinsatz. Sein Pazifismus wird deshalb selbst in der Fraktionsspitze akzeptiert.

„Wenn die politischen Möglichkeiten ausgeschöpft sind und Militärpräsenz erforderlich ist, dann ist die Uno zuständig und nicht die Nato.“

Bernd Reuter, 60, Bauingenieur

Nach 22 Jahren im Bundestag tritt der unauffällige Hesse 2002 nicht wieder an. Die Motive für sein überraschendes Nein werden von der Fraktionsspitze angezweifelt. Er habe sich dafür gerächt, dass der Kanzler ihn bei einem Besuch in seinem Wahlkreis nicht eingeladen habe. „Das ist dummes Zeug“, empört sich Reuter.



Gudrun Roos, 56, Sekretärin, Nachrückerin für Oskar Lafontaine

„Seit Jahrzehnten lautet meine tiefe Überzeugung: Militär kann weder Frieden schaffen noch erhalten.“



René Röspel, 37, Biologe

„Meine Begründung ist die gleiche wie bei Kosovo und Ost-Timor: Ich bin gegen die Entsendung deutscher Soldaten ins Ausland.“



Hansjörg Schäfer, 57, Gynäkologe

„Für den Nato-Einsatz gibt es kein Uno-Mandat. Die Nato ist für die Entwaffnung ungeeignet, weil sie einige auf dem Balkan für parteiisch halten.“



Sigrid Skarpelis-Sperk, 56, Volkswirtin

„Wenn man ein Feuer löschen will, sollte man nicht gegen den Rauch vorgehen, sondern gegen den Brandherd. Und das ist die UÇK.“



Waltraud Wolff, 45, Schulleiterin

„SPD-Außenpolitik soll Friedenspolitik sein. Man kann nicht Frieden schaffen, indem man in 30 Tagen Waffen von den Verbrecherbanden der UÇK einsammelt.“





Nato-Soldaten in Mazedonien*
„Kein Allheilmittel“

bis April vergangenen Jahres die westlichen Truppen im Kosovo kommandiert hat. Nur eine verstärkte wirtschaftliche Zusammenarbeit der Balkan-Staaten untereinander kann die Voraussetzungen für weiter reichende politische Lösungen schaffen – da sind sich Politiker und Militärs einig.

Der Koordinator der EU für den Balkan-Stabilitätspakt, Bodo Hombach, rät deswegen, in der Region zunächst viel Geld und gute Worte zu investieren – frei nach dem jesuitischen Motto: „Erst beten, dann glauben.“

Derselben Logik folgt auch der „Drei-Stufen-Plan“, den Joschka Fischer vergangenes Wochenende seinen EU-Kollegen im belgischen Genval vorstellen wollte. Danach sollen sich die Europäische Union, Russland und die Balkan-Staaten bei einer groß angelegten Konferenz zunächst auf drei Themen-„Tische“ einigen: Demokratie, Ökonomie, Abrüstung. In einem zweiten Schritt könnte Vertrauen durch wirtschaftliche Zusammenarbeit gebildet werden.

Erst später wäre die heikelste aller Fragen dran: Wie sieht der künftige Status der Balkan-Gebilde aus, die jetzt nur mit Militärgewalt ruhig gehalten werden können?

Fischer will so den Stabilitätspakt mit der Initiative des französischen Staatspräsidenten „verheiraten“. Jacques Chirac hatte nach dem Sturz des Serben-Diktators Slobodan Milošević die EU-Länder und fünf Balkan-Staaten in Zagreb versammelt und dabei eine Balkan-Freizone angeregt, die dereinst der EU zugeordnet werden könnte. Doch diese Perspektive blieb zu vage, um in den zerrütteten Balkan-Staaten Zuversicht zu stiften.

Auch der Stabilitätspakt, ausgestattet mit 2,4 Milliarden Euro, hat bisher weder zu einem wirtschaftlichen Zusammenschluss noch zu einer Stabilisierung der Region geführt. Eine schwerfällige Bürokratie in Brüssel verhindert, dass das Geld abfließt und die Segnungen des Westens vor Ort sichtbar werden. Außerdem fehlt dem Pakt die politische Dimension.

Der CDU-Außenpolitiker Karl Lamers glaubt, dass der Balkan ohne einen radikalen Schritt nicht zur Ruhe kommt: Ohne die Gründung eines autonomen albanischen Kosovo sei die „albanische Frage“ nicht zu lösen – die derzeitige Hauptquelle für Gewalt auf dem Balkan. Doch solcherlei kühne Gedanken sind derzeit noch tabu: in Brüssel, in Berlin – und auf dem Balkan erst recht.

„Erst beten, dann glauben“

Die Nato soll weiterhin den Frieden in Mazedonien sichern. Joschka Fischer schlägt ein Balkan-Konzept vor.

In Brüssel wie in Berlin weiß derzeit niemand, wie Mazedonien zu befrieden ist. Einig sind sich EU- und Nato-Strategen nur in einem: was nicht passieren darf.

Keinesfalls darf nach dem Ende der Waffensammel-Aktion „Essential Harvest“ am 25. September und dem geplanten Abzug der Nato-Truppen ein Machtvakuum entstehen. Albaner wie Slawen würden die Lage unweigerlich zur Verbesserung ihrer Positionen im ethnischen Stellungskrieg nutzen – das wäre die sichere Rückkehr zum Bürgerkrieg.

Vermeiden wollen EU und Nato auch, dass die Nato länger als geplant vor Ort bleibt, ohne dass es dafür ein neues Mandat der Konfliktparteien und der Staatengemeinschaft gibt.

Von seinem Kurztrip nach Skopje brachte Bundesaußenminister Joschka Fischer vergangene Woche die Erkenntnis mit, dass Nato-Soldaten und internationale Beobachter über den bisher vereinbarten Zeitraum von 30 Tagen hinaus in Mazedonien stationiert bleiben müssen. Sie sollen darüber wachen, dass alle slawischen Flüchtlinge in ihre von Albanern bedrohten Ortschaften zurückkehren und die mazedonische Armee wieder als Ordnungsfaktor in Landstriche einrücken kann, die von der UÇK besetzt waren.

Nach Fischers Vorstellung müssen die Nato-Truppen dafür ein klares Mandat der Vereinten Nationen erhalten. Das Kapitel 6 der Uno-Charta erlaubt den Einsatz von internationalen Truppen, wenn alle Konfliktparteien zustimmen. Mit einem Uno-Auftrag wäre auch Kanzler Gerhard Schröder geholfen. Der muss sonst fürchten, dass sich das Desaster vom 29. August wiederholt, als ihm 19 SPD-Abgeordnete die Gefolgschaft für einen Bundeswehreininsatz in Mazedonien verweigerten.

Mitte September wird sich der Nato-Rat in Brüssel mit einem neuen Mandat für Mazedonien befassen. Nach Lage der Dinge wird die Nato einige ihrer 4500 Soldaten abziehen. Dafür könnte die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) zusätzliche Beobachter entsenden. Die würden – unter anderem – die Einhaltung des Abkommens zwischen Albanern und der mazedonischen Regierung überwachen, die künftige multiethnische Polizei Mazedoniens ausbilden und eine Volkszählung vorbereiten.

Doch auch dann bleibt die wichtigste Frage offen: Wie kann der Balkan zur Ruhe kommen?

„Soldaten sind kein Allheilmittel“, warnt General a. D. Klaus Reinhardt, der

* Mit eingesammelten Waffen der UÇK.

JÜRGEN HOGREFE

Der Kanzler, so das Kalkül, würde mit Macht und notfalls unter Verweis auf die hilfswillige Konkurrenz von der FDP auf eine Einigung drängen, damit sein einziges verbleibendes Reformprojekt für diese Legislaturperiode, die Zuwanderung, ein Erfolg werde. Und die Grünen könnten mit ein paar sachlich berechtigten, aber am Ende womöglich vergeblichen Forderungen zum Wohl diskriminierter Ausländer zwar ihr Image als Modernisierungspartei schwerlich aufbessern, das der ewigen Verlierer aber umso mehr.

Dass Bundeskanzler Schröder unter diesen Umständen nicht allzu bereit war, grüne Empfindlichkeiten zu schonen, konnte alternative Oldtimer wie Trittin nicht überraschen. Er kennt das aus Hannover.

Dass Schröder aber – seit dem Triumph der Steuerreform im vergangenen Jahr – auch seine eigene Fraktion zu vernachlässigen begann, rächte sich bei der Mazedonien-Abstimmung. „Leute, wir sind an der Regierung“, rief er seinen Genossen vergangene Woche zu, als es zu spät war.

maßlichen Verlängerung des Mazedonien-Mandats (siehe Kasten Seite 30) zwei weitere hoch heikle Themen an.

In der Klausur vor den Abgeordneten warb Schröder vergangenen Donnerstag für die Loyalität, die ihm in der Woche zuvor versagt geblieben war. Zugleich flocht er Drohungen ein. Er habe die Aufgabe, für die SPD und die Grünen die Verantwortung als Bundeskanzler wahrzunehmen: „Diejenigen, die uns daran hindern, müssen sich sagen lassen: Macht's selbst.“

Damit beendete er seine Rede. Für einen Moment wurde es ganz still im Fraktionsaal. Erst später folgte schüchterner Applaus.

Schweres Geschütz fuhr auch Generalsekretär Franz Müntefering auf. Erneut drohte er mit Sanktionen und forderte von den Abgeordneten bedingungslose Gefolgschaft ein: „Wenn man regiert, muss man mehrheitsfähig sein.“

Doch der Auftritt des scharf gescheitelten „Stalinisten aus dem Sauerland“ („Süddeutsche Zeitung“) überzeugte nicht. Selbst Müntefering sonst zugeneigte Ab-

desvorsitzende Christoph Matschie, ebenfalls Einsatz-Befürworter, gab zu bedenken: „Wer erwachsene Entscheidungen will, darf Abgeordnete nicht wie Kinder behandeln.“

Dieser Eindruck bedrängt jedoch manchen Abgeordneten. Es ist das „Unbehagen, dass immer wieder woanders entschieden wird, nur nicht im Parlament“, klagte der bayerische Abgeordnete Klaus Barthel.

Der Kosovo-Konflikt gilt als Dreh- und Angelpunkt der Vertrauenskrise. Nach wie vor haben viele Genossen die moralisierende Inszenierung des Bonner Parteitags vom April 1999 in Erinnerung, als die Partei – widerwillig zwar, aber mehrheitlich – dem Tornado-Einsatz im Kosovo ihren Segen gab. Die Kriegerhetorik von Rudolf Scharping haben viele nicht vergessen.

Und wenn dann, wie im Fall Kosovo, ein weiterer SPD-Konvent eine kritische Aufarbeitung verlangt, geschieht – nichts. Bis heute liegt kein Bericht der Parteiführung vor. Da half auch beharrliches Nachbohren der Linken im SPD-Vorstand nichts.

So hat das Verhältnis zwischen dem Kanzler und seinen Abgeordneten in den



PRESSEFOTO BACH & PARTNER

Regierungschef Schröder auf dem Balkon seines neuen Berliner Amtssitzes*: „Leute, wir sind an der Regierung“

Aber hatte er nicht selbst – in trauriger Eintracht mit Müntefering und Struck – eine schon vor einiger Zeit begonnene schleichende und tiefgreifende Entfremdung zwischen Parteispitze und den Abgeordneten massiv unterschätzt? Vor allem deshalb entsetzte die fehlende Mehrheit in der Mazedonien-Abstimmung das Führungstrio fundamental.

In sämtliche engere und weitere Parteizirkel, bis in den selten tagenden Gewerkschaftsrat hinein, trug der erschrockene Schröder in der vergangenen Woche seine Erschütterung. Seine zentrale Sorge: Wie stabil steht die Regierung eigentlich noch? Muss er in den nächsten Wochen womöglich noch häufiger auf die FDP als Rettungsanker zurückgreifen? Immerhin stehen mit der Zuwanderung und der mut-

geordnete gaben hernach zu verstehen: „Der hat die Leute heute eher verprellt.“

„Überlegt euch, was ihr sagt“, erwiderte denn auch Hans-Ulrich Klose, früher selbst Fraktionschef. Noch eine Woche zuvor war Klose an der Spitze derer gewesen, die in bedächtigen Sätzen die Zweifler zu überzeugen versucht hatten. Am Donnerstag mahnte er: „Ihr erzeugt mit euren Drohungen Helden oder Parias – beides kann uns nicht helfen.“

„Es macht überhaupt keinen Sinn, dem Gewissen mit dem Knüppel nachzuhelfen“, sagt der ehemalige Fallschirmjäger und Ex-Bundesgeschäftsführer der Partei, Ottmar Schreiner. Und der thüringische Lan-

gegangenen Monaten spürbar Schaden genommen, ohne dass es den Spitzenleuten aufgefallen wäre. Zu geschmeidig lief das Regieren à la Schröder. Selbst schwierige und sperrige Projekte wie die Rentenreform waren von den Abgeordneten abgeknickt worden.

Noch 48 Stunden vor der Mazedonien-Abstimmung war Struck fest von der eigenen Mehrheit ausgegangen. Seine Sensoren erwiesen sich als untauglich. Erst als ihn am Tag vor der Sondersitzung Dutzende Abgeordnete anriefen, schwante dem Vormann: Es könnte eng werden.

Bereits im vergangenen Herbst stänkerete der Kanzler im Kreis der SPD-Linken über einzelne Abgeordnete. Eine weitere Veranstaltung im Frühjahr, bei der Schröder – eher zufällig – Entwicklungshilfemi-

* Anfang Mai mit Kanzleramtschef Frank-Walter Steinmeier.

nisterin Heidi Wieczorek-Zeul abmeierte, verlief kaum besser.

Nachhaltig im Gedächtnis blieb den Teilnehmern auch ein Schröder-Gespräch über den Solidarpakt mit Ost-Abgeordneten kurz vor der Sommerpause. „Jammert nicht immer nur rum“, raunte der Kanzler. „Ihr müsst halt auch mal logisch argumentieren.“ Ein Teilnehmer hinterher: „Eine verheerende Veranstaltung.“

Mittlerweile beginnt auch die Partei vernehmlich aufzustöhnen über den autoritären, in der Sache aber kaum begründeten Gestus ihrer Vorleute. Zu Beginn der Woche hatten nicht nur die Landesvorsitzenden Christoph Matschie (Thüringen), Gerhard Bökel (Hessen), Ute Vogt (Baden-Württemberg) und Detlev Albers (Bremen) vor Überreaktionen der Parteispitze gegen die Mazedonien-Dissidenten gewarnt. Auch der frühere SPD-Fraktions- und Parteichef Hans-Jochen Vogel empfahl seinen Nachfolgern einen „sehr sensiblen Umgang“ mit den Abweichlern.

Um seine Linie zu erläutern, setzte Müntefering für diesen Montag eilends eine Sitzung in Berlin an. Viel Verständnis wird er dort kaum erwarten können.

Zumal ihm auch an anderer Stelle die Zügel zu entgleiten drohen. Vergangene Woche erlitt er seine nächste Schlappe – diesmal in seiner Funktion als NRW-Landesvorsitzender. Vergebens hatte Müntefering versucht, Arbeitsminister Harald Schartau in seinem Stammland als Generalsekretär und starken zweiten Mann hinter dem Ministerpräsidenten zu installieren. Clement jedoch machte klar, dass er die Rolle des Kronprinzen lieber anders besetzt sähe – mit seinem Finanzminister Peer Steinbrück.

Mittlerweile kann es sehr wohl sein, dass der erfolgsverwöhnte Parteisoldat beim Nürnberger Parteitag im November eine Abreibung bekommt. Das hat er offenbar selbst erkannt. Vor der Fraktion murmelte er vergangenen Donnerstag: „In Nürnberg könnt ihr ja entscheiden, wer weiter Verantwortung trägt.“

Entspannung fand Schröder vergangene Woche bei einem sinnreichen Besuch in der Berliner Firma Stadler Pankow GmbH, die Triebwagen auf Luftkissen herstellt. Beherzt griff der Kanzler dort zum Joystick und lenkte das massige Gefährt durch die Fabrikhalle. Mit der Begeisterung eines technikverliebten Schuljungen dirigierte er den Wagen mal nach links, mal nach rechts. Endlich konnte er zeigen, was eine ruhige Hand ist. Die Belegschaft quittierte sein Geschick mit Applaus.

Seine derzeitige Gefühlslage erläuterte der Regierungschef bei der Stippvisite diplomatisch: „Der Firmenchef hier hat mir gesagt, es könnte noch besser laufen. Das kann man ja auf viele Bereiche anwenden.“

KAREN ANDRESEN, RALF BESTE,
ULRICH DEUPMANN, SASCHA KLETTKE,
HORAND KNAUP, FABIAN LEBER,
JÜRGEN LEINEMANN, HARTMUT PALMER,
ALEXANDER SZANDAR

Rückstände, Defizite, Mängel

Die Wissenschaftler im Bündnis für Arbeit werfen der Regierung schwere Versäumnisse vor. Von den staatlichen Investitionen bis zur Beschäftigung: Deutschland fällt im Wettbewerb zurück.



Kanzler Schröder (mit Auszubildenden)
„Unbequeme Wahrheiten“

Für Gerhard Schröder war es „das wichtigste Projekt“ der Legislaturperiode. Am runden Tisch im Kanzleramt wollte er regelmäßig die Spitzen von Wirtschaft und Gewerkschaften versammeln, um Reformen für mehr Jobs in Deutschland voranzutreiben. Keine Quaselsrunde sollte das werden, sondern ein echtes Entscheidungsgremium, ein „ständiges Instrument zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit“.

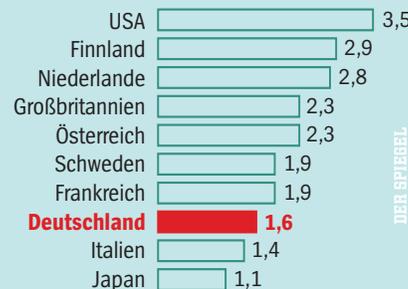
Als Erstes, das war dem Kanzler schnell klar, musste eine schonungslose Bestandsaufnahme her. Um Schluss zu machen mit den „Lebenslügen und voreiligen Versprechungen“ der Vorgängerregierung, beauftragte er eine Gruppe von Wissenschaftlern mit einer ungeschminkten Lage-Analyse. Ein systematischer Vergleich mit anderen Industrieländern, ein so genanntes Benchmarking, sollte Stärken und Schwächen der deutschen Wirtschaft aufzählen und zeigen, wie andere Länder neue Arbeitsplätze geschaffen haben. „Vor unbequemen Wahrheiten“, forderte der Kanzler die Gutachter auf, dürfe nicht Halt gemacht werden.

Beflügelt vom Ansporn des Chefs und finanziert von der Bertelsmann-Stiftung,

Sitzenbleiber Deutschland

WIRTSCHAFTSWACHSTUM

in Prozent; Jahresdurchschnitt 1992 bis 2000



ERWERBSQUOTE

in Prozent der erwerbsfähigen Bevölkerung; Jahresdurchschnitt 1996 bis 2000



Quelle: OECD, Benchmarking-Gruppe

machte sich des Kanzlers fünfköpfiges Expertenteam ans Werk. Zwei Jahre werteten die Forscher Hunderte von Studien aus, sichten die Datenreihen internationaler Organisationen, belieferten die Regierungszentrale mit Zwischenberichten und Sondergutachten. Gemeinsam mit rund zwei Dutzend Helfern feilten sie zuletzt

monatelang an ihrem Abschlussbericht.

Doch jetzt, als sie ihr 440 Seiten starkes Werk dem Kanzler und seiner Bündnistruppe präsentieren wollten, ist das Interesse an der Standortbestimmung plötzlich geschwunden. Der Kanzler will das Werk, anders als ursprünglich geplant, nun nicht mehr öffentlich entgegennehmen. Und die Gewerkschaftsvertreter stellen den Forschern bei einer der jüngsten Sitzungen sogar ein Ultimatum: Entweder werde der Text um alle wertenden Passagen bereinigt, oder sie könnten ihre Papiere gleich wieder mit nach Hause nehmen.

Das taten sie dann auch. Und so wird das umfangreiche Konvolut ab der kommenden Woche im Buchhandel zu haben sein – ohne offiziellen Bündnis-Stempel, aber mit brisantem Inhalt*. Denn was die Forscher da in Dutzenden von Abbildungen und Tabellen zusammengetragen haben, ist nicht nur die bislang umfangreichste Datensammlung

zur deutschen Position im internationalen Wettbewerb. Es ist auch ein Dokument der parteiübergreifenden Reformverweigerung der jüngeren deutschen Geschichte.

Seit Anfang der neunziger Jahre, so weisen die Forscher nach, ist das einstige Modell Deutschland zum internationalen Nachzügler geworden. Von den öffentlichen Investitionen über die Abgabenlast bis zur Gründung neuer Unternehmen: Überall machen die Forscher „Rückstände“, „Defizite“ oder „Mängel“ aus.

Unter Ideologieverdacht kann das bittere Urteil kaum stehen. Die Forscher sind keine neoliberalen Eiferer, sondern renommierte Ökonomen, Juristen und Sozialwissenschaftler, die entweder Wirtschaftsverbänden und Gewerkschaften oder der Regierung nahe stehen. Zur Runde gehören der Direktor des arbeitgeberfinanzierten Instituts der deutschen Wirtschaft, Gerhard Fels, genauso wie Heide Pfarr, Chefin der gewerkschaftseigenen Denkfabrik WSI. Das Kanzleramt berief die Sozialwissenschaftler Wolfgang Streeck (Max-Planck-Institut Köln) und Rolf Heinze (Universität Bochum) sowie

* Werner Eichhorst u. a.: „Benchmarking Deutschland – Arbeitsmarkt und Beschäftigung“. Springer-Verlag, Heidelberg; 440 Seiten; 89,90 Mark.

den Berliner Arbeitsmarktexperten Günther Schmid. Worauf sich die Forscher in ihren monatlichen Sitzungen verständigen, entspricht damit nicht nur dem Stand der Wissenschaft. Es bildet zugleich eine Art kleinsten gemeinsamen Nenner, auf den sich die Forscher der verschiedensten Lager einigen können.

Umso erstaunlicher, dass die Gutachter nicht nur mit dem ökonomischen Erbe der Ära Kohl abrechnen, sondern auch Rot-Grün ein schlechtes Zeugnis ausstellen. Sicher, die Steuer- und Rentenreformen waren Schritte in die richtige Richtung und auch die Tarifpolitik war besser als ihr Ruf.

Doch vor allem am Arbeitsmarkt, an dessen Zustand sich der Kanzler nach eigener Aussage messen lassen wollte, entdeckte die Gruppe eine deutlich „schlechtere Entwicklung als in den meisten vergleichbaren Ländern“. Während Nachbarstaaten wie die Niederlande, Österreich oder die Schweiz mittlerweile nahezu Vollbeschäftigung erreicht haben, verharrt in Deutschland „ein erheblicher Teil der erwerbsfähigen Bevölkerung in der offenen und verdeckten Arbeitslosigkeit“.

Wie erfolglos die deutsche Arbeitsmarktpolitik versucht, der Misere Herr zu werden, illustrieren die Gutachter mit einer schonungslosen Bilanz von Aufwand und Ertrag: In kaum einem anderen Land gibt die Regierung so viel Geld für Arbeitslosenhilfe, Qualifizierung und Beschäftigungsprogramme aus. Und in kaum einem anderen Land fallen die Ergebnisse so dürftig aus: Wer schlecht ausgebildet ist, alt oder schon längere Zeit als arbeitslos gemeldet, hat in der Bundesrepublik denkbar schlechte Chancen auf einen neuen Job – weit schlechtere jedenfalls, als in fast allen anderen Teilen der industrialisierten Welt.

Was die Gutachter als „verfestigte Segmentierung“ bezeichnen, erweist sich für die Deutschen als echte Wohlstandsbremse. Nicht nur, dass sie das Millionenheer der Ausgemusterten mit Steuern und Sozialabgaben alimentieren müssen. Sie büßen auch an Wirtschaftsleistung ein, weil „ein erheblicher Teil des Arbeitskräftepotenzials nicht produktiv genutzt wird“, kla-

Zur Kasse gebeten

SPITZENLAST BEI STEUERN UND ABGABEN

eines verheirateten Doppelverdiener-Paares* mit zwei Kindern 1999 in Prozent

Land	Prozent
Deutschland	60,0
Finnland	59,2
Niederlande	58,2
Österreich	56,2
Italien	55,3
Schweden	52,4
Frankreich	51,9
Großbritannien	40,3
USA	34,8
Japan	26,2

*100% und 33% des Durchschnittsverdienstes; Quelle: OECD

DER SPIEGEL

gen die Wissenschaftler. Vor allem in den Dienstleistungsbranchen der Republik sind weit weniger Menschen beschäftigt als in den Vergleichsländern.

Die Folgen schlagen sich Jahr für Jahr in den Statistiken der Wirtschaftsforscher nieder. Galt die deutsche Ökonomie noch vor wenigen Jahren als Konjunkturlokomotive Europas, so wächst die Wirtschaft mittlerweile nur noch halb so schnell wie die der Niederlande oder Finnlands. Selbst im krisengeschüttelten Belgien lief die Konjunktur zuletzt besser als im Nachbarland jenseits der Ardennen.

Verursacht wird das Defizit von einem ganzen Bündel struktureller Defizite, haben die Forscher ermittelt. Neben den Lasten der deutschen Einheit, Schwächen in der Hochtechnologie und Hürden für Unternehmensgründer trägt vor allem das jahrzehntelang gewachsene Regelwerk am Arbeitsmarkt und in den Sozialsystemen die Schuld, dass in Deutschland so wenig neue Arbeitsplätze entstehen:

- ▶ In der Bundesrepublik ist der Kündigungsschutz weiter ausgebaut als in vielen Vergleichsländern. Vor allem kleine Firmen stellen deshalb aus Furcht vor Gerichtsverfahren kaum noch neue Leute ein.
- ▶ Die deutschen Auflagen für befristete Arbeitsverhältnisse oder Leiharbeit sind strikter als in anderen Industrienationen.

▶ Arbeitnehmer werden in Deutschland besonders stark mit Steuern und Abgaben belastet. Die hohen Abzüge lassen die Verdienste oft so weit schrumpfen, dass sie nur wenig über der Sozialhilfe liegen.

▶ Die öffentlichen Investitionen schrumpften stärker als in anderen Ländern. Vor allem in der Bauwirtschaft gingen deshalb unnötig viele Arbeitsplätze verloren.

Was gegen die jahrzehntelang gewachsene Job-Lücke zu tun ist, kann der Kanzler den 13 Kapiteln der Studie ebenfalls entnehmen. „Umfassende institutionelle Reformen“, heißt es da, könnten „das Beschäftigungsniveau insgesamt steigern“ und für ein „durchlässigeres Arbeitsmarktsystem“ sorgen.

So empfehlen die Gutachter, Deutschlands dichtes Geflecht an Gewerbe- und Arbeitsmarktregeln darauf zu überprüfen, was „in der entstehenden Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft“ wirklich noch gebraucht wird und was nicht. Vom Kündigungsschutz über die Leiharbeitsvorschriften bis zur Handwerksordnung – überall sehen die Gutachter Möglichkeiten, jobfeindliche Auflagen abzubauen, ohne auf Schutz für die Betroffenen zu verzichten.

Die Beschäftigungspolitik wollen die Wissenschaftler wieder stärker auf den regulären Arbeitsmarkt konzentrieren. Mehr Beratung und Vermittlung, mehr Druck auf Arbeitsverweigerer und weniger Geld für Frührentner und ABM-Plätze: So sollen Deutschlands „Defizite bei der Eingliederung von Stellensuchenden“ behoben werden.

Vor allem aber empfehlen die Gutachter, mit so genannten Kombilohn-Modellen die drückende Abgabenlast für Unternehmen und Beschäftigte zu senken. Würde der Staat Geringverdienern einen Teil der Sozialbeiträge finanzieren, könnten niedrig bezahlte Stellen wieder attraktiver gemacht – und nebenbei der Mangel an regulär bezahlten Kinderbetreuern, Haushaltshilfen oder Parkhauswächtern behoben werden.

Wie das in der Praxis funktioniert, exerzieren derzeit andere Länder erfolgreich vor. So haben etwa die Niederlande und Frankreich die Sozialbeiträge für Niedrigverdiener in den vergangenen Jahren teilweise drastisch gesenkt und damit zahlreiche Arbeitslose an die McDonald's-Kassen und in die Bewerbungsbüros großer Zeitungsfirmen gelockt.

Dass von solchen Programmen auch Betriebe profitieren, die ohnehin Personal eingestellt hätten, halten die Gutachter für unvermeidlich. Auch bei weniger sinnvollen Subventionen seien Mitnahmeeffekte schließlich nicht zu vermeiden.

Große Chancen, dass ihre Vorschläge bald umgesetzt werden, rechnen sich die Forscher dennoch nicht aus. Stattdessen, hofft Bündnis-Wissenschaftler Wolfgang Streeck, werde das Werk wohl zur „Blaupause für die nächste Legislaturperiode“.

MICHAEL SAUGA

Lagerarbeiter (in Herne): Verdienste, nur wenig über der Sozialhilfe



KROUDEL / LAIF



JENS BÜTTNER / DPA

Koalitionspartner Ringstorff, Holter: „Nachbewilligung hauptsächlich bei vier Trägern“

AFFÄREN

„Spekulanten in der Tinte“

Neues aus dem Schweriner Fördersumpf: Der Bericht der Innenrevision ist nicht so entlastend, wie Helmut Holter tut. Dubiose Immobiliengeschäfte seiner Berater verschärfen die Lage.

Grauer Anzug, graues Hemd, graue Streifen in der Krawatte. Auch das Gesicht des Ministers für Arbeit und Bau harmonierte trotz Urlaubs-Restbräune mit seinem Outfit. Dabei sollte am vergangenen Dienstag, wieder einmal, ein Befreiungsschlag den ehemaligen Hoffnungsträger der PDS aus der Schusslinie bringen.

Doch als Helmut Holter (PDS) am vergangenen Dienstag mit Ministerpräsident Harald Ringstorff (SPD) zur Pressekonferenz in der Schweriner Staatskanzlei erschien, wirkte er wie ferngesteuert. Scheinbar teilnahmslos stierte er vor sich hin, als der Regierungschef nach Wochen des Schweigens seinem Stellvertreter demonstrativ den Rücken stärkte.

Den sprunghaften Anstieg von Fördergeldern aus dem Holter-Ministerium für die Schweriner Weiterbildungsfirma SBW, in der die Ehefrau des mittlerweile entsorgten Staatssekretärs Joachim Wegrad (PDS) als Geschäftsführerin und Gesellschafterin agiert, fand Ringstorff ebenso unproblematisch wie die Tatsache, dass Holters Frau Karina dort als Sozialarbeiterin die Familienkasse aufbessert.

Auch der dubiose 15-Millionen-Mark-Deal mit dem Beratungsunternehmen BBJ irritierte den Ministerpräsidenten nicht im Geringsten – obwohl das Geschäft erst unter Dach und Fach kam, nachdem BBJ-Geschäftsführer Ronald Klinger, ein eifriger PDS-Aktivist, als Referatsleiter ins Mi-

nisterium für Arbeit und Bau gewechselt war (SPIEGEL Nr. 35/2001). Holter habe sein „volles Vertrauen“, so Ringstorff.

„Vorschnell und gefährlich“ findet ein SPD-Landtagsabgeordneter die Solidaritätsbekundung des Regierungschefs. „Bislang war das Ganze nur eine Affäre Holter, von nun an wird alles, was da noch hochkommt, zum Problem für Regierung und Koalition.“

Und hoch kommt da noch so einiges: Der Holter-Mann Klinger war nicht nur ein äußerst unangenehmer Stasi-Spitzel, seine Ex-Firma BBJ muss sich auch zweifelhafte Immobiliengeschäfte vorhalten las-



PAUL LANGROCK / ZEITUNG

BBJ-Zentrale in Berlin
Kreative Buchführung

sen. Zudem hat Ringstorff den Bericht der Innenrevision des Holter-Ministeriums, den er als Grundlage für den Persilschein nannte, entweder gar nicht oder nur oberflächlich gelesen. Was die Beamten dort zusammengetragen haben, ist nämlich alles andere als entlastend.

In zentralen Bereichen stützt der Bericht die Verteidigungslinie des PDS-Ministers keineswegs. Der hatte beispielsweise die SPIEGEL-Darstellung, dass nur wenige Weiterbildungsunternehmen, darunter SBW, gezielt Nachschlag aus dem EU-Förderprogramm Adapt erhalten hätten, mit der Behauptung zu entkräften versucht, 18 von 22 Projektträgern seien bedacht worden. Die Revisoren stellten fest: Es waren nur sieben. Und: „Die Nachbewilligung erfolgte hauptsächlich bei ... vier Trägern“ – darunter war die SBW der Staatssekretärs-Frau Veronika Wegrad-Paul, Arbeitgeberin von Karina Holter.

Auch der Zuschlag für BBJ beim 15-Millionen-Deal für „Dienstleistungen im Rahmen der Technischen Hilfe des Europäischen Sozialfonds“ ist nicht so unproblematisch, wie Holter es gern darstellt. Ein Revisor moniert, dass sich „das Verfahren“ anhand der vorliegenden Unterlagen „nicht mit absoluter Gewissheit prüfen“ lasse und rügt „mangelhafte Aktenführung“. Darüber hinaus sei gegen drei Paragraphen der bundesweit geltenden Verdingungsordnung für Leistungen verstoßen worden. „Im Moment“, so ein hoher Beamter des Arbeitsministeriums, „multiplizieren sich die Probleme schneller, als der Minister zählen kann.“

Aktuell macht Holter vor allem Ex-BBJ-Geschäftsführer Klinger zu schaffen. Der Genosse, zurzeit als stellvertretender Abteilungsleiter Arbeit mit der Wahrnehmung der Geschäfte beauftragt, hätte gar nicht erst eingestellt werden dürfen. Er ist Stasi-belastet (SPIEGEL 36/2001), und zwar auf die unangenehmste Art, wie Aktenfunde zeigen: Als Inoffizieller Mitarbeiter (IM) „Tilo Kant“ hatte er sich am 16. März 1979, gerade 18-

Sevis gGmbH für Jugendliche

nsf: der Gelder bzgl. Besicherung der Immobilien Brüssel

Betrag	Zweck	von Gesellschaft	von Konto	BLZ	Bank	an Gesellschaft	an Konto	BLZ
180.000 DM	Spende	BBJ Sevis Berlin	3097922	100 205 00	BIS	BBJ e.V. Berlin	3093701	100 205 00
250.000 DM	Darlehen	BBJ Sevis Berlin	3097922	100 205 00	BIS	BBJ Sevis Meckib.Vp.	7505050	130 700 00
8.875 DM	Zinsen	BBJ Sevis Berlin	3097922	100 205 00	BIS	BBJ Sevis Meckib.Vp.	7505050	130 700 00
170.000 DM	Darleh.	BBJ Sevis Berlin	3097922	100 205 00	BIS	BBJ Sevis Brandenbg.	4910137021	101 207 80
5.899 DM	Zinsen	BBJ Sevis Berlin	3097922	100 205 00	BIS	BBJ Sevis Brandenbg.	4910137021	101 207 80
255.000 DM	Spende	BBJ Sevis Meckib.Vp.	7505050	130 700 00	Deutsche Bank	BBJ e.V. Berlin	3093701	100 205 00

BBJ-Finanztransaktions-Unterlagen: Geld aus Schwerin



HERBERT KEWITZ / SCHWERINER VOLKSZEITUNG

Arbeitsbeschaffung (in Schwerin) Abteilungsleiter von der Stasi

jährig, schriftlich zur konspirativen Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Staatssicherheit (MfS) verpflichtet und fortan Jugendliche bespitzelt. Auch während seines Dienstes im MfS-Wachregiment „Feliks Dzierzynski“, als Student und als DDR-Jugendstaatsanwalt schnüffelte er bis in das Intimleben seiner Opfer hinein, was ihm regelmäßig Geld und Sachgeschenke einbrachte. Er war treu bis zur Wende.

Nun stellt sich zudem heraus: Klingers Neigung zu dunklen Aktionen hielt auch im neuen Deutschland an. Nach dem SPIEGEL vorliegenden internen BBJ-Unterlagen war der wackere Sozialist als Geschäftsführer offenbar in einen Sozialbetrug zu Lasten des Landes Mecklenburg-Vorpommern und des Arbeitsamts Rostock verwickelt.

Als im Sommer 1992 der erste Dienstleistungsvertrag des Landes mit BBJ geschlossen wurde, vereinbarten die Partner, dass die Posten der BBJ-Regionalbüroleiter in Rostock, Greifswald und Neubrandenburg mit fest angestellten Kräften besetzt werden sollten. Doch der für die Rostocker Niederlassung vorgesehene Leiter Ingolf Grau wurde zu diesem Zeitpunkt noch als ABM-Kraft bei BBJ vom Arbeitsamt Rostock finanziert.

Von Rechts wegen hätte diese Maßnahme mit Beginn seiner Tätigkeit als Büroleiter beendet werden müssen. Doch die BBJ-Oberen ließen sich den Chef ihrer Rostocker Dependance noch fast ein Jahr lang, bis zum 13. Juni 1993, vom Arbeitsamt bezahlen. Grau musste dennoch nicht darben. Für seine Mitwirkung bei der Abzockerei bekam er auf Betreiben Klingers bei einer Berliner BBJ-Firma einen „Honorarvertrag für Freie Mitarbeiter“, der die Differenz zwischen ABM-Lohn und Büroleitergehalt weitgehend ausglich. Der Rest wurde durch Zahlung eines zusätzlichen Monatsgehalts beglichen. BBJ-Geschäftsführer Herbert Schröder bestreitet einen „Missbrauch von Fördermitteln“.

Noch problematischer sind neue Vorwürfe gegen BBJ, doch die Abhängigkeit Holters von der Beratungstruppe in Sa-

chen Arbeitsmarktpolitik ist groß, wie der Minister vor Wochen dem SPIEGEL gestand: „Wir brauchen deren Professionalität.“

Professionell ist – nach Einschätzung unabhängiger Rechnungsprüfer – nämlich auch die kreative Buchführung des Unternehmens. Mitte der neunziger Jahre erwarb ein BBJ-Tochterunternehmen mehrere Häuser in der EU-Kapitale Brüssel. Ein Geschäft, mit dem sich die BBJ Beteiligungs- Finanzierungsvermittlungs- und Personalentwicklungsgesellschaft mbH (BBJ BET) allem Anschein nach verhoheit hatte. Denn es fehlte Geld für Ausbau und Modernisierung der Immobilien.

In einem internen Vermerk heißt es, belgische Geschäftspartner beurteilten „die Lage auf dem Immobilienmarkt in Brüssel skeptisch“. Deutlich referiert der Verfasser weiter: „Ähnlich wie wir würden eine Reihe anderer deutscher Spekulanten in der Tinte sitzen.“ Und: Für neue Bankkredite sei „ein Eigenkapitalanteil von 20-25 Prozent notwendig“.

Den besorgte sich BBJ BET bei Unternehmen wie der BBJ-Filiale in Schwerin. Die war zu der Zeit aber noch eine gemeinnützige GmbH (gGmbH) und durfte deshalb keine Gewinne an nicht gemeinnützige Unternehmen wie die BBJ BET abführen. Dennoch zahlte das Schweriner Unternehmen, mit Vertrag vom 18. August 1994, zunächst leihweise 250 000 Mark an die BET. Die wiederum trat ihre Schulden an die Berliner BBJ Servis gGmbH ab und hatte plötzlich das geforderte Eigenkapital für neue Kredite.

Die 250 000 Mark, die von Rechts wegen wieder gemeinnützigen Zwecken hätten zufließen müssen, wurden von den Berlinern nur pro forma nach Schwerin zurücküberwiesen – als Darlehen. Die Pseudo-Schulden beglich Geschäftsführer Schröder im August 1996. Er überwies der Berliner Dachorganisation BBJ e.V. 255 000 Mark als „zweckgebundene Spende“ zur „Sicherung des Standortes Brüssel“.

Vom SPIEGEL mit dem Sachverhalt konfrontiert, verteidigte sich Schröder mit dem Argument, sein Schweriner Unternehmen sei nie gemeinnützig gewesen, es handele sich um „die Spende eines privatwirtschaftlichen Unternehmens“. Doch selbst auf dem Briefkopf des Schreibens, mit dem die Spende avisiert wurde, firmiert die Berater-Combo noch als gGmbH.

Holter-Sprecher Helfried Liebsch reagiert auf die neuen Vorwürfe mit einer Mischung aus Resignation und Ironie: „Nun lasst uns doch wenigstens BBJ, sonst können wir den Laden hier dichtmachen.“

Immerhin erheitert ihn in diesen schweren Wochen, dass auch der Klassenfeind manchmal nicht gerade geschickt agiert: Die CDU hatte vorformulierte Leserbriefe, mit denen Mitglieder Holter attackieren sollten, irrtümlich direkt in mehrere Lokalredaktionen gefaxt. GUNTHER LATSCH

POLIZEI

Verräterischer Anruf

Die Festnahme des Leuna-Lobbyisten Dieter Holzer war in Wahrheit eine Panne: Er sollte Zielfahnder zum meistgesuchten Deutschen führen.

Wann immer der Kaufmann Dieter Holzer in der Vergangenheit auf die österreichische Staatsmacht traf, ging die Angelegenheit glimpflich aus. Das war schon vor 20 Jahren so, als ihn im österreichischen Lustenau eine Gendarmerie-Patrouille stoppte und um eine Blutprobe bat. Holzer reagierte „sehr ungehalten“ (Polizeivermerk) und zückte den „Diplomatenausweis Nr. 325 vom Wahlkonsulat der Republik Libanon im Saarland“. Seine Exzellenz blieb unbehelligt.

Seit ihn am 23. August ein Polizeikommando verhaftete, weiß Holzer, dass nun aber auch auf die Österreicher kein Verlass mehr ist. Der Lobbyist, gegen den in Deutschland wegen des Verdachts der Geldwäsche ermittelt wird und in Frankreich wegen seiner Verwicklung in die Leuna-Schmiergeldaffäre sogar Haftbefehl erlassen wurde, muss jetzt mit seiner Auslieferung nach Paris rechnen. Vergangene Woche ging im Wiener Justizministerium das offizielle Ersuchen der Franzosen ein. Holzer ist ziemlich unglücklich.

Das Gefühl ist auch diessseits der Grenze weit verbreitet. Bei der Augsburger Staatsanwaltschaft, im Innenministerium und im Kanzleramt würde man den Mann nur zu gern auf freiem Fuß wissen. Denn er gilt als beste und vielleicht auch letzte Chance, den meistgesuchten Deutschen doch noch zu fangen: den nach einer Korruptionsaffäre abgetauchten Ex-Verfassungsschutzchef und einstigen Rüstungsstaatssekretär Ludwig-Holger Pfahls.

Die Holzer-Verhaftung war eine Panne – jetzt ist Pfahls gewarnt. Und obendrein hat Holzer-Anwalt Clement Achammer auch noch Wind davon bekommen, dass seit



Flüchtiger Ex-Staatssekretär Pfahls*
Millionen hin- und hergeschoben



Holzer-Wohnung (in Lech): Besuch vom BKA



Lobbyist Holzer: Kontrolle verschärft

Wochen das Bundeskriminalamt (BKA) dessen Telefon überwacht: „Das ist uns von mehreren Seiten bestätigt worden.“ Zwischen Deutschen und Österreichern tobt nun ein heftiger Streit darum, wer das Debakel zu verantworten hat.

Denn Holzer gilt – allen seinen Dementis zum Trotz – den Behörden schon seit langem als mutmaßlicher Fluchthelfer von Holger Pfahls. Er begleitete ihn 1999 auf seinem mysteriösen Flug von Taiwan nach Hongkong, wo der einstige Geheimdienstchef spurlos verschwand. Endgültig zur Schlüsselfigur wurde Holzer für die Fahnder, seit durch Ermittlungen der Schweizer Justiz klar ist, dass in dessen Kontenimperium bis zu 15 Millionen Mark zwischen ihm und Pfahls hin- und hergeschoben wurden – mit Hilfe von panamaischen Briefkastenfirmen.

Erst vor kurzem hatte das BKA deshalb die Kontrolle Holzers noch einmal verschärft und eine Telefonüberwachung eingeleitet. Am 23. August schien ein schneller Erfolg möglich: Holzer meldete sich aus einem Appartement im österreichischen Lech am Arlberg in seinem Büro im saarländischen Quierschied.

* 1999 mit dem damaligen indonesischen Präsidenten Bacharuddin Jusuf Habibie in Jakarta.

Die Ermittler waren von dem verräterischen Anruf elektrisiert, spekulierten, Holzer wolle sich mit Holger Pfahls treffen. Denn eine Reise nach Österreich war für Holzer riskant. Anders als in Deutschland, dass eigene Staatsbürger nicht ausliefert, schützte ihn jenseits der Grenze nichts vor dem französischen Haftbefehl. Holzer musste zwingende Gründe haben – wie etwa den, dass Pfahls wiederum sich nicht nach Deutschland trauen würde.

In aller Eile wurde mit Einverständnis des Augsburger Oberstaatsanwalts Hans-Jürgen Kolb die österreichische Polizei informiert, zwei Zielfahnder machten sich sofort auf den Weg.

Aber als die Beamten ab dem späten Nachmittag gemeinsam mit Kollegen der Kriminalabteilung Bregenz auf der Lauer lagen, klappte so ziemlich nichts mehr. Obwohl zunächst nur geplant war, Holzer zu observieren und festzustellen, ob Pfahls auftauche, klingelte das deutsch-österreichische Kommando gegen 20 Uhr an der Haustür.

Holzers Ehefrau Souade bestritt, dass ihr Mann da sei. So marschierten die Beamten in die Wohnung, durchsuchten alle Räume und nahmen Computer und sein Handy mit. Holzer, der natürlich doch da war, wurde verhaftet.

BKA-Präsident Ulrich Kersten und das Innenministerium erfuhren von der Eilaktion erst am nächsten Morgen. Die Zielfahnder rechtfertigten sich: Die Österreicher hätten überraschend den Zugriff beschlossen. Angeblich hätten sie nicht genügend Personal für eine Observation gehabt.

Dagegen beharrt die Kripo in Bregenz darauf, sie hätte juristisch gar nicht anders handeln können, als Holzer zu verhaften. „Wer hätte denn die Verantwortung tragen wollen, wenn er uns entwischt wäre?“, fragt ein Bregenzer Kriminaler. Auch Anwalt Achammer mag nicht an eine Panne glauben: „Die Maßnahme galt Pfahls, aber die Festnahme meines Mandanten war dann zwangsläufig.“

Die BKA-Männer wissen, dass der Versuch, Pfahls über Holzer aufzuspüren, sich vorläufig erledigt hat. „Deutlicher“, sagt ein BKA-Mann, „hätte die Warnung an ihn doch überhaupt nicht ausfallen können.“ Denn auch die letzte Hoffnung, aus der verpatzten Aktion noch einen Erfolg zu machen, hat sich mittlerweile zerschlagen. In Unterlagen, die bei Holzer sichergestellt wurden, fand sich keinerlei Hinweis auf einen Aufenthaltsort des Ex-Staatssekretärs.

Da bleibt Oberstaatsanwalt Kolb nur noch der Appell: „Herr Pfahls, Sie können sich immer noch stellen.“ **GEORG MASCOLO**

Werbeseite

Werbeseite

PROZESSE

Nicht blind vor Gier

Am 24. September trifft das Landgericht Augsburg eine Entscheidung: Sie kann für Kleinanleger, die am Neuen Markt ihr Geld verloren, Hoffnung bedeuten. *Von Gisela Friedrichsen*

aggressiv wie nie zuvor geworben wurde. Wer nicht bei Telekom einstieg, ob Profi oder Amateur, galt als rückständig oder unfähig, sein Glück zu machen.

Daneben entschied sich Planeck für konservative Werte wie Daimler, VW und Schering. Er hat sich beraten lassen, hat Zeitschriften studiert und Börsensendungen verfolgt. Einen Glücksritter oder Zocker kann man ihn gewiss nicht nennen. Einen Börsenprofi schon gar nicht.

Von der Münchner Justiz erfuhren Kleinanleger, die auf das Software-Unternehmen Infomatec hereingefallen waren, nur Deprimierendes: Ihre Versuche, zwei Manager der inzwischen insolventen Augsburger Firma zu Schadensersatz zu zwingen, scheiterten.

Eine Zivilkammer etwa meinte, von Infomatec verbreitete Ad-hoc-Meldungen über angeblich glänzende Geschäfte hätten sich nicht an das breite Publikum gerichtet, sondern nur an professionelle Handelsteilnehmer. Die verwendeten Begriffe und Formulierungen hätten keinen konkreten Inhalt, sie entsprächen dem auf Anpreisung ausgerichteten Vokabular der Branche. Der Profi wisse das.

Vor dem Augsburger Landgericht sieht es mit einer Klage gegen die Vorstände der Infomatec, Gerhard Harlos und Alexander Häfele, weitaus besser aus. In München gelang es den Klägern nicht einmal, einen Vermögensarrest zu erwirken. Die Augsburger Richter hingegen ordneten bereits drei dingliche Arreste gegen den Unternehmensvorstand von insgesamt fast einer Million Mark an.

Dieselbe Kammer, die dabei voranging, die 3. Zivilkammer mit dem Vorsitzenden Dr. Johann Gleich, hat am 6. August Kläger und Beklagte in der Infomatec-Sache angehört. Am 24. September wird sie ihre Entscheidung verkünden. Auf sie darf auch deshalb gehofft werden, weil die Person



Kläger Planeck: „Die Analysten sahen das auch so“

Eines Tages im Mai 1999 saß Planeck wie üblich vor dem Fernseher, um die 15-Uhr-Börsensendung von N-tv zu sehen. Da hörte er von dem Augsburger Software-Konzern Infomatec, dem eben der „größte Deal der Firmengeschichte“ gelungen sei: ein 55-Millionenauftrag von Mobilcom, dem zweitgrößten deutschen netzunabhängigen Mobilfunkanbieter.

Planeck horchte auf. Er schaltete um zu Teletext, Seite 460. Dort las er die Ad-hoc-Mitteilung des Konzerns: Mobilcom habe

des Klägers den Verdacht, er habe blind vor Geldgier spekuliert, nicht zulässt.

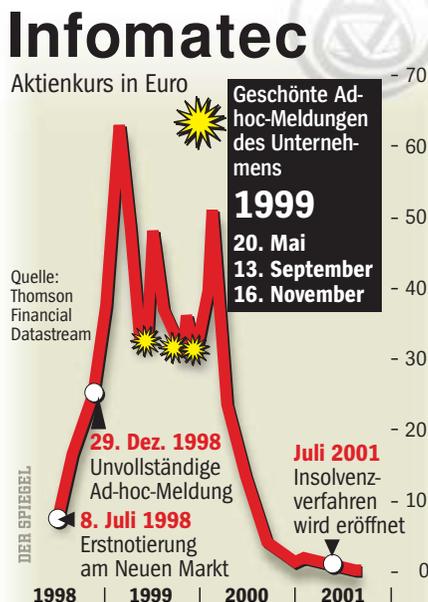
Frank Planeck ist Fleischermeister. Er leidet unter so schweren Allergien, dass er, obwohl erst 40 Jahre alt, berufs unfähig ist. Ob die Rente, die er heute bekommt, auch morgen noch reicht bei seinem Gesundheitszustand? Geldinstitute und Politiker drängen den Bürger zu privater Vorsorge. Ein Mann wie Planeck muss überlegen, wie er das, was er vom Erarbeiteten angespart hat, möglichst gut anlegt.

1996 hat er sich, wie so viele, erstmals auf Aktien eingelassen. Er kaufte Telekom-Papiere, für die gerade bei Privatanlegern

Surfstations und Lizenzen für „die von dem Augsburger Software-Unternehmen entwickelte Basisplattform Java Network Technology JNT“ geordert, „die die Kombination Fernsehen und Internet-Surfen ermöglichen“. Damit sei das Internet-Surfen von der Couch aus per Fernseher möglich.

Infomatec pries sich als „die beste Neuemission am Neuen Markt“ an. 37 Millionen Haushalte mit mindestens einem Fernseher allein in Deutschland. Ein riesiger Markt.

Planeck, schon infiziert, aber noch unsicher, ging zu seiner Sparkasse und zur Bank, zur Dresdner. Er fragte Anlageberater, ob die Sache seriös sei. Er suchte Fach-



Infomatec-Firmensitz bei Augsburg

blätter und Zeitschriften nach Nachrichten über Infomatec ab. Und überall erfuhr er das Gleiche: Das Unternehmen habe eine große Zukunft, den Augsburgern sei der Durchbruch gelungen.

Im Juli, als der Kurs stieg und stieg, kaufte Planeck 230 Infomatec-Aktien zu einem Preis von 90 945,70 Mark. Zur Finanzierung nahm er 100 000 Mark auf. Denn alles, was er hatte, war fest angelegt.

Jeder seriöse Bankfachmann rät von einem Kredit zum Aktienerwerb ab. Wer warnte den Amateur Planeck? Auch die Profis orientierten sich daran, was der Infomatec-Vorstand im Halbjahresbericht 1999 sagte: „Bis zum heutigen Stand sind Aufträge für JNT-Lizenzen plus (teilweise) der dazugehörigen Surfstations im Gesamtwert von mehr als EU 51 Mio. eingegangen. JNT setzt somit seinen Siegeszug in Europa, Asien und den USA weiter fort. Gleichzeitig ergibt sich daraus für die Infomatec die Marktführerschaft.“

Im September die nächste frohe Botschaft aus Augsburg:

„Erneuter Mega-Deal“ für Infomatec. Die Global Well.Com AG i. Gr., Pforzheim, habe Surfstations und Lizenzen im Wert von rund 55 Millionen Mark „geordert“. Das Auftragsvolumen erhöhe sich nun auf mehr als 100 Millionen Mark.

Im November 1999 wieder ein Jubelschrei des Augsburgers Unternehmens: „JNT-Großauftrag aus Frankreich. WorldWide Database Company Ltd. ordert für 50 Mio. DM JNT-Lizenzen.“ Aufträge für 160 Millionen Mark im Jahr 1999, das besagte auch der Geschäftsbericht.

Im Jahr 2000 fiel der Kurs überraschend. Planeck, beunruhigt, rief neunmal bei Infomatec an. Der Markt habe eben die gute Auftragslage noch nicht erkannt, hieß es.

Im August der Schock. Infomatec gab zu, dass Mobilcom nur 14 000 Surfstations „geordert“ habe: „Weitere Bestellungen seitens Mobilcom zur Erfüllung der Zielvorgabe von 100 000 Stück liegen zurzeit nicht vor.“ Die 14 000 Geräte hatten die

vertretend für eine Vielzahl geschädigter Infomatec-Aktionäre Ersatzansprüche gegen die Beklagten geltend gemacht. Durch die streitgegenständlichen falschen Ad-hoc-Meldungen wurden alle Aktionäre der Gesellschaft, insbesondere Tausende Kleinanleger geschädigt“, heißt es darin. Der geschätzte Gesamtschaden belaufe sich auf mehrere hundert Millionen Mark. Bis ins Detail belegt die Klage, auf welche Weise

ein Amateur – Planeck – zum Aktienkauf verführt wurde.

Die Beklagten bestreiten. Bei richtiger fachmännischer Analyse hätte klar sein müssen, dass es sich bei den „geordneten“ 100 000 Surfstations nur um eine „Zielvorstellung“ gehandelt habe. Überdies sei die Ad-hoc-Meldung vom Mai 1999 über den „Millionenauftrag“ von Mobilcom nicht ursächlich für Planecks Kaufentscheidung gewesen.

Der Vorsitzende Gleichgrenzte am ersten Verhandlungstag das Beweisthema exakt ein: Wurde etwas Falsches mitgeteilt? Wussten Harlos und Häfele davon? Hat Planeck auf Grund der

Meldung vom 20. Mai gekauft? Ist ein Schaden eingetreten?

„Es ist aus nichts ersichtlich“, argumentierten die Beklagten, „dass sich Umsatz sofort verwirklicht. Die Frage ist, ob wir sofort hätten richtig stellen müssen. Nachverhandlungen scheiterten. Das war zur Zeit der Abfassung der Verträge nicht ersichtlich. Man hätte natürlich etwas besser formulieren können ...“

Der Vorsitzende unterbrach den Anwalt der Beklagten: „Aber es ist schon ein Unterschied, ob man von einem Vertrag aus-



Anwälte Klaus Rotter (l.), Franz Braun (r.): „Tausende Anleger geschädigt“

Testphase nicht überstanden, der Vertrieb wurde verboten. Der Kurs brach ein.

Ad-hoc-Meldung vom 29. August 2000: Auch mit der Global Well.Com gibt es keinen verbindlichen Vertrag über 55 Millionen Mark. Und mit der angeblich in Frankreich ansässigen WorldWide Database Company auch nicht. Das Unternehmen ist am angegebenen Ort unbekannt!

Die Münchner Anwaltskanzlei Rotter reichte im November 2000 in Augsburg Klage ein gegen Infomatec, Harlos und Häfele. Mit ihr werden „gewissermaßen stell-

ANNIE WALL / AUGSBURGER ALLGEMEINE

geht oder von einer Zielvorstellung! Es wird darauf ankommen, ob es einen Vertrag über 100 000 Stück gab oder nur eine Absichtserklärung. Und wenn die Mitteilung objektiv falsch war, dann ist die Frage, ob subjektiv fahrlässig gehandelt wurde oder vorsätzlich.“

Für entscheidend hält das Gericht die Frage nach der Kausalität. „Wenn im Mai jemand eine Meldung liest und im Juli erst kauft, dann ist es wohl nichts mit Kausalität“, meinten die Beklagten. „Das kommt auf den Anleger an“, sagte der Richter.

Was ausschlaggebend gewesen sei für den Kauf, fragte er den Zeugen Planeck. „Dass es die Firma geschafft hatte, sich am Markt zu etablieren. Man kann ja viel forschen und entwickeln, aber verkaufen ist was anderes. Hier war der Mobilcom-Auftrag über 55 Millionen. Man sagte mir, der gesamte Vorjahresumsatz habe bei 22 Millionen Mark gelegen. Da dachte ich: Wenn mit einem einzigen Auftrag schon das Zweieinhalbfache erzielt wird, super.“

Vorsitzender: „Wie wäre es gewesen, wenn Sie erfahren hätten, dass es nur um neun Millionen Mark geht?“ „Dann hätte ich nicht gekauft“, antwortete der Zeuge.

„Wie lange wollten Sie denn die Aktien behalten?“, fragte der Vorsitzende. Planeck: „In einem Kommentar hieß es, Infomatec habe gegenüber Microsoft einen technologischen Vorsprung von zehn Monaten. Ich wollte langfristig anlegen. Die Analysten sahen das auch so.“

Der nächste Zeuge, der Diplom-Informatiker Rolf M., er hatte damals die Mobilcom-Meldung mitformuliert: „Es wurde schon darüber gesprochen, dass man nicht einen Auftrag über 100 000 Surfstations in der Tasche hat, sondern nur über 14 000.“ „Warum hat man das dann nicht auch so formuliert?“, fragte der Vorsitzende. „Als börsenorientiertes Unternehmen“, so die



Beklagte Häfele, Harlos

„Strengen Sie sich an, dass es klappt“

Antwort, „dachte man halt, man kann es gleich so schreiben – es waren ja alle überzeugt, dass es klappt. Wenn es funktioniert hätte, würde heute kein Hahn danach krähen, ob die Mitteilung richtig oder falsch war!“ Entschieden und unterschrieben habe der Vorstand. Die Herren Harlos und Häfele also.

Ein anderer Zeuge, Holger I., damals Infomatec-Mitarbeiter, erinnerte sich an ein Gespräch mit den Vorständen. Man habe zu ihm gesagt: „Strengen Sie sich an, dass aus dem Projekt was wird.“ „Infomatec war ein aufstrebendes Unternehmen damals. Gemäß den Regeln des Neuen Markts stellt man da die Wahrheit sehr schön dar. Meines Erachtens aber war es dem Vorstand klar, dass es bisher nur einen Auftrag über 14 000 Stück gab.“

Infomatec war am 8. Juli 1998 am Neuen Markt mit einem Emissionspreis von 53 Mark eingeführt worden. Der Zauber begann offenbar schon im Dezember 1998 mit einer Ad-hoc-Mitteilung über einen „Großauftrag von der neu gegründeten

Schneider Cybermind Systems AG, Türkheim, mit einem Gesamtvolumen von mehr als 3 Millionen DM“. Schon da wurde der – falsche – Eindruck erweckt, als handelte es sich um lieferbare Software. Prompt stieg der Kurs. Harlos und Häfele verkauften eigene Aktien für je rund 29 Millionen Mark.

Im Sommer 2000, kurz bevor alle Luftnummern endgültig aufflogen, verkauften Harlos und Häfele nochmals eigene Infomatec-Aktien. Erlös: je rund eine Million Mark. Dies zu Fahrlässigkeit oder Vorsatz.

In der vergangenen Woche stellte Minister Eichel das Vierte Finanzmarktförderungsgesetz vor. Es soll verbieten, „unrichtige Angaben über Umstände zu machen, die für die Bewertung eines Vermögenswertes erheblich sind“, solche Umstände zu verschweigen oder „sonstige Täuschungshandlungen vorzunehmen“.

Die Zustimmung ist groß. Die Berliner Zeitung etwa pries den „Anleger-Anwalt Eichel“ und beschrieb die gegenwärtige Situation für Anleger: „Verschaukelt von Analysten, die munter weiter Kaufempfehlungen aussprechen, während die Firma den Bach hinuntergeht. Verschaukelt von Vorständen, welche die Öffentlichkeit mit einer Flut von Ad-hoc-Mitteilungen bombardieren, in denen sie in schönstem Fachchinesisch das Blaue vom Himmel versprechen, aber die wirklich kursrelevanten Tatsachen verschweigen oder verschleiern und parallel dazu insgeheim ihre Aktienpakete im großen Stil verkaufen.“

Genau das ist die Situation des Kleinanlegers Planeck. Eichels Initiative wird wohl erst nächstes oder gar übernächstes Jahr Gesetz. Eine Entscheidung des Augsburger Gerichts zu Gunsten des Klägers könnte helfen, diese Zeitspanne zu überbrücken. Sie könnte eine Grenze definieren, an der der Betrug am Kleinanleger beginnt. ◆

CDU

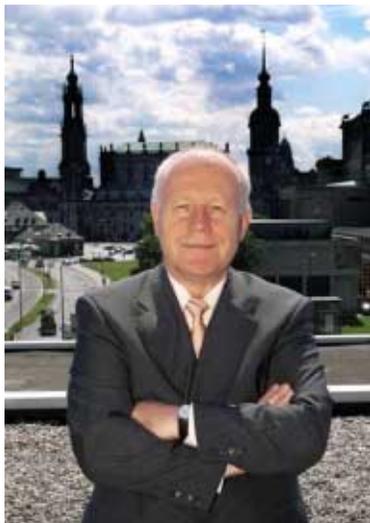
Vergiftete Stimmung

Ein Zweikampf um die Nachfolge von Ministerpräsident Kurt Biedenkopf spaltet die Sachsen-Union. Womöglich wirft der Patriarch sogar hin.

Der Kandidat verlor schon nach wenigen Minuten die Contenance. In der sächsischen CDU seien ihm „Hass und eine vergiftete Stimmung entgegengeschlagen“, wie er das seit der Wende 1989 nicht mehr erlebt habe, jammerte Umweltminister Steffen Flath (CDU) vor gut 500 Christdemokraten im Leipziger Ramada-Treff Hotel. Unruhe breitete sich ob der kläglichen Vorstellung am Freitag vorvergänger Woche im voll besetzten Saal aus; Parteivize und Ex-Innenminister Heinz Eggert stürmte gar unter Protest – „unerhört“, „peinlich“ – polternd aus der Regionalkonferenz.

Die sächsische CDU, jener erfolgsverwöhnte Landesverband, der bisher alle Wahlen seiner kurzen Geschichte mit der absoluten Mehrheit gewann, übt sich erstmals in Streitkultur. Dominierte bisher Ministerpräsident Kurt Biedenkopf, 71, über seinen treuen Diener Fritz Hähle die Union, stehen jetzt beim Parteitag am kommenden Samstag zwei Kandidaten zur Wahl: der Rebell Georg Milbradt und der Biedenkopf-Vasall Flath. Wer gewählt wird, hat auch die besten Chancen, den Patriarchen als Regierungschef zu beerben.

Offene Briefe, offener Streit, schöne Intrigen im Hintergrund – die Partei holt nun innerhalb von Wochen nach, was sie jah-



Kontrahenten Milbradt, Flath
Schnellkurs in innerparteilicher Demokratie



FOTOS: SEYBOLD/PRESS



Premier Biedenkopf, Frau Ingrid

Dankbarkeit ist keine politische Kategorie

Die Ära Biedenkopf

1990 Biedenkopf wird mit Stimmen der Opposition zum Ministerpräsidenten Sachsens gewählt.

1995 Er verzichtet auf den Parteivorsitz.

1999 Zum dritten Mal in Folge gewinnt die CDU die absolute Mehrheit.

2001 Affären um Putzfrauen, Flüge und Mietzahlungen beschädigen Biedenkopfs Image.

relang allenfalls beim politischen Gegner zu finden glaubte. Am Ende des Schnellkurses in innerparteilicher Demokratie könnte Biedenkopf weit früher aus dem Amt scheiden, als ihm lieb ist.

Denn im Kampf um den Parteivorsitz liegt ausgerechnet jener Mann vorn, den der autoritäre Sachsen-Chef Anfang des Jahres vom Hof verbannte: Milbradt, Ex-Finanzminister, wurde vom Regierungschef als „miserabler Politiker“ abgewatscht, er war zu ehrgeizig geworden. Der einstige Kämmerer von Münster, der Biedenkopf zehn Jahre als Minister diente, hat danach monatelang geschwiegen, holt nun aber umso gezielter zum Gegenschlag aus.

Dankbarkeit sei keine politische Kategorie, erinnert Milbradt den sächsischen Regierungschef etwa an eigene Weisheiten – und fordert die Union unverhohlen auf, sich vom Übervater zu lösen. Dessen Vertraute fürchten, Biedenkopf könnte hinwerfen, sollten die Delegierten es wagen, den Falschen zu wählen.

Punktgenau analysiert der spröde Volkswirt Milbradt, dekoriert mit dem „Eisernen Steuergroschen“ des Bundes der Steuerzahler, die Lage der Partei: Sie habe zu wenige Mitglieder, eine geringe Verwurzelung in der Bevölkerung und dürfe sich „nicht länger als Anhängsel der Staatskanzlei“ Biedenkopfs begreifen. Ein Neuanfang müsse sein – am besten mit ihm.

Die Parteibasis zieht mit, auch weil der 56-Jährige sich trotz des Rauswurfs aus dem Kabinett klug bewegt. „Biedenkopfs Politik ist richtig. Ich unterstütze sie“, verkündet der Ex-Minister gern auf seinen Vorstellungstouren durch das Land.

Trotzdem passt der Mann seinem Ex-Vorgesetzten gar nicht. Biedenkopf ermunterte Flath, 44, ebenfalls für das Amt des Parteichefs zu kandidieren und so Milbradt auszubremsten. Doch die Taktiker haben sich mehrfach verdrübelt: Erst wurde Staatskanzleichef Georg Brüggem von der Gleichstellungsministerin Christine Weber öffentlich beschuldigt, er habe ihr mit Verbannung vom Kabinetttisch gedroht, sollte sie Milbradt unterstützen. Dann gaben Biedenkopf-Getreue mit kruden Erklärungen dem Gegner unfreiwillig Schützenhilfe. So verkündeten drei Kreisverbände in einem Papier, die Partei brauche „keine intellektuellen Höhenflüge, sondern Basisverbundenheit und praktischen Sachverstand“. Nicht nur Milbradts Intellekt, auch seine Herkunft ist den Basis-Christdemokraten suspekt: Für Flath spreche, dass dieser „in der DDR aufgewachsen“ sei.

Den Rest besorgt der Kandidat der Provinz schon selbst. Todernt schlug Flath bereits Wandertage des CDU-Landesvorstands vor, um den Zusammenhalt zu fördern: „Das kann eine richtig schöne Zeit werden.“ Überhaupt müsse man sich in der Partei wieder häufiger „auf die Schulter klopfen“ und bei „Gesprächen über den Gartenzaun“ das Volk gewinnen.

So viel Bodenständigkeit ist selbst den Sachsen zu viel. Könnten die Wähler entscheiden, ergab eine Umfrage im Auftrag der „Sächsischen Zeitung“, würden 38 Prozent dem Biedenkopf-Konkurrenten Milbradt die Führung der CDU zutrauen, dem Bewerber Flath nur 19 Prozent.

Biedenkopf-Vertraute reden nun schon immer ängstlicher über einen vergleichbaren Machtkampf aus dem Jahr 1988. Damals war Ministerpräsident Bernhard Vogel nach den Worten „Gott schütze Rheinland-Pfalz“ tief verletzt aus der Koblenzer Rhein-Mosel-Halle gestürzt und trat Tage später als Regierungschef zurück. Zuvor hatte der Parteitag mit Hans-Otto Wilhelm den aus Vogels Sicht falschen Mann an die Spitze gewählt. Von diesem Rücktritt, droht Sachsens Sozialminister Hans Geisler gern seinen Parteifreunden, habe sich die CDU in Mainz nie mehr erholt. STEFFEN WINTER

Werbeseite

Werbeseite

PFLEGENOTSTAND

Green Card für Polinnen?

In Tausenden deutschen Haushalten betreuen Pflegerinnen aus Osteuropa hilflose Senioren – illegal. Nach einer Großrazzia wollen Politiker die Hilfe nun legalisieren.

Der Mann wirkt seriös und wohlwollend, denn das gehört zu seinem Job: Abend für Abend versucht ARD-Moderator Frank Lehmann, 59, dem Fernsehpublikum via Bildschirm die Aktienkurse zu erklären.

Doch kürzlich hat der Journalist öffentlich bekannt, dass er ein Missetäter sei. Sein Vergehen: Damit sein 94-jähriger Schwiegervater umfassend gepflegt wird, hatte Lehmann eine Frau aus der Slowakei

in deutschen Privathaushalten alte Menschen – bislang hinter verschlossenen Türen, schätzt ein Experte aus dem Arbeitsministerium. Ohne die Schwarzarbeiterinnen blieben viele Alte hilflos, ihre Kinder überfordert.

Wer – wenn überhaupt – für Oma oder Opa einen deutschen Altenpfleger findet, muss zwischen 5000 und 8000 Mark im Monat zahlen. Und mit einer solchen Profikraft ist noch lange nicht gesichert,

dass die alten Leute auch rund um die Uhr jemanden in der Nähe haben, was bei vielen früher oder später nötig wird. Deshalb sind die Frauen aus Polen oder Tschechien oft der einzige Ausweg für Familien, die ihre Angehörigen zu Hause behalten wollen.

Eine bundesweite Razzia der Staatsanwaltschaft Frankfurt, bei der 350 Häuser und Wohnungen durchsucht und über 200 illegale Haushaltshilfen zum Teil noch am gleichen Tag abgeschoben wurden, machte das Problem schlagartig deutlich.

„Das große Vergnügen hatten wir nicht bei den Durchsuchungen“, räumt Oberstaatsanwalt Job Tilmann ein.

Das schlechte Gewissen der Beamten kam denn auch in einem Brief an die Delinquenten zum Ausdruck, in dem es heißt:

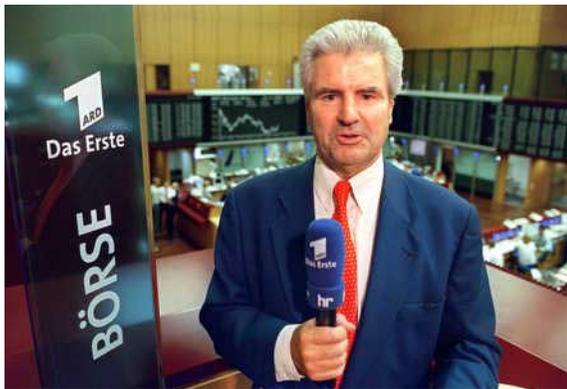
„Es ist bekannt, dass eine private Vollzeitpflege nur schwer mit ‚legalen‘ Arbeitskräften durchgeführt werden kann. Die Alternative einer stationären Pflege verursacht weitaus höhere Kosten, die weitgehend von der Pflegeversicherung und damit von der Allgemeinheit zu tragen sind.“

Doch die Fahnder sind an das Gesetz gebunden, und das ließ ihnen keine Wahl, Ermittlungsverfahren und Abschiebungen waren nicht zu vermeiden. „Wir sind total verzweifelt, seitdem unsere Zofia weg ist“, klagt nun etwa Helmut Schüssler aus Langensfeld.

Der Versicherungsagent und seine Frau Margit haben gleich zwei schwere Pflegefälle in der Familie. Sie selbst kümmern sich vor allem um ihren Sohn Michael, 24, der nach einem Verkehrsunfall vor zwei Jahren im Wachkoma zu Hause liegt. Die altersverwirrte Großmutter wurde derweil von Zofia aus Polen gepflegt. Nachdem die Staatsanwältin die Helferin abgeschoben haben „wie eine Verbrecherin“ (Schüssler), musste die alte Dame weg.

„Hier im Hause“, erzählt Margit Schüssler, „bewegte sich meine Schwiegermutter noch mit dem Gehwagen fort, sie konnte telefonieren, selber essen. Jetzt ist sie ein totaler Pflegefall.“ Nach vielen Versuchen, 17 verschiedene Heime bedauerten, fanden sie endlich für die 90-Jährige einen Pflegeplatz.

„Ich bin voller Wut und Empörung“, schimpft auch die Hessin Margit K., „für Spargelstecher werden Ausnahmegenehmigungen erteilt, aber um die alten Leute schert sich kein Politiker. Alte können in unserer Gesellschaft doch verrotten.“ Der ambulante Pflegedienst – 20 Minuten am Morgen, 20 Minuten am Abend –, der seit drei Jahren in ihr Haus kommt, um die Eltern zu versorgen, reichte nicht mehr aus: Mutter, 75, und Vater, 83, leiden an Alzheimer. „Ich kann doch meine Eltern nicht einfach ins Heim stecken“, sagt Mar-



Journalist Lehmann: „Als Gesetzesbrecher geoutet“

engagiert. Die Pflegerin kam mit Touristenvisum, arbeitete also illegal. Polizisten fanden sie bei einer Razzia im Haus von Lehmanns Schwiegervater in Hanau und führten sie ab.

Jetzt ermittelt die Frankfurter Staatsanwaltschaft gegen Lehmann wegen des „Verdachts der Hinterziehung von Lohnsteuern und Sozialversicherungsabgaben“ sowie wegen „Beihilfe zum Verstoß gegen das Ausländergesetz“.

Lehmann ist nicht der Einzige, der in den letzten Wochen ins Visier der Fahnder geriet, weil er pflegebedürftige Familienmitglieder nicht ins Heim abschieben wollte und deshalb Gesetze übertrat. „Nachdem ich mich als Gesetzesbrecher geoutet hatte, stand bei mir das Telefon nicht mehr still“, erzählt der Fernsehjournalist. Hunderte Betroffene wollen aus der Illegalität heraus: „Denn wir sind, verdammt noch mal, keine Baufirmen, die aus Profitgier Ausländer illegal für Hungerlöhne ausbeuten.“ Frank Lehmann will jetzt eine Initiative gründen. Das Ziel: die Green Card für ausländische Betreuer in der ambulanten Pflege.

Zehntausende Ausländerinnen – die meisten von ihnen aus Osteuropa – pflegen



Hepaar K., illegale Helferin: „Alte können in unserer Gesellschaft doch verrotten“

git K., „mein Vater, der als Kind schon in einem Heim aufwuchs, sagt: ‚Ich spring aus dem Fenster.‘“

Ständig hetzte Margit K. zwischen ihrem Arbeitsort, der Schweizer Stadt Solothurn, und dem heimatlichen Erzhausen bei Frankfurt hin und her, um nach ihren Eltern zu sehen, zerrissen von Ängsten und schlechtem Gewissen.

Mit Lydia, 46, einer blonden mütterlichen Frau aus dem polnischen Wieluń, bekam sie ihr Leben in den Griff. Lydia hat ein Zimmer im Haus der greisen Eltern und wird kostenlos gepflegt. Sie erhält 1800 Mark im Monat. Margit K. wollte das Arbeitsverhältnis mit Lydia „legalisieren“. Auf dem zuständigen Finanzamt in Darmstadt erhielt sie auch die Formulare „zum Steuernzahlen“. Doch als sie ihre Hausangestellte beim zuständigen Arbeitsamt anmelden wollte, drohte man ihr, so etwas sei illegal. Sie würde angezeigt, sollte sie sich eine Ausländerin holen. Die Beamten ahnten nicht, dass die längst da war.

Lydia war sogar schon die dritte Pflegekraft in dem Erzhausener Haus. Wie die meisten Frauen aus Osteuropa reiste sie mit einem Touristenvisum ein, das nur drei Monate gültig ist. Läuft es ab, wird sie von einer Cousine, Tante oder Nachbarin abgelöst. Die Pflegejobs im reichen Deutschland sind gefragt jenseits von Oder und Neiße.

Die erste illegale Pflegerin hatte Margit K. über eine einschlägige Telefonnummer erhalten, die sogar von Ärzten und Sozialstationen an Hilfe Suchende aus dem Raum Frankfurt weitergegeben wurde. Wer anrief, sprach mit „Schwester Martha“, einer 78-jährigen pensionierten Altenpflegerin aus Chrzastowice, die illegale Pflegekräfte vermittelte. Der Frankfurter Staatsanwaltschaft galt Martha Bienia, so ihr richtiger Name, als „Kopf einer Schleuserbande“ – die alte Frau, eine Mafia-Chefin.

Ende vergangenen Monats erst verurteilte das Darmstädter Amtsgericht eine 70-jährige Frau aus Nieder-Modau zu einer Geldstrafe von 8400 Mark. Die gebürtige Polin, die Eingeweihten als „Schwester Maria“ bekannt war, hatte über zwei Jahre lang mindestens 62 polnische Frauen an Familien in Südhessen vermittelt. Eine Vermittlungsgebühr wie Schwester Martha kassierte sie nicht. „Ich wollte nur helfen“, sagte „Schwester Maria“ vor Gericht. Sie war selbst als Pflegekraft 1991 vom Deutschen Roten Kreuz angeheuert worden. Ordnungsgemäß, versteht sich.

Nach den derzeitigen rechtlichen Bestimmungen dürfen ungelernete Ausländer aus Osteuropa in Deutschland zwar Spargel stechen oder Geschirr spülen, aber alte Menschen betreuen, das dürfen sie nicht. Denn in diesem Bereich gilt nicht die so genannte Anwerbestoppausnahmereordnung, Paragraph 288 des Dritten Buchs Sozialgesetzbuch. Saisonarbeit wird bis jetzt vor allem in der Landwirtschaft und im Hotel- und Gaststättengewerbe zugelassen.

Normalerweise ist die Arbeitsgenehmigung auf drei Monate begrenzt, kein Deutscher darf für den Job zur Verfügung stehen, und Arbeitsbedingungen sowie Löhne müssen denen deutscher Kollegen gleichen. Das soll Ausbeutung verhindern. Nur: Ungelernte Haushalts- und Pflegehilfen sind in der Verordnung nicht vorgesehen.

Eine Arbeitserlaubnis erhalten Helferinnen aus Osteuropa schon deshalb nicht,

weil laut Bundesanstalt für Arbeit rund 20 000 Altenpflegerinnen arbeitslos gemeldet sind, bei 6356 offenen Stellen.

Das aber ist nur die Statistik. „Wir sind seit Wochen auf der Suche und finden niemanden“, sagt Renate S. aus Mainz, „deshalb werden wir uns wieder eine Polin holen müssen, auch wenn das illegal ist.“ Die – für viele Familien sowieso zu teuren – deutschen Profis zieht es in Heime mit

halbwegs geregelter Arbeitszeit, nicht in Privathäuser.

Die illegalen Helferinnen werden noch nicht einmal durchweg als Konkurrenz für die traditionellen ambulanten Pflegedienste gesehen. Christian Rau, examinierter Altenpfleger eines Darmstädter Dienstes, weiß die Hilfe aus Osteuropa zu schätzen: „Die nehmen uns keine Arbeit weg, sondern ab.“

Die Pfleger der Wohlfahrtsverbände, Kirchen oder privater Unternehmen sorgen, befehlt durch die Pflegeversicherung, meist zweimal am Tag für die Körperpflege und kümmern sich darum, dass die alten Leute ihre Medikamente pünktlich nehmen – mehr in der Regel nicht.

Deshalb erwägen sowohl die hessische als auch die rheinland-pfälzische Landesregierung eine Bundesratsinitiative, mit der die Pflegemisere in deutschen Haushalten gemildert werden soll. Der Bundesverband privater Alten- und Pflegeheime und ambulanten Dienste fordert die Green-Card-Regelung für gelernte polnische Pflegekräfte.

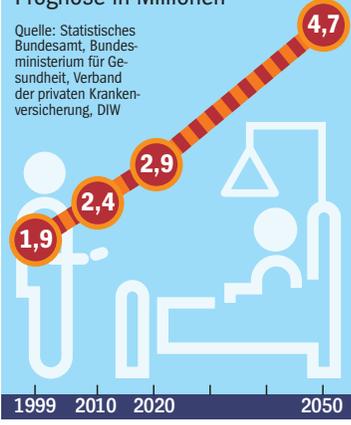
Die hessischen Grünen möchten den grauen Pflegemarkt analog zu der Regelung für Au-pair-Mädchen legalisieren. Osteuropäerinnen sollen eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis (zunächst auf zwei Jahre befristet) bekommen, wenn sie nachweisen können, dass sie in einem deutschen Haushalt einen Menschen pflegen.

Die ausländische Helferin könnte dann wie Familienangehörige das Geld aus der Pflegeversicherung – derzeit zwischen 400 und 1300 Mark pro Monat – erhalten. Dazu kämen, so die Vorstellung der Grünen, Taschengeld von der Familie, freie Kost und Logis.

Bis gesetzliche Regelungen da seien, so der hessische Rechtsanwalt Peter-Jochen Kruse, herrsche „die totale Pflegemisere“ und damit ein „übergesetzlicher Notstand“. Er verteidigt eine Frau, die illegal eine Osteuropäerin engagiert hatte. Die Not seiner Mandantin, argumentiert Kruse, rechtfertige „das Übertreten arbeitsrechtlicher Bestimmungen“.

Pflegebedürftige in Deutschland Prognose in Millionen

Quelle: Statistisches Bundesamt, Bundesministerium für Gesundheit, Verband der privaten Krankenversicherung, DIW



Ehepaar Schüssler, Sohn Michael: Helferin nach Polen abgeschoben

ALMUT HIELSCHER

JUSTIZ

Stich ins Herz

Weil er sie immer wieder verprügelte, hat eine Frau aus Uelzen ihren Ehemann mit einem Küchenmesser getötet. Das wegweisende Urteil: Freispruch.

Es passierte im vergangenen Jahr, am Abend des 18. Mai, nach dem Essen. Monika M. ahnte, was kommen würde, denn ihr Mann Detlef war „wieder total betrunken“. Mehrere Dutzend Mal hatte er sie in den drei Jahren ihrer Ehe schon verprügelt, und am Ende lag sie dann meist mit blutenden Platzwunden am Boden, manchmal auch mit Würgemaalen am Hals. Oder ihre Tochter Kathrin war zerschunden von seinen Fausthieben.

Doch an diesem Abend kam es anders. Die Frau aus Uelzen wollte die Schläge ihres Gatten nicht mehr einstecken. Sie wollte sich und ihre drei Kinder nicht länger peinigen lassen. Diesmal war er es, der nachher bäuchlings im Flur lag. Allerdings nicht verletzt, sondern tot. Und nicht nur tot, sondern grauenhaft zugerichtet: 51-mal hatte Monika M. mit einem breiten Messer zugestochen, mit aller Kraft.

Trotzdem hat die 4. Strafkammer des Landgerichts Lüneburg unter dem Vorsitzenden Richter Günter Kruse Monika M. jetzt freigesprochen. Sie habe in Notwehr getötet, um sich und ihre Tochter vor schweren Misshandlungen zu schützen.

Notwehr? Obwohl sie lange schon um seine Brutalität wusste? Mit 51 Stichen? Das sieht die Staatsanwaltschaft nicht ein: Ankläger Wolfdietrich Gentz hatte vier-



Ehemann Detlef M.
Bäuchlings im Flur

einhalb Jahre Haft wegen Totschlags gefordert. Einen Tag nach dem Urteil vorvergangene Woche legte er schon mal Revision ein, in etwa fünf Wochen, wenn die schriftliche Urteilsbegründung vorliegt, muss Gentz dann entscheiden, ob er tatsächlich gegen den Freispruch vorgehen will.

Dann würde der Fall vor dem Bundesgerichtshof landen, der befinden müsste, wie sehr eine Frau sich quälen lassen muss, bevor sie sich mit Gewalt wehren und dabei töten darf. „Schläge darf man nicht mit Messerstichen beantworten“, argumentiert Gentz – dass Monika M. misshandelt, ihre Tochter missbraucht wurde, davon geht er aus. Aber: „Sie wusste, dass Schläge kommen, es war keine besondere Situation, keine Eskalation“, argumentiert der Staatsanwalt.

„Ein Freibrief für jede Frau“ sei dieses Urteil, wertet der Bruder des Getöteten. Eine „richtungweisende Entscheidung“ habe die Justiz gefällt, freut sich hingegen Ines Meyer, Juristin und Koordinatorin des Berliner Interventionsprojekts gegen häusliche Gewalt: Das Urteil sei „ein Signal, weil ein Gericht Umsicht bei der Beurteilung häuslicher Gewalt gezeigt hat“.

Und es zeigt einen Wandel der Rechtsprechung: Lange Zeit habe es „eine große Scheu der Gerichte“ gegeben, die Not geprügelter Frauen auch im Urteil zu würdigen, konstatiert die Frankfurter Rechtswissenschaftlerin Dagmar Oberlies in einer Studie. Obwohl Frauen meist massiv bedroht werden, bevor sie ihren Mann töten, seien „Notwehrrechte nur selten erwogen“ worden.

Pro Jahr werden in Deutschland rund 1,5 Millionen Frauen Opfer von Gewalt durch ihre Partner, schätzt das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen. Vier Prozent der Frauen würden dabei vergewaltigt oder schwer verletzt. Dem Staat bleibt das meist verborgen: Nicht einmal jedes zehnte Delikt werde angezeigt, schätzen Frauenschutzorganisationen.

Bis zu jenem Abend ist die Geschichte von Monika M. also furchtbar normal. Wie vom bössartigen Schicksal scheinen zwei

Menschen zusammengefügt – der eine, der beherrscht und erniedrigt, die andere, die sich klein macht und duldet. Ein Teufelskreis aus Gewalt und Abhängigkeit.

Monika M., 38, ist eine etwas burschikose Frau mit kurzen braunen Haaren, zu der Duldsamkeit gar nicht zu passen scheint. Ihre Ausbildung zur Rechtsanwaltsgehilfin schloss sie nicht ab, weil sie von ihrem ersten Mann schwanger wurde.

Als sie im Februar 1997 den Maurergehilfen Detlef M. heiratet, glaubt sie, so etwas wie Glück gefunden zu haben. Er ist fürsorglich und doch nicht so langweilig wie ihr erster Gatte. Sie sieht deshalb darüber hinweg, dass er gerade erst wegen wiederholten Fahrens ohne Führerschein im Gefängnis saß. Auch dass er bei seinen Ex-Freundinnen schon mal zuschlug, hatte sich zu ihr herumgesprochen. Der einen hatte er das Steißbein gebrochen, der anderen die Nase und ein paar Rippen. Doch Monika M. glaubt, wenn sie nur nicht „zickig“ sei, werde schon alles gut gehen.

Es geht nicht gut. Nur zwei Monate nach der Heirat, der gemeinsame Sohn Alexander war gerade geboren, greift Detlef M. sie schon das erste Mal an. Seine Fäuste hinterlassen in ihrem Gesicht und auf dem ganzen Körper Blutergüsse.

Und so geht es weiter: Kreuzt Monika M. mal wieder mit einem blauen Auge bei der Schwiegermutter auf, habe die das wie eine normale Begleiterscheinung der Ehe behandelt, sagt sie. Im Krankenhaus, wo ihre Wunden genäht werden müssen, gibt sie an, sie sei die Treppe hinuntergefallen, oder sie sagt gar nichts. Keiner fragt nach. Detlef M. behandelt auch die Kinder schlecht. Ihre Geburtstage etwa werden nicht gefeiert.

Im Februar 1998 wagt Monika M. einen zaghaften Fluchtversuch: Sie geht mit ihren



Freigesprochene Monika M. (M.)*
„Für mich gab es keinen Ausweg“

* Mit Tochter Kathrin und deren Ex-Freund vor dem Landgericht Lüneburg.

Gewalt daheim

- ▶ **Jede 10. Frau hat in ihrer Beziehung Gewalt erlebt.**
- ▶ **Wenn Frauen einen Mann töten, ist es in 80 Prozent der Fälle der Partner.**
- ▶ **Jede zweite benutzt dazu ein Messer.**
- ▶ **Wenn Männer Frauen töten, trifft es in der Hälfte der Fälle die Partnerin.**
- ▶ **Fast 60 Prozent der Frauen, die ihren Partner töten, sind vorher von ihm misshandelt worden, oft jahrelang.**
- ▶ **50 000 Frauen fliehen jedes Jahr in die Frauenhäuser.**
- ▶ **Nach eigenen Hochrechnungen rückt die Berliner Polizei jährlich zu etwa 15 000 Einsätzen wegen Gewalt in der Familie aus.**



D. P. P. P. P. P.



Fundort der Leiche: 48 Wunden im Rücken

KURT RABSAHL

beiden Kindern aus erster Ehe und dem Jüngsten ins Frauenhaus. Doch schon nach einer Woche kehrt sie zu ihrem Peiniger zurück, freiwillig. Er habe so „gejammert“, erzählt ihre Schwester, habe versprochen, auf Entzug zu gehen, eine Therapie zu machen, sich Arbeit zu suchen. „Sie ist dann wieder darauf reingefallen.“

Monika M. hofft auf ein Wunder, darauf, dass sich alles zum Guten wendet. Bald aber sieht die Schwester schon wieder Würgemale. Nach acht Monaten flüchtet Monika M. zum zweiten Mal. Heimlich nimmt sie sich eine eigene Wohnung in Uelzen. Doch die Möbel stehen kaum, da ruft sie ihn wieder an. Er habe doch das Recht, den gemeinsamen Sohn zu sehen, sagt sie. Sie behält nun ihre Wohnung, lässt ihn aber herein.

Für den Staatsanwalt ist klar: „Sie hat die Möglichkeit gehabt, wegzukommen, und sie hat sie nicht genutzt.“ Sie hätte ihn also nicht töten müssen. Das Gericht beurteilt die Situation anders: Allenfalls von Fehlern in der Lebensführung könne man sprechen, nicht von strafrechtlicher Schuld.

Der Verteidiger von Monika M., Helmut Springer, erinnert an ihre Notsituation – mit drei Kindern und ein paar hundert Mark Verdienst im Monat sei ein Bruch nicht leicht. Und niemand habe ihr helfen können oder wollen.

Sie habe Angst vor ihrem Mann gehabt, sagt Monika M. Das sei es vor allem gewesen. Wenn sie ihn verlassen würde, habe er gedroht, würde er die ganze Familie umbringen. „Es gab für mich keinen Ausweg.“

Also erträgt sie ihn weiter – und schämt sich. Sie versucht, Würgemale zu überscheminken, „versucht, heile Familie zu spielen“, wie der Ex-Freund ihrer Tochter sagt. In ihrem Wunsch nach der friedlichen Welt blendet sie alles aus, was dieses Bild stört. Stillschweigend nimmt sie zur Kenntnis, dass ihr Mann nun mit ihrer damals

15-jährigen Tochter Kathrin zusammen duscht. Gegen Weihnachten 1999 habe er ihr dann fast beiläufig zugerufen: „Ich habe deine Tochter vergewaltigt.“ Monika M. ist außer Stande zu reagieren. Sie fragt Kathrin am nächsten Tag: „Stimmt das?“

„Ja“, antwortet das Mädchen. Mehr gesprochen wird nicht. Schweigen ist zum Überlebensprinzip der Familie geworden. Ein Gutachter, der Psychiater Reinhard Dübgen, spricht später vor Gericht von Monika M.s großer Distanz zu ihren eigenen Gefühlen.

Anfang Mai vergangenen Jahres – Detlef M. hat noch gut zwei Wochen zu leben – unternimmt die Tochter einen letzten Rettungsversuch. Sie vertraut sich einer Lehrerin an. Die empfiehlt einen Anwalt. Dort erfahren Mutter und Tochter, dass der



CHRISTIAN AUGUSTIN

Tathaus in Uelzen

„Welches Mittel hätte sie einsetzen sollen?“

Stiefvater nicht mit Sicherheit sofort verhaftet würde, sollten die beiden ihn anzeigen. „Aus ihrer Sicht zerbrach damit eine weitere Hoffnung, von außen Hilfe zu bekommen“, so Richter Kruse.

Es muss für Monika M. die letzte Hoffnung gewesen sein. Wenige Abende später brüllt Detlef M. wieder herum. Da greift sich die Frau in der Küche ein Messer. Als er auf die Tochter zugeht, tritt sie dazwischen. Erst fällt der Betrunkene nur rücklings auf das Sofa. Dann rammt sie ihm das

Messer dreimal in die Brust. Schon einer dieser ersten Stiche trifft die linke Herzkammer und ist vermutlich tödlich, so die Obduktion.

Doch der Mann steht wieder auf und geht noch an seiner Frau vorbei ein Stück in den Flur. Ihr sei durch den Kopf geschossen: „Wenn er das überlebt, wird es für uns umso schlimmer“, sagt sie später aus. Also folgt sie ihm und sticht von hinten zu. Er geht zu Boden, und sie sticht weiter zu, „in Panik“, wie der Gutachter sagt, immer wieder, bis er sich nicht mehr rührt. Im Rücken stellt die Gerichtsmedizinerin später 48 Wunden fest.

„Ein Angriff stand unmittelbar bevor. Welches Mittel hätte sie einsetzen sollen?“, fragt der Vorsitzende Richter. Flucht? Die zwei kleinen Söhne schliefen im Nebenzimmer. Wie hätte sie die so schnell in Sicherheit bringen können? Deshalb seien die tödlichen Stiche, so das Urteil, „erforderlich“ gewesen, um die Gefahr abzuwenden.

Als ihr Mann aufstand, habe Monika M. glauben müssen, er sei gar nicht schwer verletzt („Bruststichverletzungen bluten nicht stark“) und würde nun womöglich auch ein Messer holen. Deshalb, so das Urteil, seien auch die weiteren Stiche gerechtfertigt gewesen. Die Frau habe nicht wissen können, dass es mit dem Mann schon zu Ende ging.

So weit reichend ist der Notwehr-Paragraf selten zu Gunsten einer gepeinigten Frau ausgelegt worden. Vor zwei Jahren sprach das Landgericht Berlin eine Frau frei, die ihren Ehemann mit einer Bratpfanne erschlagen hatte. Doch hatte der sie mit einem Messer attackiert. Im Januar verurteilte hingegen das Landgericht Hagen eine 48-jährige Frau, die ihren Ehemann während eines Streits erstochen hatte, zu fünf Jahren und drei Monaten Gefängnis – obwohl er sie geschlagen hatte.

Nach der Tat beseitigt Monika M. gründlich alle Spuren. Das wirkt kaltblütig, aber sie hat ihre eigenen Blessuren stets genauso verdeckt. Zusammen mit ihrer Tochter legt sie den Toten neben die Badewanne. Drei Tage später verschnüren die beiden die Leiche mit einer Wäscheleine, verpacken sie in Müllsäcke und vergraben sie nachts in einem nahe gelegenen Wald.

Ihren Verwandten erzählt Monika M., ihr Mann sei nach einem Streit abgehauen. Niemand fragt weiter, wie üblich. Erst Monate später fällt seinem Bewährungshelfer auf, dass Detlef M. sich nicht mehr meldet.

Als die Polizei sie verhört, bricht Monika M. zusammen. Sie führt die Fahnder an jene Stelle, wo sie und ihre Tochter Detlef M. vergraben haben. Sie erzählt ihre Geschichte, erst von ihrer Tat, dann stockend von seinen Schlägen und dem Missbrauch. Damals rechnet sie noch damit, ins Gefängnis zu müssen: „Es ist jetzt alles vorbei. Nun muss ich nur noch meine Strafe absitzen.“

CORDULA MEYER

Werbeseite

Werbeseite



KARL KROHER

Die chronische Flaute auf bayerischen Seen machte Surfer Karl Kroher, 48, aus dem oberpfälzischen Parkstein kreativ: Er erfand das „Grassboard“, ein Gelände-Skateboard zum Querfeldeinsurfen: Vorn ein BMX-Laufrad, hinten ein kleineres Rad, um das herum das Trittbrett aus Holz und Glasfaser montiert ist. Grassboarder suchen sich Gefällestrecken in Wäldern, auf Wiesen oder Skipisten, sie bevorzugen Hänge mit Liften und jagen deshalb gern in Bayern die Berge hinunter. Aber auch im Ruhrgebiet, Hessen und Berlin wächst die Zahl der Grassboarder. Über 400 Stück zu circa 800 Mark konnte Kroher schon losschlagen, auch



KARL KROHER

Grassboarder

in die USA und Australien. „Das ist etwas für Leute, denen herkömmliche Sportarten nicht mehr genug Adrenalin-Schübe bringen“, sagt der ausgebildete Familientherapeut. Ihm selbst ist Mountainbiking, Skateboarden oder Wellenreiten inzwischen zu langweilig geworden. Bei ersten Wettbewerben haben die Grassboarder sich im „Höher, Schneller, Weiter“ erprobt, pflügten mit bis zu 70 Stundenkilometer Geschwindigkeit die Hänge herunter, Sprünge bis zu zwei Metern Höhe inklusive. Neuester Einfall: Das Board mit einem Zugdrachen versehen und sich vom Wind die Berge heruntertreiben lassen.

DROGEN

Heroinähnliche Highs

Schmerzmittel
OxyContin

In den USA dient Süchtigen derzeit ein verschreibungspflichtiges Schmerzmittel als Heroin-Ersatz. Seit das Unternehmen Purdue Pharma das Medikament OxyContin vor sechs Jahren als Schmerzmittel für Krebspatienten auf den Markt brachte, hat es sich in den US-Staaten West Virginia, Kentucky oder Ohio zum ernsthaften Drogenproblem entwickelt. Der Missbrauch des als „Arme-Leute-Heroin“ bekannten Mittels habe „in den vergangenen zwei Jahren zu Todesfällen geführt“, gibt auch das Unternehmen zu. Das Problem wächst besonders in den ländlichen Gegenden. In dem kleinen Ort Gilbert, West Virginia, ist inzwischen jeder vierte von zehn jungen Erwachsenen „auf Oxy“. Das Medikament wird entweder klein gehackt durch die Nase gezogen oder injiziert, Süchtige berichten von heroinähnlichen Highs und Entzugssymptomen. Um dem Entzug zu entgehen, überfallen Oxy-Abhängige Apotheken oder fälschen Rezepte.

Klüger werden mit:

Florian Coulmas

Der 52-jährige Professor für japanische Kultur und Geschichte über die nervösen Deutschen

SPIEGEL: „Die Deutschen schreien“ heißt Ihr Buch. Warum?

Coulmas: Weil mir das am stärksten auffiel, als ich – nach fast 20 Jahren in Japan – wieder nach Deutschland kam. Das Stim-



Coulmas

menvolumen meiner Kinder hatte nach einigen Wochen deutlich zugenommen. Hier fehlt der Sinn für Etikette.

SPIEGEL: Ihr schlimmstes Erlebnis?

Coulmas: Niemand entschuldigt sich. Man hört lediglich: Ich bin ja auch nur ein Mensch. In Japan wäre das undenkbar. Ich hatte dort Studenten, die kamen täglich zu spät, haben sich aber immer höflich entschuldigt.

SPIEGEL: Strengt das nicht an?

Coulmas: Mir ist ein nicht ernst gemeintes Lächeln lieber als eine ernst gemeinte Pampigkeit.

SPIEGEL: Und warum sind wir so?

Coulmas: Verhaltensweisen tradieren sich, ich nenne das die Blödheit der Kultur: Man kriegt etwas mit, ohne dass es einem beigebracht wird. Das oft sehr Grobianische hat auch mit dem deutschen Weltbild zu tun, nach dem ein Raubein auch ein guter Mensch sein kann.

SPIEGEL: Sind die Deutschen nervöser als andere Völker?

Coulmas: Im Straßenverkehr wird man genötigt, wenn man unterhalb der erlaubten Höchstgeschwindigkeit fährt. Die Ursache dafür liegt in der Trennung zwischen Pflicht und Vergnügen. Hier ist alles darauf ausgerichtet, die Arbeitszeit zu verkürzen. Das heißt natürlich: mehr Stress.

SPIEGEL: Wollen Sie Ihre Landsleute verändern?

Coulmas: Manchmal suche ich das Gespräch mit unhöflichen Menschen, aber oft bin ich zu perplex: Neulich kaufte ich kurz vor Ladenschluss ein Buch und fragte, ob ich eine Rechnung bekommen könnte. „Ungern“, antwortete mir der Verkäufer. So was würde in Japan nicht einmal in Form einer Karikatur verstanden werden.

Was haben Sie da gedacht, Mrs. Moreira?

Das brasilianische Modell Suyane Moreira, 19, über ihren Indianer-Auftritt in den Straßen von Rio

„Es war das erste Mal in meinem Leben, dass es mich nicht gestört hat, angestarrt zu werden. Ich war so stolz wie nie zuvor, eine ‚Cafuza‘ zu sein, ein afrikanisch-indianischer Mischling. Wie eine gekrönte Königin fühlte ich mich mit dem Federschmuck. Während der Aufnahmen für ‚Newsweek‘, bei denen ich halb nackt durch die Straßen lief, musste ich die ganze Zeit an Xuxa denken, die beliebteste brasilianische Kinderfernsehshow-Moderatorin, so weiß und blond und blauäugig wie eine Barbie-Puppe. Ich habe sie schrecklich verehrt und wollte genauso weiß, blond und blauäugig sein. Nur so, dachte ich, könnte ich ein Fotomodell werden. Ich habe es dennoch geschafft. Obwohl ich nicht aussehe wie Gisele Bündchen, bin ich mittlerweile erfolgreich und glücklich darüber, dass ich meine indianische Kultur in der Mode repräsentieren kann.“

Moreira in Rio de Janeiro



ROGERIO REIS / BLACK STAR

SACHBUCH

Freundin als Kreislaufmittel

Eine Frau, die eine beste Freundin hat, muss Kritik vertragen können. Diese Einsicht lehrt das Buch „Freundinnen“, in dem die Hamburger Fotografin Ute Karen Seggelke Frauen verschiedenen Alters über ihre wichtigste Frauen-Freundschaft berichten lässt. Viele der Befragten legen Wert darauf, festzustellen, dass ihren männlichen Gefährten Einmischung nie erlaubt war und dass sie sich gut vorstellen können, mit der Freundin gemeinsam alt zu werden. Das zu lesen dürfte ihren Männern kaum gefallen, aber was die Frauen übereinander erzählen, klingt auch nicht alles weichgespült: Die Berliner Kultursenatorin Adrienne Goehler erfährt über sich, „ein bisschen herrisch“ zu sein und sich zu gern einzumischen. Die Schauspielerin Eva Mattes stand unter scharfer Beobachtung ihrer älteren Busenfreundin:



Bochow (o. r.), Mattes mit besten Freundinnen

„Sie fand sich zu dick, aß heimlich den Kühlschrank leer, fand die Straßenbahn nicht.“ Die Freundschaft überstand mehrere Brüche und Männer, heute preist Mattes die Freundin als ihr „bestes Kreislaufmittel“. Teenager Sarah Bochow bringt die Botschaft des Buchs auf den Punkt: „Einen Jungen findet man an jeder Ecke, eine beste Freundin ist schon schwieriger zu bekommen.“

Ute Karen Seggelke: „Freundinnen. Gemeinsam sind wir unschlagbar“. Gerstenberg Verlag, Hildesheim; 240 Seiten; 58 Mark.



FOTOS: JANNIE GULDENER / GERSTENBERG VERLAG

INTERNET

Deppen gesucht

Immer mehr Internet-Nutzer haben eine Webcam – und warten dann darauf, dass jemand ihnen dabei zusieht, wie sie vor dem Computer sitzend in die Linse starren. Die meisten Webcams sind erlangweilig. Eine US-Webseite will dem jetzt mit einem Wettbewerb abhelfen: Bei survivorcam.net werden Internet-Nutzer gesucht, die sich zur allgemeinen Unterhaltung vor ihrer Webcam zum Deppen machen. Ihnen werden eine Reihe von Aufgaben gestellt, etwa eine Filmszene nachzuspielen, sich selbst mit Mehl oder Ketchup zu bekleistern oder Werbebanner für fragwürdige Webseiten zu entwerfen. Wie bei „Big Brother“ können die Kandidaten sich gegenseitig aus dem Rennen werfen. Wie hoch das Preisgeld ist, richtet sich danach, was die Zuschauer an Spenden einschicken. Für die jetzt anlaufende zweite Staffel von survivorcam kann man sich noch bewerben.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Eine Frage der Ehre

200 Flüchtlinge vertreiben sich die Zeit mit einer Schlägerei.

Es war ein schöner Abend für Irma und Teimuraz, wenigstens am Anfang. Sie hatten sich mit anderen Georgiern im Gebetsraum getroffen, die Frauen hatten Kuchen gebacken und Tswadi gekocht, ein traditionelles Lammfleischgericht, es gab Früchte und Musik und roten Wein. Sie feierten zu Ehren der Heiligen Maria, der Mutter Gottes, und zu Ehren aller Frauen, wie es Tradition ist in ihrer georgischen Heimat.

Irma hatte keinen Wein getrunken an diesem Abend und nicht getanzt, weil sie bei jeder Bewegung das Baby spürte, das in drei Wochen kommen soll, ihr erstes Kind, gezeugt in Georgien, zur Welt gebracht, wenn alles gut geht bis dahin, in Deutschland: Zirndorf, Regierungsbezirk Mittelfranken, Zentrale Aufnahmereinrichtung für Asylbewerber.

Irma, 22, und ihr Mann Teimuraz, 28, waren nach Deutschland gekommen, weil Teimuraz Zeuge eines Mordes geworden war. Die Täter waren Söhne hoher georgischer Beamter, Teimuraz sollte im Prozess gegen sie aussagen; weil es in Georgien kein Zeugenschutzprogramm gibt, entschieden sie sich, noch vor der Verhandlung zu fliehen.

Sie landeten in Zirndorf, das so aussah, wie sie sich eine sichere Bleibe vorstellten: viel Fachwerk, viele Geranien. Was sollte ihnen schon groß passieren in einer Stadt, in der die Boutiquen „Wühlmaus“ heißen und auf Tafeln für „Landhausmöbel Fichte-Massiv“ geworben wird?

Das Erste, was Irma und Teimuraz in Zirndorf lernen, ist Geduld. Warten auf die Prognose-Entscheidung des Bundesamtes, warten auf die Verlegung in eine Gemeinschaftsunterkunft, warten auf die endgültige Entscheidung. Warten aufs Mittagessen, das den Tag gliedern und klein machen hilft. Wie lange kann man lesen, dösen, fernsehen oder vor dem örtlichen „Comet“-Markt sitzen und palavern, bevor man irre wird an

dem Entschluss, ein neues Leben ausgerechnet in Deutschland zu versuchen?

Eine Erfahrung, die fast alle Asylbewerber irgendwann machen: Schlimmer beinahe als Rassenhass, Fanatismus und Religionsstreit ist Langeweile. Zirndorf ist so etwas wie ein Menschenversuch: Was passiert, wenn man die Flüchtlinge dieser Welt einfach sich selbst überlässt?

Kurz vor neun an diesem Abend machten sich Irma und Teimuraz auf den Heimweg. Das Fest fand im Hauptgebäude des Lagers statt, wo die allein stehenden Männer untergebracht sind, die beiden mussten also über den Hof, ein paar Meter nur. Im Treppenhaus liefen sie an einigen Irakern vorbei, die noch zusammensaßen.

Dann ging alles sehr schnell.

In der Pressemeldung der Polizei ist von einer „körperlichen Auseinandersetzung“ die Rede, von Beleidigungen, Pöbeleien. Plötzlich war der Hof voller Menschen. Iraker und Georgier schlugen aufeinander ein, Weißrussen und Tschetschenen kamen hinzu.

„Die Anzahl der Streitenden erhöhte sich zeitweise auf bis zu 200“, meldet die Polizei, die drei Streifenwagen losjagte und einen Hundeführer mit seinem Schäferhund.



Flüchtling Majid F., Hof des Aufnahmelaagers

Massen-Schlägerei im Aufnahmelaager Fürth

Fürth – In einem zentralen Aufnahmelaager für Asylbewerber und Aussiedler in Fürth haben sich rund 200 Iraker und Georgier eine Massenschlägerei geliefert. Die Polizei verlegte daraufhin elf Rädelführer, unter ihnen neun Iraker, in andere Aufnahmelaager. Zwei Menschen wurden bei der Prügelei schwer verletzt. Anlass war ein Fest von Georgiern zu Ehren der Heiligen Maria, bei dem Iraker eine schwangere Georgierin attackierten. Die Frau wurde nach Angaben der Polizei mit einer Eisenstange geschlagen und mit Steinen beworfen. dpa

Aus der „Süddeutschen Zeitung“

Zeugen berichten von Steinen und von einer Eisenstange; einer behauptet, Irma sei in den Bauch geschlagen worden. Gegen zehn, die Polizei war inzwischen abgezogen, flammte die Schlägerei noch einmal auf. Vietnamesische Asylbewerber mischten sich mit Besteckmessern in den Streit ein; alte Rechnungen wurden beglichen und neue aufgemacht.

Ein Missverständnis sei es gewesen, sagt Majid F., 33, und blickt fragend seine irakischen Landsleute an. Das georgische Paar sei an ihnen vorbei aus dem Haus gestürmt, vielleicht seien die beiden angerempelt worden. Ein Wort gab das andere. Kein irakischer Mann, sagt Majid, würde eine Frau angreifen. Eine Frage der Ehre.

Georgier? Weißrussen? Die Russen, sagt Majid, sind doch alle gleich. „Russen klauen“, sagt er, „Russen lügen.“ Iraker, betont er, kämpfen mit den Fäusten, Russen am liebsten mit Schlagringen. „Fighting is for animals“, sagt einer der Iraker. „We are human beings.“

Ein Missverständnis, sagt auch Andrei B., 49, ein Russe, der auf der Polizeiwache beim Übersetzen half. Die Kurden, sagt er und meint die Iraker, hätten „fehlerhaft geglaubt, Irma gehöre zum kurdischen Volk“. Und waren, warum auch immer, überzeugt, sie sei schwanger, aber nicht verheiratet. „Also wollten sie sie steinigen.“

Menschen aus 23 Ländern sind in Zirndorf untergebracht; trotzdem, versichert Werner Staritz, 47, der das Lager seit elf Jahren leitet, sei dies erst die zweite Schlägerei, die er miterlebt habe. Natürlich ist er dazwischengegangen. Wie aber soll er deutlich machen, dass auf dem Gelände gewisse Regeln gelten? Ein bisschen Englisch kann Staritz selbst, unter seinen Leuten hat er ein paar, die Russisch verstehen. Aber wer in Zirndorf spricht schon einigermaßen fließend Vietnamesisch?

Irma ist nach der Schlägerei von einem Arzt untersucht worden. Ihrem Baby geht es, soweit man das sagen kann, gut. Der Abend der Heiligen Maria hat ihr deutlich gemacht, dass es keine Gemeinschaft zwischen den Flüchtlingen gibt.

Nach der Schlägerei wurde sie mit ihrem Mann sofort in ein anderes Lager gebracht. Andere Unterkünfte, neue Nachbarn. Und dieselbe Langeweile. Warten auf die neue Heimat. HAUKE GOOS

Partykönig Ammer,
Partyluder Sommer



SKANDALE

Der Lude der Luder

Er veranstaltet Feste, er produziert Glamour, er liefert Klatsch – der Partykönig Michael Ammer macht Mädchen berühmt und Medien glücklich. Jetzt steht er wieder vor Gericht, wegen Körperverletzung. Der Prozess verspricht, eine große Party zu werden. *Von Marc Fischer*

Es ist die Pflicht des Königs, sich Sorgen nicht anmerken zu lassen, damit das Volk nicht an ihm zweifelt – und da hilft es natürlich, wenn du mit vier Flaschen Champagner auf einer Ledercouch sitzt, rechts ein besoffener Juwelier, links deine hübsche Freundin, 14 Jahre jünger und mit der Hand zwischen deinen Beinen, und auf dem Tisch ein Mädchen, das gleich seinen Slip in die Tanzenden werfen wird – oder dir ins Gesicht, wenn du Glück hast! Dazu Fernsehkameras überall, irgendwelche Teams von RTL, Sat.1 und ProSieben, die noch stärker schwitzen als du selbst,

weil sie stehen müssen, während du sitzt, und die sich fast verbeugen, wenn du für sie noch mal deine Hymne ins Publikum grölst: „Jaa, ihr Schweine, ist das nicht 'ne geile Party?“

Muss es wohl sein.

Gut, vorhin sah die Sache noch so aus, als hätte der König Probleme, seine „Select“-Party in der „Sturmhaube“ auf Sylt zu dem Event zu machen, das sich für Klatschfotografen und Kamerateams überhaupt lohnt – aber der Partymacher Michael Ammer wäre nicht der „Ammerhammer“, wie sich der 40-Jährige gern

nennt, wenn er den Klatschreportern nicht klar machen könnte, dass es frauentechnisch eigentlich egal sei, ob anstelle von Ariane Sommer, Jenny Elvers oder Dolly Buster bloß Nadja Abd El Farrag („Nadel“) und die 9-live-Moderatorin Anna Heesch mit irgendeiner Freundin, die kein Mensch kennt, aus den zwei gecharterten Hubschraubern auf den Rasen des Sylter Flughafens steigen. Außerdem, hatte Ammer vor der Ankunft argumentiert, habe die Heesch bestimmt wieder „was enges Durchsichtiges“ an, was man gut fotografieren könne. Und spätestens als Ammer



Nadja Abd El Farrag („Naddel“)



Sängerin Jazzy (Tic Tac Two)



Jenny Elvers, Dieter Bohlen



Teppichluder Janina Youssefian (r.)



Starlet Loretta Castell

Partyveranstalter Ammer, Gäste: „Jaa, ihr Schweine, ist das nicht 'ne geile Party?“

die etwas blasse Naddel und die anderen Gäste mit dem Satz „Ey Leute, geilen Flug gehabt, oder musstet ihr kotzen, he he he?“ begrüßte, bevor er sie in den bestellten Rolls-Royce schob, waren die Anwesenden davon überzeugt, dass es sich tatsächlich um ein Event der A-Klasse handelt, der Ammer-Klasse also – was bedeutet, dass ein gewisses Maß an Enthemmung erwartet werden darf.

Ammer hätte allerdings auch Warzenschweine und Wasserratten einfliegen und als Topstars verkaufen können, denn eigentlich geht es im Moment eh nur um ihn, um ihn und sein Reich: ein Reich, in dem Wasser rarer ist als Champagner und ein Blowjob nur eine andere Form von Handschlag. So jedenfalls erzählt man sich im Ammer-Land.

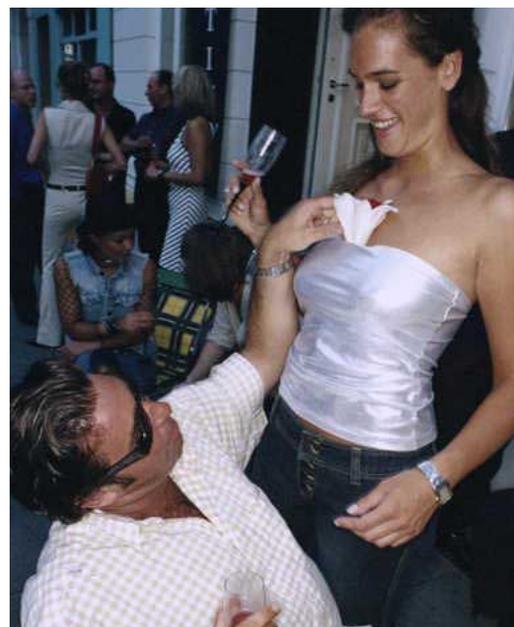
Geografisch gesehen erstreckt sich das Reich des Mannes von Hamburg nach Sylt und Berlin. Dort sind die Orte, an denen Ammer zusammen mit Sponsoren wie Puschkin, Freixenet, Hennessy oder Optiker Bode seine über 100 Partys im Jahr veranstaltet: das Alster-Restaurant „Wollenberg“, das „Valentino's“, der Berliner Club „90 Grad“ oder eben die „Sturmhau-

be“ auf Sylt. Doch was bedeutet Geografie, wenn man den gesamten Boulevard beherrscht? Immer wieder berichtet die Klatschspalte der „Bild“-Zeitung über irgendein Ammer-Event, was daran liegt, dass es Ammer gelungen ist, immer wieder Leute wie den Schlagerproduzenten Dieter Bohlen, die Schauspieler Heinz Hoenig und Heiner Lauterbach, die Alleinunterhalterin Jenny Elvers, Altrocker Udo Lindenberg, die Musiker von Scorpions und Scooter und eben Naddel auf seine Partys zu holen – und solch eine Promi-Dichte ist natürlich ein Geschenk für jeden Szene-Reporter.

Für die Luder ist Ammer der Lude und für die Medien ein Kuppler, er versorgt die Klatschpresse mit Gesichtern, die berühmt sind und hilft Sozialchtern, prominent zu werden – ein Sozialarbeiter der Partygesellschaft, ein Schmiermittel der Bildermaschine, die die Schaulustigen der Republik versorgt mit Society-Fotos, mit Saufotos, mit Tittenfotos.

Seit nicht nur die Käufer von Boulevardzeitungen (Gesamtauflage: 5,5 Millionen) und die Leser der wöchentlichen Klatschblätter (Gesamtauflage: 13 Millio-

**DIE NACHFRAGE NACH
GLAMOUR IST GESTIEGEN,
EVENT-MANAGER SICHERN
DEN NACHSCHUB**



Ammer-Freundin Westphal: „Musstet ihr kotzen?“

Mutmaßliches Ammer-Opfer Hernandez: „Traumgast, immer lieb“

auch aus dem Ausschnitt einer 20-Jährigen zu trinken.

Wie jeder gute Gastgeber kennt Ammer sich mit dem Dienen aus: Fühlt sich einer seiner Jungs mal etwas allein, merkt Ammer das sofort und lässt schnell ein Mädchen aus der Menge holen, damit sich der Gast mit ihr vergnügen kann. In etwa so lernte Bohlen damals das Teppichluder Janina kennen, und auf ähnliche Art und Weise kam es auch zu den längerfristigeren Kombinationen Lauterbach/Elvers, Elvers/Container-Alex, Bohlen/Feldbusch und Bohlen/Estefania. Nachschubprobleme, was die Mädchen betrifft, sind selten, denn Ammer verfügt über ein Arsenal von ein paar hundert Partyhäschen im Alter von 18 bis 25, die auf der Straße und in Clubs gecastet oder bei der Model-Agentur „Excellent“ seines Freundes Axel Währisch bestellt werden. In Ammers Kartei warten sie abrufbereit auf ihren Einsatz, sei das nun vor, auf oder unter dem Tisch. Die besten dieser Mädchen, die umsonst trinken dürfen, damit sie noch mehr Spaß machen, klassifiziert Ammer mit seiner Top-Wertung „XXX“, was bedeutet, dass er „auch mit ihnen pennen würde, wenn ich die Zeit dazu hätte“. Benötigt einer seiner Gäste schnell noch ein paar Viagras, hat er auch die zur Hand, seit ihm sein Vorbild, der amerikanische Altplayboy

Hugh Hefner, auf einer Party in L. A. mal welche zugesteckt hat.

Ammer ist mittlerweile so bekannt wie die Prominenten, die er einlädt – und oft sieht es so aus, als halte er sich Frauen wie Heesch und Naddel nur, um sie den Kameras als amüsantes Beiwerk zu verkaufen: Zwar ist Naddel keine Persönlichkeitsgranate, doch obwohl sie dunkler ist als Ammer, wirkt sie blass neben ihm, und spätestens, als ihr auf die Frage einer Reporterin, warum sie überhaupt da sei, keine Antwort einfällt, schwenken die Kameras wieder zu Ammer, der grinsend auf der Couch sitzt, Zigarette auf Zigarette raucht, und sich von seiner neuen Freundin Janina Westphal, 26, die Schenkel massieren lässt.

Der König ist jetzt ganz oben, ein schöner Aufstieg für einen Mann, der noch vor zehn Jahren bloß Angestellter der Hamburger Disco „Trinity“ war und sich anfangs dort vor der Tür die Beine in den Bauch stand, um sicherzugehen, dass auf vier Mädels nicht mehr als ein Mann kam.

Und doch ist ein Schatten gefallen auf das Ammer-Land. Es ist nicht der Großangriff eines Konkurrenten, der ihm die Sponsoren abjagen möchte; es ist auch nicht die Steuerfahndung, die seinen schwer zu schätzenden Monatsverdienst prüfen will. Der Angriff kommt aus den

eigenen Reihen: Er kommt von einem Girl, das auch auf Ammers Partys tanzt.

Sie ist eine schöne junge Frau, die ihn bedroht, und für das, was sie ihm vorwirft, muss sich Ammer in dieser Woche vor dem Hamburger Landgericht verantworten, im Saal 297 des Strafjustizgebäudes. Die Anklage lautet auf Körperverletzung, aber irgendwie wird das der Sache nicht ganz gerecht, denn der Genussmensch Ammer wird beschuldigt, mit der 28-jährigen Marina Hernandez so umgegangen zu sein wie mit einer seiner vielen Zigaretten: Er soll ihren Kopf in einen Aschenbecher gedrückt haben.

Es geht um eine Ammer-Party, die am 8. September vergangenen Jahres im „Wollenberg“ stattfand. Welche Promis an diesem Abend da waren und wann genau sie gegangen sind, ist strittig, sicher ist nur: Der Wirt des „Wollenberg“, Michael Wollenberg, war da, Bohlen war da, Ammer war da, und Marina H. war da – und je nachdem, welche Seite redet, ist Marina H. entweder ein Aschenputtel und Ammer der böse Wolf oder sie die böse Hexe und er ein gefallener Engel.

Marina Hernandez war als Partygirl bekannt, das bleibt nicht aus, wenn man sich auf Ammer-Events herumtreibt. Sie war erst mit dem HSV-Spieler Bernd Hollerbach zusammen und kurz darauf mit dem Boxer Wladimir Klitschko. Sie warb als Model für Tchibo, AOL, Joop und Nokia und hatte gerade ihre Ausbildung als Berufspilotin beendet. Ein Angestellter des „Wollenberg“, der an diesem Abend arbeitete, aber nicht genannt werden will, beschreibt Marina H. als einen „Traumgast, immer lieb, immer charmant, nie ordinär. Ein echter Hingucker.“

Ammer beschreibt Marina H. als „eine labile, promigeile Schnepfe, die alle immer nur genervt hat.“

S. SCHNEIDER / BILD ZEITUNG (L.); EDGAR HERBST (R.)

Wenn Ammer zu glauben ist, dann nervte Marina H. an diesem Abend zuerst Dieter Bohlen, indem sie dauernd auf ihn einplapperte, und dann Ammer selbst, indem sie ihn mit einem Glas und einer Kerze bewarf, als er sie rausschmeißen wollte, was er dann durch einen Türsteher besorgen ließ. Stimmt das, was Marina H. durch ihre Anwältin Jutta Heck sagen lässt, dann stürmte Ammer völlig grundlos auf Marina H. zu, zog sie an den Haaren und drückte ihren Kopf in den Aschenbecher, wodurch das Jochbein verletzt wurde. Der Angestellte des „Wollenberg“ bestätigt diese Version, fügt aber noch hinzu, Ammer sei den ganzen Abend lang sehr aggressiv gewesen und habe schon zwei Stunden vor dem Streit mit Marina H. versucht, einen Mann zu würgen, der harmlos herumstand.

Der Angestellte des „Wollenberg“ ist heute kein Angestellter des „Wollenberg“ mehr. Er ist als Zeuge der Anklage geladen.

Worüber es keinen Zweifel gibt, ist, was danach geschah: Zusammen mit einer Freundin stieg Marina H. in ein Taxi, das sie in ihre Wohnung im Stadtteil Eilbek bringen sollte. Auf dem Weg dorthin hielt sie einen Peterwagen an und erzählte, sehr aufgeregt und angetrunken, den Polizisten die Sache mit Ammer und dem Aschenbecher. Zu Hause angekommen sprang Marina H. dann aus dem Badezimmerfenster ihrer Wohnung im vierten Stock. Weil sie in einen Busch fiel, überlebte sie, wurde aber mehrmals notoperiert und verbrachte danach einige Monate im Rollstuhl. Mittlerweile, so Anwältin Heck, „geht sie wieder mit Krücken“.

Der Sprung kann Ammer nicht zur Last gelegt werden, wohl aber die Sache mit dem Aschenbecher, wenn sie denn so passiert ist – die Frage ist nur, ob es ohne den Sprung überhaupt zur Anklage gekommen wäre.

Die Dinge vermischen sich bei diesem Prozess: Steht Ammer eher für seine Rolle als Partykönig vor Gericht als für eine konkrete Tat? Braucht Marina Hernandez einfach nur einen Grund für den Sprung, der danach kam? Ist es die Rache des Partygirls, oder kommt jetzt die dunkle Seite des Partykönigs ans Licht?

„Ammer steht vor Gericht, weil sich kein Mensch so behandeln lassen muss, wie er Marina H. behandelt hat“, sagt Heck in ihrer Kanzlei in Pöseldorf. Heck, 38, die den Reemtsma-Mitentführer Wolfgang Koszics verteidigte und wegen ihrer langen schwarzen Haare von der „Bild“ gern als „schöne Star-Anwältin“ beschrieben wird, redet mit viel Leidenschaft, wenn sie von Marina H. erzählt. Ammer soll nur für die Erniedrigung büßen, die er Marina H. angetan habe.

Ammer selbst sagt zu der ganzen Sache nur einen Satz: „Ich schwöre beim Leben

meiner Mutter, dass ich den Kopf dieser Frau nicht in einen Aschenbecher gedrückt habe.“

„Lebt seine Mutter denn überhaupt noch?“, fragt Heck und grinst.

Ammer bekommt schlechte Laune, wenn man ihn auf Marina H. anspricht, denn jetzt werden sie auch die alten Geschichten über ihn wieder herausholen, und das sind Geschichten, die sich ein König nicht so gern anhört: Die 18 Monate Bewährung, die er vor sechs Jahren bekam, weil er sich zwei Tage lang in einem Hotelzimmer mit einem Haufen Koks und einer Bremer Schönheitskönigin vergnügte. Die Schönheitskönigin sagte aus, Ammer habe sie eingeschlossen, gefesselt und zum Koksen gezwungen, was er bis heute bestreitet. Eventuell reden sie auch wieder über das SM-Spielzeug, das mal bei ihm gefunden wurde, und die jugoslawische Splitterhandgranate, die der Türke Cüneyt Dogac im April vergangenen Jahres in die Special-Guest-Lounge von Ammers Club „J's“ legte und die zehn Menschen verletzte, als sie explodierte. Als Grund wurde damals ein Revierkrieg rivalisierender Drogenbanden vermutet, was Ammer bestritt.

Wenn Ammer schlechte Laune kriegt, wird sein ansonsten weiches Gesicht hart, und es zuckt die Narbe über dem linken Auge, die übrig geblieben ist, als Ammer vor Jahren von einem Auftragsschläger halb tot geprügelt wurde.

Bei ihren Recherchen, was den Abend im „Wollenberg“ betrifft, so Anwältin Heck, sei sie auf eine „Mauer

des Schweigens“ gestoßen: Menschen, die anwesend waren, hätten sich geweigert, auszusagen. Entweder aus Angst, von Ammer nicht mehr eingeladen zu werden – oder vor Ammer persönlich. Zudem habe sie anonyme Anrufe bekommen von Leuten, die meinten, Ammer gehöre bestraft für all das, was er den Menschen, vor allem Mädchen, angetan habe.

Freunde von Ammer bestätigen, dass er ungehalten werden kann, wenn die Dinge nicht so laufen, wie er es will: Wenn der Champagner nicht schon kalt gestellt ist, sobald Ammer an den Tisch tritt; wenn eine Frau ihn nervt, weil sie ihm irgendwas ins Ohr brüllt, was ihn nicht interessiert; wenn jemand illoyal ist und den Ammer-Kodex bricht, der besagt, dass man die Sex-Geheimnisse der Prominenz nur ausplaudern darf, wenn die Prominenz damit einverstanden ist – weil die Prominenz sonst nicht mehr zu den Partys kommt.

Ammers After-Party-Orgien in der Hans-Albers-Suite des Hotel Atlantik, von ihm „Pazifick“ genannt, sind legendär, und die Leichen, die der Partymacher unter

**AMMER WIRD BESCHULDIGT,
MIT MARINA SO UMGEGANGEN
ZU SEIN WIE MIT EINER
SEINER VIELEN ZIGARETTEN**

Werbeseite

Werbeseite



EDGAR HERBST

Ammer, Fotografen auf Sylt: „Wenn sich heiße Körper reiben“

dem Bett hat, machen ihn gefährlich und einflussreich. Die Schar seiner Gäste reicht vom „Tagesschau“-Sprecher Jens Riewa bis zu Hollywood-Schauspieler George Clooney, vom Internet-Unternehmer Kim Schmitz bis zum Politikerschreck Ronald Schill, von Tic Tac Two bis Right Said Fred. Ammers Welt der Partys, Medien und Prominenten ist eine Maschine, die nur läuft, wenn jedes Rad geschmiert wird. Ammer ist zwar ihr Herr, doch er ist auch ihr Maschinist: Er wirft die Kohlen drauf, er schmiert die Motoren, er bestimmt über den Schichtwechsel und wer wann wo zu erscheinen hat. Sein Problem ist, dass er den Exzess gleichzeitig leben und organisieren muss – gut möglich, dass er dabei auch mal durchdreht und ihm alles um die Ohren fliegt.

„Er macht die besten Partys Deutschlands“, sagt der Ex-Angestellte des „Wollenberg“ über Ammer, „aber mit dem Rausch – und ich sage bewusst: RAUSCH – kann er nicht umgehen.“

Eine wirkliche Antwort kann eigentlich nur einer geben: Ammers Freund Bohlen, der auch vorgeladen werden soll. Sein Erscheinen vor Gericht wird aus dem kleinen Prozess zwischen einem Partyhengst und einem Partygirl eine große Party machen. Seit Bohlen mit Verona Feldbusch die ergiebigste Show-Ehe der deutschen Pressegeschichte hingelegt hat, ist der erfolgreiche Hitproduzent ein so zuverlässiger Tratschlieferant wie früher Arndt von Bohlen und Halbach, Gunter Sachs oder Harald Juhnke. Ein großer Society-Prozess wartet auf die Leser der Klatschspalten, im Namen des Volkes wird der Richter einen tiefen Blick in das Treiben der Halbwelt werfen, und das wird unterhaltsamer sein als jede echte Party im Ammer-Land.

IM NAMEN DES VOLKES WIRD

DER RICHTER EINEN

TIEFEN BLICK IN DAS TREIBEN

DER HALBWELT WERFEN

Bis jetzt hat Bohlen geschwiegen, er soll wohl dem Mann, der ihm viele Frauen zugeführt hat, diese Frau vom Leibe halten. Die wahre Tragik der Marina H. liege jenseits der Ammer-Welt – in der Vorgeschichte des Mädchens, was die Männer und die Liebe betrifft, deutet Jutta Heck vor der Tür ihrer Kanzlei an.

Sie wünsche Marina H., dass sie endlich einen reichen Mann findet, der sie heiratet, sagt Heck, einen von denen vielleicht, die auf Ammers Partys herumstehen.

Warum unbedingt einen Reichen?

„Wünschen wir uns den nicht alle?“, fragt Heck und lacht.

Ammer bleibt in dieser Nacht nicht bis zum Ende der Party in der „Sturmhaube“ auf Sylt. Manchmal, sagt er, bekomme er Zweifel an dem Leben, das er führe: Alkohol, Mädchen, Mercedes-Coupés und Prada-Klamotten – all diese Dinge besitzt er so im Überfluss, dass er sich satt fühlt. Er lebt von den Sponsoren seiner Partys, den Luxus-Firmen, die ihm das Geld hinterherwerfen, von den Clubs, die ihn dafür bezahlen, ihre Räume mit Halbprominenten zu füllen, und von dem Eintrittsgeld (130 Mark und mehr), das die Klatschsüchtigen zahlen, die live dabei sein wollen. Seit fünf Jahren habe er sich nicht mehr verliebt, und auch jetzt sei er sich nicht wirklich sicher, sagt Ammer, während seine neue Freundin neben ihm sitzt und versucht, nicht allzu traurig auszusehen.

Zum letzten Mal richtig glücklich war Ammer, als er vor ein paar Wochen nachts mit

dem Speed-Boat um die Inseln vor Abu Dhabi raste: „Das war richtig romantisch und gemütlich.“

Den Richter wird das möglicherweise nicht interessieren. ♦

„Eintopf und Sehnsucht“

Die Sängerin und Fassbinder-Muse Ingrid Caven über ihr Leben zwischen RAF und Yves Saint Laurent, über Fassbinders letzte Pläne und die Schwierigkeit, eine Romanfigur zu sein



SPIEGEL: Frau Caven, neben der Leiche Ihres Ex-Mannes Rainer Werner Fassbinder fand man Notizen zu einem Film über Ihr Leben. Jetzt, fast 20 Jahre später, hat Ihr Lebensgefährte Jean-Jacques Schuhl die Idee weitergeführt und ein Buch über Sie verfasst. Wie fühlen Sie sich als Romanfigur – geehrt oder ausgebeutet?

Caven: Irgendwann hätte ich doch quatschen müssen, weil ich ja all diese bedeutenden Leute kannte, Fassbinder und seine Filmtruppe, Andy Warhol, Yves Saint Laurent. Ich bin schon öfter gebeten worden, meine Memoiren zu schreiben, aber ich hatte wahnsinnige Angst davor. Ich wäre verlogener gewesen.

SPIEGEL: Und jetzt?

Caven: Jetzt fühle ich mich befreit.

SPIEGEL: Nicht bloßgestellt? Wie ist das, wenn man über sich liest: Da gab es Drogen, gab es jede Menge Affären, gab es Kontakte zu den Vorläufern der RAF?

Caven: So war eben mein Leben. Und daraus ist keine platte, chronologische Biografie entstanden, sondern ein wunderbarer Roman. Schuhl schreibt über mich als Sängerin, über meine Vergangenheit, all das montiert er zu einer Partitur, zu einer nihilistischen und gleichzeitig hoffnungsvollen Musik, die jeder für sich selbst anstimmen kann.

SPIEGEL: Wie viel hat Schuhl erfunden?

Caven: Alles stimmt. Meine Kindheit in Saarbrücken, jedes Hotel, in dem ich mit Rainer lebte, die Zeit in New York, wo er mit Warhol in der „Factory“ saß und Mickey-Maus-Bilder anschaute. Gut, einmal ist von einer ostdeutschen Banknote mit Goethe darauf die Rede, durch die wir Kokain geschnupft haben sollen. Das mit dem Kokain stimmt, aber es müssen Dollars gewesen sein. Wir wohnten damals in New York.

SPIEGEL: Die Szenen aus den sechziger und siebziger Jahren klingen ziemlich wild.

Caven: Dass ich alles ausprobieren wollte, dass ich einen amerikanischen Porno synchronisiert habe als deutsche Stimme von Linda Lovelace, dass ich auch mit Frauen im Bett war, das klingt heute so besonders. Aber heldenhaft war da nichts. Das war einfach unser Lebensstil.

SPIEGEL: Sich selbst verwirklichen, die Basisdemokratie proben – das war damals das Ziel. Wie passte Fassbinder, der Diktator, in diese Zeit?

Caven: Er war ein Manipulator. Rainer hätte zwei Zentner wiegen können und hätte immer noch alle fasziniert. Er war sehr brutal mit den Leuten, mit denen er arbeitete. Das waren Pygmalion-Verhältnisse, viele waren seine Kreationen. Aber mir passte das nicht. Heute würde ich ihm nicht mehr widersprechen, heute sehe ich klar, dass er diese Filme gar nicht hätte machen können, wenn wir dauernd alles ausdiskutiert hätten.

Diva Caven: „Deutschland und Anti-Deutschland zugleich“

SPIEGEL: Fassbinder war unzeitgemäß?

Caven: Völlig! Aber jetzt sind wir alle froh darüber. Weil es seine Filme gibt. Er war ein Genie!

SPIEGEL: Genies taugen nicht gut als Ehemänner – warum haben Sie Fassbinder geheiratet?

Caven: Es gab so viele Frauen, die auf ihn scharf waren, warum er ausgerechnet mich fragte, kann ich nicht sagen. Ich wusste, er ist homosexuell, und glaubte, so könnte ich meine Ruhe haben. Wir könnten uns lieben wie Bruder und Schwester, und so ein bisschen rein und raus mach ich halt woanders. Ich werde weiterhin meine Männer haben, dachte ich, von denen ich Sex kriegte und die mich sonst langweilten. Und vorher und

SPIEGEL: Fassbinder, ein verkappter Kleinbürger?

Caven: Wahrscheinlich hat er so vehement gegen diese bürgerliche Moral angekämpft, weil er selbst nicht ganz frei war davon. Er wollte ja nicht einmal mehr, dass ich bei seinen Filmen mitarbeite! Seine Vorstellung war: Frau Fassbinder arbeitet nicht, Frau Fassbinder geht an den Strand mit 'nem Hut und 'nem Buch.

SPIEGEL: Und als Sie die Scheidung wollten, ist er ausgerastet?

Caven: Aber sicher! Er hätte sich nie scheiden lassen! Schon aus Eitelkeit nicht, es konnte doch nicht sein, dass ein Fassbinder sich irrt. Du wirst in der Gosse landen, sagte er, und dann wirst du froh sein, wenn du zu mir zurückkommen darfst.

waren die Schuldgefühle, dass ich nicht bis zum Schluss bei ihm geblieben war, ihn nicht vor den Drogen retten konnte. Seine Beerdigung damals war furchtbar – all diese „Hennen in Halbtrauer“, wie Schuhl sie nennt, Rainers Mutter und seine Frauen um den Sarg, in dem er gar nicht lag, wie ich mir zum Trost vorgestellt habe.

SPIEGEL: Der letzte Akt, eine Fassbinder-Inszenierung?

Caven: Wahrscheinlich hätte er sie genauso gewollt.

SPIEGEL: Vor drei Jahren haben Sie Schuhl Fassbinders Liste zu lesen gegeben. Nun ist sie Teil seines Buches.

Caven: Ja. Das ist in Ordnung. Es geht in diesem Buch ja nicht nur um mich ...

SPIEGEL: ... sondern auch um das Bild einer Generation, um die bleiernen Jahre in Deutschland, um eine „unverdaute Vergangenheit und ihre Gespenster“, die Sie immer wieder eingeholt haben. Das jedenfalls schreibt Schuhl.

Caven: Er meint die RAF.

SPIEGEL: Die damals noch nicht RAF hieß und auch noch nicht im Untergrund war.

Caven: Nein, die waren für uns noch ganz normale Leute. Als Andreas Baader und Gudrun Ensslin bei uns im „Action-Theater“ auftauchten, 1968 in München, dachte ich anfangs: was für elegante Erscheinungen. Die waren einfach chic, die zwei, wie sie da herumstanden und rauchten. Für uns waren sie ja noch keine Terroristen, sondern einfach zwei Menschen, die irgendwann ihre Revolution machen wollten. Und davon gab es viele.

SPIEGEL: Hätten Sie mitgemacht bei dieser Revolution?

Caven: Na ja, ich war schon politisch, schrie auf der Straße herum bei Anti-Springer-Demonstrationen. Anders als Rainer, der hat sich aus allem rausgehalten. Und Ulrike Meinhof habe ich anfangs sehr geschätzt. Sie hatte gute Ideen, war intellektuell, aber nicht gefühllos. Ich wollte ihr ein Konzert widmen. Da wusste ich ja noch nicht, was aus ihr werden würde.

SPIEGEL: Wie groß war Ihre Sympathie? Sie sollen eine Zeit lang mit Andreas Baader in einer Wohngemeinschaft gelebt haben.

Caven: So ein Blödsinn! Ich weiß nicht mal, ob die damals eine WG hatten! Nein, und als die zu den Waffen griffen, war es für mich sowieso vorbei. Erst recht, als wir dann diese Botschaften hinter den Scheibenwischern von Rainers BMW entdeckten: Achtung! Dringend! Wollen dich treffen.

SPIEGEL: Wollte Baaders Truppe Sie als Mitglieder werben?

Caven: Ach was. Wir dachten zuerst, die wollten Geld. Oder den BMW, die fuhren ja gern solche Schlitten. Sie wollten mit Rainer sprechen, schrieben sie. Heute bin ich überzeugt, sie wollten ihn entführen. Rainer hatte panische Angst, also traf ich mich mit dem Boten.

SPIEGEL: Das klingt mutig. Oder naiv?



Ex-Ehepaar Fassbinder (1973): „Frau Fassbinder arbeitet nicht, sie geht an den Strand“

nachher bin ich bei Rainer, der ist interessanter.

SPIEGEL: Ein sonderbarer Schwiegersohn. Wie reagierten Ihre Eltern?

Caven: Dass mein Vater den Rainer nicht nur akzeptierte, sondern richtig gern mochte – das war schon eine Leistung damals. Nur meine Großmutter nörgelte: Könnte er nicht wenigstens den Mund richtig aufmachen beim Sprechen im Fernsehen?

SPIEGEL: Fassbinder sagte später: Die Ehe war ein Fehler.

Caven: Natürlich war sie das! Ein tragischer Fehler! Nach zwei Jahren war mir endgültig klar: Es geht nicht. In der Ehe wurde Rainer plötzlich zum Spießler. Klar, er hatte seine Männer, ging weiterhin auf die Klappe – aber gleichzeitig wollte er alles haben: eine Frau und ein Kind. Er hat mit mir geschlafen, ja, er dachte wohl, das gehört dazu. In meinen Schubladen wühlte er nach der Antibabypille. Als er sie fand, gab es einen Riesenkrach.

SPIEGEL: Im Pass heißen Sie immer noch Fassbinder.

Caven: Wir wurden wieder Freunde hinterher. Wir haben uns nach der Ehe besser verstanden denn je, wir sind immer noch zusammen verweist.

SPIEGEL: 1982 wurde neben seiner Leiche ein handschriftlicher Zettel gefunden: Das Leben der Caven in 18 Szenen. Die letzten 5 hatte Fassbinder erfunden, dort heißt es: „Katastrophe mit Musical, Ende mit Jean-Jacques, Einsamkeit, Tabletten, Tod“. Wie haben Sie reagiert?

Caven: Ich war wie erstarrt. Ich wollte diese Liste vergessen, jahrelang konnte ich nicht darüber sprechen.

SPIEGEL: Stimmt es, dass er mit Ihnen sterben wollte?

Caven: Das gibt es ja öfter.

SPIEGEL: Wollte er es wirklich?

Caven: Er hatte den Wunsch, sich gemeinsam mit mir das Leben zu nehmen, ja. Der Zettel war ein Schock. Schlimmer aber

Werbeseite

Werbeseite



Gesangsstar Caven im Pariser Varieté „Au Pigall's“ (1978): „Wangenknochen wie Marlene Dietrich“

Caven: Beides wahrscheinlich. Ich dachte ja nicht, dass das gefährlich sein könnte, man kannte sich aus den Kneipen, und dann zeigt der Bote plötzlich eine Spritze in seinem Mantel und sagt: „Ich könnte dich jetzt entführen.“ Da wurde mir klar: Die sind verrückt geworden. Ich bin davongestöckelt in meinen hohen Schuhen, so schnell ich konnte. Wir sind dann tatsächlich nach New York geflüchtet, Rainer und ich.

SPIEGEL: Warum waren Sie gegen deren Wahnsinn immun?

Caven: Ich glaube, es war ihre Sprache, die mich gerettet hat. Diese hässliche Apparatschik-Sprache, die von den Untergrundleuten benutzt worden ist, in ihren Bekennerbriefen. So technisch. So unmenschlich. Eigentlich dieselbe Sprache, die schon die Nazis erfunden hatten.

Roman ohne Schluss

Es brauchte ein Werk wie dieses, „um das Jahrhundert abzuschließen“, jubelte „Le Monde“ über Jean-Jacques Schuhs neues Buch. Im Oktober 2000 wurde es mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet, dem wichtigsten französischen Literaturpreis. Schuhl, 60, hatte aus dem Leben seiner Partnerin Ingrid Caven, 63, einen Roman gemacht, der jetzt in Deutschland erscheint („Ingrid Caven“. Eichborn, Frankfurt am Main; 352 Seiten; 54 Mark). In einer poetischen Collage erzählt er von ihrer Zeit mit Fassbinder, von den bleiernen deutschen Jahren, von ihrer Kunst.

SPIEGEL: Nach der Trennung von Fassbinder sind Sie dann einen völlig anderen Weg gegangen, Sie sind nach Paris gezogen, hatten dort ihren Durchbruch als Sängerin, trugen Kleider von Yves Saint Laurent.

Caven: Yves hatte mich im Film „La Paloma“ von Daniel Schmid gesehen, ein Agent rief bei mir an und sagte: „Saint Laurent will eine Produktion mit Ihnen machen.“ Später hat er mir dann das rückenfreie, schwarze Satinkleid entworfen, in dem ich auf die Bühne ging, um zu singen, er hat es

SPIEGEL: Und der sieht in Ihnen nicht nur die Person Ingrid Caven, sondern „Deutschland und Anti-Deutschland zugleich“, „ein leises Echo der späten zwanziger Jahre“, eine Erbin der Brecht-Sängerin Lotte Lenya ...

Caven: ... und das kleine Mädchen, das im Alter von vier Jahren unter dem Foto von Adolf Hitler in einer Kaserne für Nazi-Offiziere Weihnachtslieder singt. Davon erzählt er ja im Buch.

SPIEGEL: Und im Leben? Sprechen Sie über die Nazi-Zeit?

Caven: Nicht viel. Schuhl ist das Kind der Opfergeneration, ich bin das Kind der Mördergeneration. Wir beide wissen nicht, wo es langgeht, wir sprechen das nicht an, nur in der Kunst haben wir einen Umgang damit gefunden. Er will nicht darüber reden, das respektiere ich.

SPIEGEL: Schuhl hat den großen Bogen geschlagen, gibt Ihrem Leben eine politische Dramaturgie: Als

Marineoffiziers-Tochter singen Sie für die Nazis. Als erwachsene Frau stehen Sie in Jerusalem, singen vor Tausenden an einem historischen Ort der Juden. Das sei „Gesang als Buße“, schreibt er, „ein Abschlag auf die große Versöhnung“.

Caven: Ein bisschen übertrieben, ich weiß.

SPIEGEL: Der Auftritt in Jerusalem war reine Routine?

Caven: Na hören Sie mal, natürlich nicht! Das war beim Filmfestival 1993, bei einem



Schriftsteller Schuhl

„Sie ist eine Herausforderung“, sagt Schuhl, der in den siebziger Jahren zwei Bücher veröffentlicht hatte und später als Cavens zurückgezogener Begleiter lebte. „Mir gefällt es, wenn sich das Tragische mit dem Grotesken mischt. Aber ich mag keine Bücher mit Anfang, Mitte und Schluss. Deshalb habe ich keine Biografie geschrieben, sondern diesen Roman.“

Empfang in der David-Zitadelle, und ich hatte wirklich Angst, als Deutsche in Jerusalem den Mund aufzumachen. Die haben mich da hingesezt – die Fackeln, diese gewaltige Akustik –, ich war wie in Trance. Ich sang „Memories Are Made of This“ und war froh, als es vorbei war. Und dass ich mich getraut habe, denn ich habe denen ja keinen Mist geboten. Aber der große Bogen meines Lebens – das ist Schuhs Sicht.

SPIEGEL: Wie sehen Sie Ihr Leben? Als Collage, als Spiel mit Masken, mit Rollen und Inszenierungen?

Caven: Ich genieße es, nicht immer dieselbe zu sein, mich jedes Mal neu zu erfinden. Ich genieße es, im Ausland eine Deutsche zu sein, meine eigene Sprache zu haben, in mehreren Welten zu leben. Und ich habe bereits als Kind eine Erfahrung gemacht, die mich zwang, immer eine neue zu werden, eine schlimme Erfahrung, die mich vorbereitet hat auf das Leben auf der Bühne.

SPIEGEL: Sie waren sehr krank als Kind. So etwas schafft Distanz.

Caven: Ja, ich litt unter einer schrecklichen Allergie. Ich sah aus wie eine Mumie, beschmiert mit dicken Cremes und eingewickelt in Tücher. Sehr früh habe ich dieses Monster gehasst und es auch akzeptieren gelernt.

SPIEGEL: Welche Beziehung haben Sie heute zu Ihrem Gesicht?

Caven: Ach, die Allergie ist ja fast vorbei, wenn auch nicht ganz. Man freut sich riesig, wenn man normal aussieht, so wie heute. Ich kann jedenfalls kein Lifting

Caven: Ich bin allergisch gegen Erdbeeren, Wein und schlechten Fisch. Wahrscheinlich aber am meisten gegen mich selbst. Ich habe das dann auch selbst überwunden, mit einer Psychoanalyse. Nur war ich dann mit dem Psychoanalytiker zusammen. Der musste deswegen selbst noch mal in die Analyse.

SPIEGEL: Fassbinder und Schuhl, die beiden wichtigsten Männer in Ihrem Leben – haben die etwas gemeinsam?

Caven: Das Misstrauen gegen andere, diese wahnsinnige Einsamkeit, glaube ich. Und diese sture Besessenheit, mit der sie sich die Umgebung schaffen, die ihrer Arbeit dient.

SPIEGEL: Und beide haben Ihr Leben benutzt für ihre Kunst.

Caven: Der Erste zum Schluss – mit seiner Liste. Und der Zweite konnte kein Ende finden. Ich musste Schuhl dazu treiben, dass er das Manuskript endlich abgibt. Schön, ich habe ganz gern viel Zeit für meine eigene Besessenheit, die Musik; im Herbst gehe ich ja wieder auf Tournee. Aber glauben Sie mir, es ist ganz schön anstrengend, wenn der eigene Mann sich nur noch für die Frau auf dem Papier interessiert und nicht mehr für mich.

SPIEGEL: Frau Caven, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Schuhl, Caven beim SPIEGEL-Gespräch*
„Einen Umgang in der Kunst gefunden“

machen, so wie andere, weil meine Haut das nicht verträgt. Und ich muss aufpassen auf meinen Körper, der ist mein Instrument.

SPIEGEL: Sie haben mal gesagt, Sie hätten Ihre Allergien selbst erfunden.

* Mit den Redakteurinnen Barbara Supp und Fiona Ehlers.

GLEICHBERECHTIGUNG

Heraus aus dem Dunkel

Skurrilität in Hamburg: Männer-Straßennamen soll ein Frauenschild beigefügt werden.

Die Frau strotzt vor Tatkraft. Und was ihr Durchsetzungsvermögen angeht, ist Lore Maria Peschel-Gutzeit einer der ganz wenigen Männer in Hamburgs Senat.

Um etwa die Frauenquote in Behörden zu erhöhen, hievt die sozialdemokratische Justizsenatorin auch gegen erbitterten Widerstand ihre Favoritinnen in Spitzenpositionen. Da scheut sie keinen Rechtsstreit und fürchtet kein Gespött.

Nun will die Politikerin die Gleichberechtigung auch unter Toten voranbringen. Denn Peschel-Gutzeit, 68, stellte fest, dass Hamburger Straßen „fast stets“ die Namen berühmter Männer tragen, aber „nur ganz selten“ die von Frauen. Um „dieses historisch entstandene Ungleichgewicht“ zu beseitigen, startete sie ein Straßennamengleichberechtigungsprogramm.

In einem Neubaugebiet macht das Vorhaben geringe Mühe – neue Straßen, neue Namen. Auch in Berlin gibt es schließlich eine Verwaltungsvorschrift, wonach Frauen Vorrang haben, wenn Straßentäufungen anstehen, ähnlich in Hannover oder München: „Angefangen hat alles mit unserer Frauenbewegungsecke, zurzeit versucht die Stadt, ein Opernsängerinnenviertel durchzusetzen“, sagt Friedel Schreyögg, Gleichstellungsbeauftragte der Bayern-Metropole.

Aber was ist mit all den anderen, längst getauften Straßen? Justizsenatorin Peschel-Gutzeit, die auch dem zuständigen Senatsamt für Bezirksangelegenheiten der Hansestadt vorsteht, weiß einen Ausweg: Straßenschilder ohne Vornamen bekommen bald eben Zusatzschildchen mit „Informationen zur Ehefrau oder zu weiblichen Verwandten des Namensgebers“, wenn „diese ebenfalls Herausragendes geleistet haben“.

Schließlich, so Peschel-Gutzeit, stehe „hinter jedem erfolgreichen Mann eine



Künstlerpaar Schumann
„Wieder nur Anhängsel“

Frau“. Leider würden „herausragende Frauen berühmter Männer“ aber „in der Öffentlichkeit oft nicht wahrgenommen“. Die Extra-Hinweise an 14 ausgesuchten Hamburger Straßen sollen „die Frauen aus diesem Dunkel herausholen“ und „ihr Leben und Wirken bekannt machen“.

Die Klopstockstraße etwa, nach dem Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock benannt, erhält einen Hinweis auf dessen schriftstellernde Ehefrau Margareta, auch wenn

die eher „unter dem Namen Meta Moller bekannt“ sei, freilich nicht allzu sehr.

Die Schumannstraße soll nicht mehr nur an den Komponisten Robert erinnern, sondern auch an seine nicht minder begabte Frau Clara; der Wichernsweg wird dann bald nicht nur an den Theologen Johann Hinrich Wichern gemahnen, sondern auch an Ehefrau Amanda, immerhin „leitende Mitarbeiterin ihres Mannes“.

Und die Gottschedstraße bleibt nicht länger allein dem Literaturtheoretiker Johann Christoph Gottsched gewidmet, ein kleines blaues Schild mit weißen Lettern soll demnächst auch von dessen Frau Luise Adelgunde Viktorie künden, „erste vollbeschäftigte Journalistin Deutschlands“.

Die Initiative zu Peschel-Gutzeits Vorstoß ging von der Historikerin Rita Bake,

Senatorin Peschel-Gutzeit
Hinweis auf Ehefrauen



Hamburger Straßenschild: Frauenquote bei Toten

49, aus. Seit zwei Jahren erforscht sie im Senatsauftrag Wohn- und Wirkungsstätten bedeutender Hamburgerinnen. Auf Anregung der wissenschaftlichen Referentin bei der Hamburger Landeszentrale für politische Bildung wurde kürzlich auf dem Ohlsdorfer Friedhof schon ein „Garten der Frauen“ angelegt, wo Grabsteine zu einer Gedenkstätte für vergessene Frauen gruppiert werden.

Das Straßennamengleichberechtigungsprogramm ist vergleichsweise preiswert. Maximal 28 Schilder sollen angefertigt werden, zum Stückpreis zwischen 8 und 25 Mark, je nach Länge des Textes, der sich über die Frauen schreiben lässt.

So billig ist gesellschaftlicher Fortschritt sonst nie zu bekommen, schwer verständlich also, dass es Justizsenatorin Peschel-Gutzeit bei so wenigen Schildern bewenden lassen will.

Das Magazin der „Süddeutschen Zeitung“ hat nachgezählt, wie viele Straßen in 15 deutschen Großstädten Frauennamen tragen. Als Macho-Hauptstadt wurde Hannover geoutet, wo von 3320 Straßen ganze 73 nach Frauen benannt sind.

Hamburg liegt auf dem elften, also einem hinteren Rang. Von 8412 Straßen sind, der Zählung zufolge, nur 216 weiblich, frauenfeindliche 2,57 Prozent. Bis da die Quote stimmt, bleibt noch viel zu tun.

Ob die angekündigten Schildchen für die Frauen der Prominenten die Gleichberechtigung wirklich vorantreiben, ist freilich auch unter Expertinnen umstritten. Christine Kronenberg etwa, Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Köln, ist von der Idee nicht übermäßig begeistert: „Frau ist Frau, und Mann ist Mann, und frau hat Anspruch auf ein eigenes Schild, sonst ist sie wieder nur ein Anhängsel.“

NORBERT F. PÖTZL, CAROLINE SCHMIDT





Urlaubsgrüße aus Genua

Ortstermin: In der Berliner Volksbühne erzählen Italien-Heimkehrer von ihren Gefängnisabenteuern.

Almut sagt, sie werde jetzt von persönlichen Erlebnissen berichten, erstmals. Aus Angst vor Repressionen habe sie das bislang nicht gemacht. Es falle ihr ziemlich schwer. „Es kommt eine Menge dabei hoch.“

Sie nimmt einen Stift und lässt ihn nicht mehr los, während sie redet. Sie sitzt im Roten Salon der Volksbühne Berlin und gibt mit anderen Gegnern der Globalisierung eine Pressekonferenz. Seit verganginem Sonntag ist sie zurück aus Italien.

Die letzten Tage des Sommers. Es ist warm in Berlin, aber nicht so warm wie in Afrika oder in Südamerika, von wo man Geschichten wie jene, die Almut erzählt, gewöhnt ist. Es geht um Europa. Deutsche, Italien.

Es war Montag, der 23. Juli, sagt sie, wenige Tage nachdem sie in Genua gegen das Treffen der sieben wichtigsten Industrienationen und Russlands protestiert hat. Zu zehnt waren sie in zwei Campingmobilen unterwegs, 40 Kilometer außerhalb von Genua, Urlaub, sagt sie. Es gab eine Polizeikontrolle, nicht die erste. Aber diesmal wurden sie und ihre Begleiter verhaftet, „ohne Angabe von Gründen“. Auf der Polizeistation „haben uns die Carabinieri angebrüllt und massiv bedroht“. Sie wollten Geständnisse: Beteiligung an den Krallen von Genua. Einer sei mit gezogenem Teleskopstab auf die Deutschen zugerannt und habe erst kurz vor dem Gesicht gestoppt. Man könne wohl nachvollziehen, sagt Almut, wie viel Angst das macht.

„Wir durften nicht reden, uns nicht anblicken.“ Sie wurden in ein Krankenhaus gebracht, um zu untersuchen, ob sie bei Straßenkämpfen in Genua Verletzungen davongetragen hätten. Dann ging es zu einer Polizeistation nach Santa Margherita, die Hände auf den Rücken gefesselt. „Wir fürchteten, dass wir jetzt gefoltert würden.“

Im Lagerraum der Polizeistation mussten sie sich setzen. „Eine Person wurde exemplarisch vor unseren Augen zusammengeschlagen.“ Der Polizist habe den Mann angeschrien, er solle zugeben, dass er bei den Ausschreitungen beteiligt war. Er habe sei-

nem Opfer mit einem Schlagstock auf den Kopf geschlagen, auf die Brust. „Er ist umgefallen, und als er auf dem Boden lag, ist auf die Knie eingeschlagen worden.“

„Wir haben geschrien“, sagt sie, „wir haben nach einem Anwalt gefragt.“ Sie seien nicht in Deutschland, habe der Polizist gesagt, sie hätten kein Recht darauf, nicht geschlagen zu werden. Mit einem Würgegriff habe der Carabinieri die Misshandlungen wieder aufgerichtet. „Es gab Tritte ins Gesicht“, sagt Almut, „daraufhin ist der Mann umgefallen.“ Schließlich wurde er rausgeführt.

Die Frauen wurden von den Männern getrennt. „Wir waren in noch größerer Panik.“ Almut dachte, sie würden fortgeschafft, „irgendwohin, leere Plätze“. Da hatte sie „richtige Todesangst“.

Sie nimmt ein Glas Wasser, lehnt sich zurück, trinkt. Ulrike, die links neben ihr sitzt, erzählt weiter. Auch sie war dabei, kam mit den anderen Frauen in ein Gefängnis, in dem sie körperlich nicht misshandelt wurden.

Die drei Männer dagegen, sagt Ulrike, die mit ihnen gesprochen hat, seien vier Tage und Nächte geschlagen worden. Man habe sie zwingen wollen, den Hitler-Gruß zu machen und „Viva il Duce“ zu sagen. Einer sei an seinem Geburtstag so geweckt worden: Stiefel ins Gesicht, dazu der Befehl, ihn abzulecken.

Die Männer hätten viele Verletzungen davongetragen, Platzwunden, Gehirnerschütterungen. „Die Fäden haben sie sich aus Angst vor dem Arzt gegenseitig selbst gezogen“, sagt sie. Das Licht in der Zelle brannte Tag und Nacht.

Nach vier Tagen hätten die physischen Misshandlungen aufgehört. Die Haftbedingungen seien aber weiter schlecht gewesen, hätten sich erst mit jedem Besuch von Politikern oder Anwälten verbessert.

Nun redet Christiane, die rechts von Almut sitzt. Sie sagt, dass die Verhafteten der Mitgliedschaft im so genannten Black Block bezichtigt würden, einer Vereinigung, die als terroristisch gelte. „Die Indizien würden jeden Camper zum Verbrecher machen“, sagt sie.

Vor allem schwarze Kleidung habe als Beweis gedient, darunter auch Badebekleidung, kurze Röcke sowie 1,2 schwarze Hosen im Durchschnitt pro Person. Außerdem: Werkzeug aus den Werkzeugkisten der Autos, Zeltstangen.

Am Ende der Pressekonferenz spricht sie noch einmal gegen die Globalisierung, sagt, dass der Kampf weitergehe. Doch wenn stimmt, was die drei jungen Frauen erzählt haben, dann sind ihre Erlebnisse ein Argument für die Globalisierung, für die Rechtsstaatlichkeit in allen Staaten der Welt.

DIRK KURBJUWEIT



Heimgekehrte Häftlinge in der Volksbühne: „Richtige Todesangst“

FOTOS: PAUL LANGROCK / ZEITUNG

„Wir hatten Angst“, sagt sie. „Wir dachten, im Keller würde so lange gefoltert, bis es Geständnisse gibt.“ Die Polizisten hätten ihnen deutlich gemacht, dass man sie auch umbringen könne. Almut macht die Geste des Halsdurchschneidens.

Nach zwei Stunden ist der Mann wiedergekommen, sagt sie. Er wurde einer erkenntnisdienlichen Behandlung unterzogen. Sie hätten ihn, erzählte er den anderen, mit einem Hammer angegriffen und kurz vor dem Auftreffen abgebrochen.

Almut musste wie die anderen ihre Fingerabdrücke hinterlassen. Danach seien sie aufgefordert worden, sich die Hände zu waschen. Man habe angedeutet, dass sie nun vergewaltigt würden, „was dann nicht passiert ist“. Aber sie hat es für möglich gehalten. „Man ist machtlos, hilflos, niemand weiß, dass man da ist.“

Werbeseite

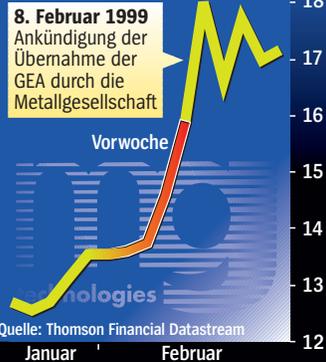
Werbeseite



MG-Zentrale in Frankfurt am Main

Verdächtiger Frühstart

Aktienkurs der Metallgesellschaft in Euro, 25.1. bis 12.2.1999



KONZERNE Selbstbedienung bei MG?

Bei der Frankfurter MG Technologies (ehemals Metallgesellschaft), dessen Chef Kajo Neukirchen seit Monaten unter heftiger Kritik des Schweizer

Großaktionärs Otto Happel steht (SPIEGEL 13/2001), bahnt sich erneut eine unangenehme Affäre an. Die Düsseldorfer Staatsanwaltschaft ermittelt gegen rund ein halbes Dutzend Personen wegen des Verdachts verbotener Insidergeschäfte. Ausgelöst wurde das Verfahren durch Strafanzeigen des Frankfurter Bundesaufsichtsamts für den Wertpapierhandel, das bereits seit mehr als zwei Jahren verdächtige Kursbewegungen mit MG-Aktien Anfang 1999 untersucht. Der ehemalige GEA-Vorstandschef Happel hatte damals seine Mehrheit an dem florierenden Anlagenkonzern dem Frankfurter Konkurrenten verkauft und im Gegenzug rund zehn Prozent an der Metallgesellschaft erworben sowie eine Barabfindung erhalten. Obwohl die Übernahme erst am 8. Februar bekannt gegeben wurde, stieg der Kurs der MG-Aktie bereits in der Vorwoche um 17 Prozent (siehe Grafik). Die Ermittler vermuten, dass Insider ihre Kenntnisse über den geplanten Zusammenschluss ausnutzten, um Aktien zu kaufen und von der Kurssteigerung zu profitieren.

EURO

Geldboten in Gefahr

Obwohl sich Überfälle auf Geldboten häufen, hat Bundesverkehrsminister Kurt Bodewig für die Sorgen der Branche offensichtlich wenig Verständnis. Die jüngste Ausnahmeverordnung zur Straßenverkehrs-Ordnung erlaubt lediglich vom 19. November 2001 bis zum 28. Februar 2002 das Befahren von Fußgängerzonen, wenn es „zur Versorgung dort ansässiger Kreditinstitute mit Euro-Bargeld oder zum Abtransport von DM-Bargeld erforderlich ist“. Beim Verband der Geldtransporteure sorgt die Regelung für Kopfschütteln. „Von der Versorgung des Einzelhandels ist darin keine Rede“, sagt ein Sprecher der Bundesvereinigung Deutscher Geld- und Wertdienste (BDGW), „und die Verordnung tritt

viel zu spät in Kraft.“ Dabei hatte die BDGW das Ministerium bereits im April auf „erhebliche Kriminalitätsrisiken“ hingewiesen, vor allem auf das „Bürgersteigrisiko“ für Geldboten bei der Versorgung von Banken und Handel in Fußgängerzonen. Aus Sicherheitsüberlegungen wurden damals zusätzlich die befristete „Nutzung innerstädtischer Busspuren“ sowie eine „Ausnahmeregelung für Halte- und Parkverbotszonen“ gefordert. Auch davon ist in der Verordnung nichts zu finden.



OLIVER BERG / DPA

Geldtransport

BANKEN

Drang in die Schweiz

Nach der Übernahme der Bank Austria erwägt der Vorstandschef der HypoVereinsbank, Albrecht Schmidt, auch eine weitere Akquisition in der Schweiz. Mit der Bank von Ernst ist das Institut in der Alpenrepublik bislang nur relativ schwach vertreten. Unter anderem interessierte sich der Konzernchef für die Bank Sarasin. Diese Überlegung hat der Vorstand aber vor kurzem verworfen. Das Geldhaus hätte sich nicht optimal in das Konzept des Münchner

Instituts gefügt. Auch die Deutsche Bank hat Interesse an dem Haus. „Es gibt konkrete Gespräche“, sagt ein über die Verhandlungen informierter Banker, „aber der Ausgang ist ungewiss: Die Deutsche Bank will, aber Sarasin ziert sich noch.“ Für beide Banken würde der Kauf einer eidgenössischen Privatbank Sinn machen. Schmidt will als „Bank der Regionen“ mit nennenswerten Marktanteilen im Privatkundengeschäft erfolgreich sein. Eine Schweizer Privat-



Schmidt

bank könnte als Nobelmarke innerhalb der gesamten Gruppe fungieren – und vor allem vermögende Privatkunden locken. An diesem lukrativen Geschäft ist auch die Deutsche Bank sehr interes-

siert. Zudem sind viele Schweizer Banken in der Vermögensverwaltung aktiv, in dem die HypoVereinsbank nicht besonders stark ist. Ein Münchner Bankmanager betonte jedoch, das Institut warte eine günstige Gelegenheit ab – und stehe unter keinerlei Zeitdruck.



Flughafen Schönefeld

LUFTFAHRT

Billigflieger für Berlin

Nach dem Erfolg von britischen oder irischen Billig-Airlines wie Go, Ryanair oder Easyjet geht nun auch in Deutschland erstmals ein Low-Cost-Carrier an den Start. Ab dem kommenden Winter will die neu gegründete Fluggesellschaft „BerlinJet“ den Flughafen Schönefeld mit wichtigen innerdeutschen Städten wie München oder europäischen Metropolen verbind-

den. Die neue Airline, hinter der eine Gruppe privater Investoren unter anderem aus der Internet-Branche steht, will ihre Tickets deutlich billiger anbieten als die Lufthansa oder die Deutsche BA. Der Betrieb soll zunächst mit gebrauchten Maschinen vom Typ Boeing 737 mit rund 120 Sitzen aufgenommen werden. Demnächst sollen auch größere Jets gekauft werden. Um die Flugzeuge rentabel einsetzen zu können, wollen die BerlinJet-Manager vorerst nur Strecken mit besonders hohem Passagieraufkommen bedienen. Verkauft werden sollen die Tickets, anders als bei Ryanair oder Easyjet, nicht nur via Telefon und Internet, sondern auch über Reisebüros.

DEUTSCHE AUSGLEICHSBANK

Verspekuliert

Für die bundeseigene Deutsche Ausgleichsbank (DtA), mit der die Bundesregierung in erster Linie Existenzgründer fördert, wird die finanzielle Lage zunehmend schwierig. Im laufenden Jahr sei „eine weitere spürbare Ergebnisverschlechterung zu erwarten“, heißt es in einem internen Prüfbericht der renommierten Wirtschaftsprüfungsgesellschaft PwC Deutsche Revision. Eine Ursache dafür:



BONN-SEQUENZ

Banksitz in Bonn

Die DtA hat sich verspekuliert. Große Teile ihres Kapitals hat sie in so genannten Spezialfonds angelegt, die unter anderem hochriskante Aktien des Neuen Marktes enthielten. Es sei zu befürchten, „dass angesichts der Kapitalmarktsituation die Ausschüttungen aus dem Spezialfonds deutlich geringer ausfallen werden“, heißt es in dem Prüfbericht. Folge der riskanten Spekulation: Die Deutsche Ausgleichsbank musste ihre Fördertätigkeit bereits einschränken.



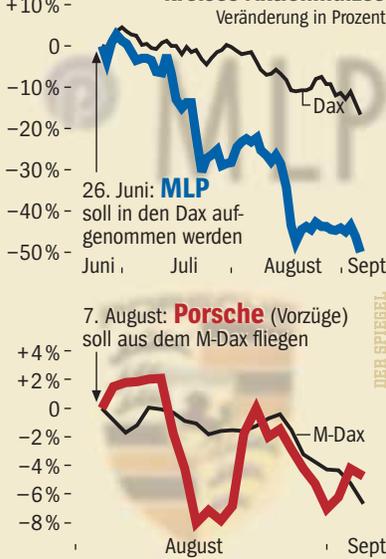
HEW-Kraftwerk Krümmel

STROM

Wenig Chancen für die Kleinen

Anders als bei der Telekommunikation haben Stromkonzerne und Stadtwerke weitgehend erfolgreich die Liberalisierung der Stromversorgung unterlaufen. Sie haben mit überhöhten Gebührenforderungen für die Durchleitung, mit vielen Tricks und bürokratischen Hürden dafür gesorgt, dass vielen kleinen Anbietern das Geld ausging, bevor deren Geschäft starten konnte. So sind inzwischen reihenweise Stromlieferanten wie Zeus, Zweitausend-Stromvertrieb, Abos Energy oder Energybynet vom Markt verschwunden. Andere wurden von etablierten Firmen geschluckt: Ares Energie etwa ging an die Stadtwerke Kiel, die wiederum von dem US-Konzern Texas Utilities übernommen wurde; die Vasa Energy, ein Hamburger Billiganbieter, landete bei dem Hamburger Stromkonzern HEW. Eine sinnvolle Investition für den Koloss: Seitdem ist Vasa nicht durch übermäßige Anstrengungen aufgefallen, neue Kunden zu gewinnen.

Unternehmenskurse nach Beschlüssen des Arbeitskreises Aktienindizes



INDIZES
Fluch oder Segen?

Nachrichten über die Aufnahme einer Aktie in einen Index sorgen normalerweise für Kurssprünge, fällt eine Aktie aus dem Kursbarometer, geht der Preis nach unten. Schließlich müssen alle Fonds, die den Index abbilden, das Papier kaufen – oder eben verkaufen. Doch die Aktie des Finanzdienstleisters MLP hat seit Bekanntgabe der Entscheidung 50

Prozent an Wert verloren. MLP war mit einem Kurs-Gewinn-Verhältnis von über 70 für einen Dax-Kandidaten zu hoch bewertet. Auch die Porsche-Aktie entwickelte sich gegen den Index-Trend. Das Papier fällt aus dem M-Dax, weil sich Konzernlenker Wendelin Wiedeking weigert, die Geschäftszahlen quartalsweise zu veröffentlichen. Doch die Aktie verlor seither nur knapp fünf Prozent des Wertes, schlug damit sogar den M-Dax. Entscheidend ist für Investoren eben auch, ob sie eine Aktie für aussichtsreich halten. Anleger sollten deshalb bei neuen Index-Kandidaten auch auf andere Parameter achten. So ist der potenzielle Dax-Kandidat Altana mit einem KGV von 26 ebenfalls eher teuer, Fresenius dagegen mit 16 recht billig.

BANKEN

Eingefrorene Konten

Der schwedische Finanzkonzern SEB, der als Käufer der Bank für Gemeinwirtschaft (BfG) auch die deutsche Klientel der BfG übernommen hat, verärgert die neuen Kunden – mit Gebührenerhöhungen und Drohungen. Die Skandinavier unterrichteten die Inhaber von Privatkonten, dass der Preis für die Kontoführung „mit Wirkung ab dem 01.07.2001 von bisher DM 12 auf DM 13“ angehoben werden müsse. Gegen die „mit der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung verbundene Kostensteigerung“ können die SEB-Kunden legal Widerspruch einlegen. Ein solcher Schritt allerdings, so macht die SEB unmissverständlich klar, ziehe die Kündigung der Bankverbindung mit „sofortiger Wirkung“ nach sich. Und: „Ihr Widerspruch hat die unverzügliche Sperrung Ihres Kontos zur Folge“, wie der Frankfurter Ableger des Geldhauses einer irritierten

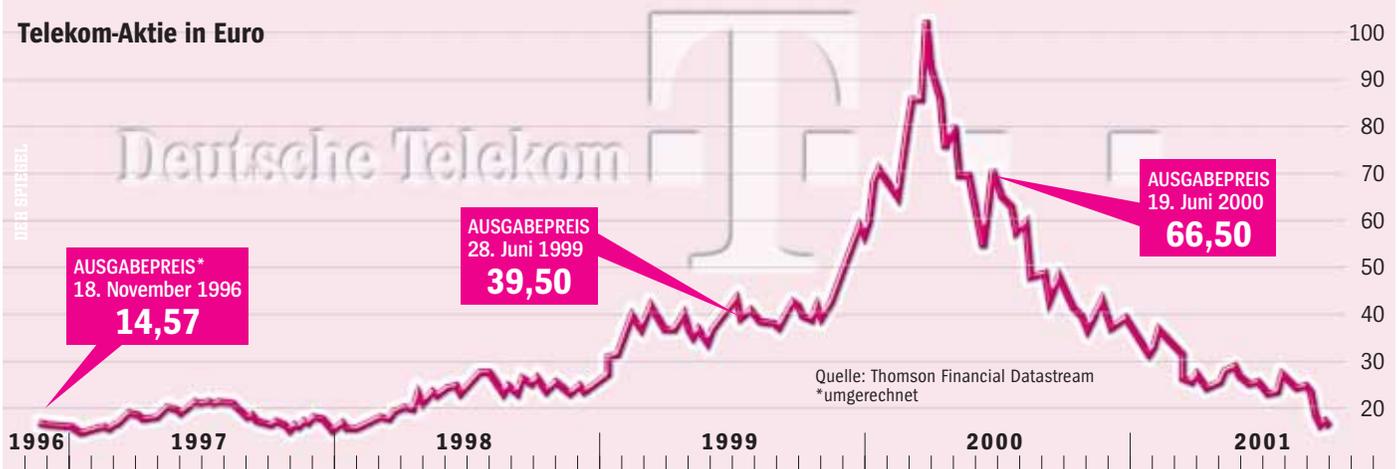


SEB-Filiale

OLIVER BERG / DPA

Kundin schreibt. SEB-Mitarbeiter bestätigen in Gesprächen mit der Kundschaft, dass dann „keinerlei Verfügungen über die Konti mehr möglich sind“. Jetzt erwägen Teile der erbosten Klientel, rechtliche Schritte gegen die SEB einzuleiten. Ein Sprecher des schwedischen Instituts will die Aufregung der ehemaligen BfG-Kunden nicht gelten lassen. „Bei der Sperrung der Konti handelt es sich um eine ganz normale Folge der Kündigungen, die ja durch die Kunden selbst verfügt wurden.“

Telekom-Aktie in Euro



TELEKOM-AKTIEN

Klar abwärts gerichtet

Um Haaresbreite entging die Deutsche Telekom am vergangenen Freitag der peinlichsten Schlappe seit ihrem Börsengang vor fast fünf Jahren: Mit einem zeitweise auf 14,80 Euro gefallenem Kurs lag die T-Aktie nur noch 23 Cent über dem Ausgabepreis, den institutionelle Anleger im November 1996 zahlen mussten. Privatanleger, die damals eingestiegen waren, verbuchten gerade noch einen Gewinn von einer Mark. Diesmal waren es nicht ehemalige Voicestream-Aktionäre, die durch

den Verkauf ihrer T-Aktien die Talfahrt beschleunigten. Vielmehr stürzte die ganze Branche ab: Aktien von British Telecom, der spanischen Telefónica sowie der finnischen Sonera fielen auf den tiefsten Stand seit zwölf Monaten, die Papiere von France Télécom rutschten zeitweise unter den Ausgabepreis. Der Grund für den schwarzen Freitag an den Börsen ist simpel. Manager des britischen Mobilfunkriesen Vodafone hatten gegenüber Analysten klar gemacht, was Branchenexperten seit langem wissen: Die kommende UMTS-Technik wird zunächst bei weitem nicht die Übertragungskapazitäten haben, von denen in Hochglanzprospekten geschwärmt wird. Und Besserung ist nicht in Sicht: „Die Trends der Aktienmärkte“, heißt es bei der Frankfurter Sparkasse, „sind klar abwärts gerichtet.“

WÄHRUNG

Der 170-Milliarden-Schatz

Seit der Einführung des Euro braucht die Bundesbank ihre Währungsreserven nicht mehr. Das enorme Vermögen ist heiß begehrt. Schon überlegen Politiker, wie der Schatz zu heben ist. Aber auch Banker machen sich Gedanken, sie wittern ein großes Geschäft.

Die vier Worte hätten Hilmar Kopper vor fünf Jahren nicht nur seinen Job als Chef der Deutschen Bank gekostet, sondern seine gesamte Reputation. Keiner seiner Kollegen hätte ihn nach so einer Äußerung mehr ernst genommen. „Wir brauchen keine Währungsreserven“, sagte der heutige Aufsichtsratschef des Instituts. Allerdings nicht vor fünf Jahren, sondern vergangene Woche. Und da war Koppers Satz kein Sakrileg mehr, sondern eine nüchterne Bestandsaufnahme.

Die Zeiten haben sich geändert. Deutschland hat keine eigene Währung mehr, die Mark ist nur noch Papier, und auch das wird Anfang nächsten Jahres gegen die bunten Euro-Scheine ausgetauscht. Wozu also eigene Währungsreserven?

Es geht immerhin um 75 Milliarden Dollar – umgerechnet rund 170 Milliarden Mark –, teils in Gold, teils in Devisen. Die haben die einstigen Währungshüter der Bundesbank im Lauf der Jahre angehäuft, um die Mark abzusichern. Doch jetzt gibt



MARC-STEFEN UNGER

Finanzminister Eichel

„Einen Deubel werde ich tun“

es das neue Geld, um das sich die Europäische Zentralbank (EZB) kümmert.

Und die Beitrittsländer haben die Zentralbank der EU längst mit eigenen Reserven ausgestattet. So überwiegt die Bundesbank der neuen Notenbank schon vor knapp 3 Jahren gut 10 Milliarden Dollar,

insgesamt verfügt die EZB über 41 Milliarden Dollar.

Das ist zwar nur etwa die Hälfte der einst für die Mark bereitgehaltenen Reserven. Doch die neue Notenbank braucht deutlich weniger Devisen, um den Euro zu stützen – ganz einfach, weil es seit dessen Einführung deutlich weniger Währungen gibt. Auch der Devisenhandel hat seither massiv abgenommen.

Was also tun mit dem vielen Geld? Wem gehört es eigentlich? Und wer entscheidet, was damit passiert?

„Die Währungsreserven sind Volkseigentum“, räumt selbst Ernst Welteke ein, der Präsident der Bundesbank. Seine Behörde verwaltet die Milliarden bislang, und sie ist niemandem gegenüber verantwortlich oder gar weisungsgebunden.

Das könnte sich jedoch schnell ändern. Denn genau wie die Währungsreserven hat auch die Bundesbank mit dem Abschied von der Mark ihre eigentliche Aufgabe längst verloren, nämlich über die Sta-

Europäische Zentralbank in Frankfurt am Main: Längst mit eigenen Reserven ausgestattet



DER SPIEGEL
BERT BOSTELMANN / ARGUM

bilität der Preise und damit der Mark zu wachen.

Die Vermögensverwaltung jedenfalls ist nicht ihr Metier. Deshalb fordern selbst hochrangige Wirtschaftsexperten wie der Chefvolkswirt der HypoVereinsbank Martin Hüfner: „Über die Verwendung des Geldes muss es eine breite, öffentliche Diskussion geben.“

Doch bislang haben zumindest die Parlamentarier den Schatz schlichtweg vergessen. Dabei hätten sie Zugriff auf den sagenhaften Reichtum – sie bräuchten nur das Bundesbankgesetz zu ändern.

Stattdessen machen sich vor allem Banker über die nicht mehr benötigten Reserven Gedanken. „Wir fragen uns alle“, sagt Kopper, „was mit dem Geld nun passiert.“

An Vorschlägen mangelt es nicht. Und so richtig die Überlegungen der Banker teilweise auch sein mögen – uneigennützig sind sie keinesfalls. Das hat auch Finanzminister Hans Eichel erkannt, der regelmäßig eine Reihe von Top-Bankern trifft.

Beispielsweise in jenem verschwiegenen Beratergremium zu Finanzmarktfragen, das der Berliner Kassenwart vor zwei Jahren einberufen hat. Immer wieder sprechen ihn die Herren des Geldes am Rande der Sitzungen auf den Geld- und Goldschatz an.

Sie wittern ein großes Geschäft, schließlich ließe sich mit dem Geld eine hübsche Provision verdienen. Zum Beispiel bei einem Verkauf, für den die Bundesbank private Institute beauftragen müsste. Denn ihr fehlt eine eigene Handelsabteilung, die am Markt agieren kann.

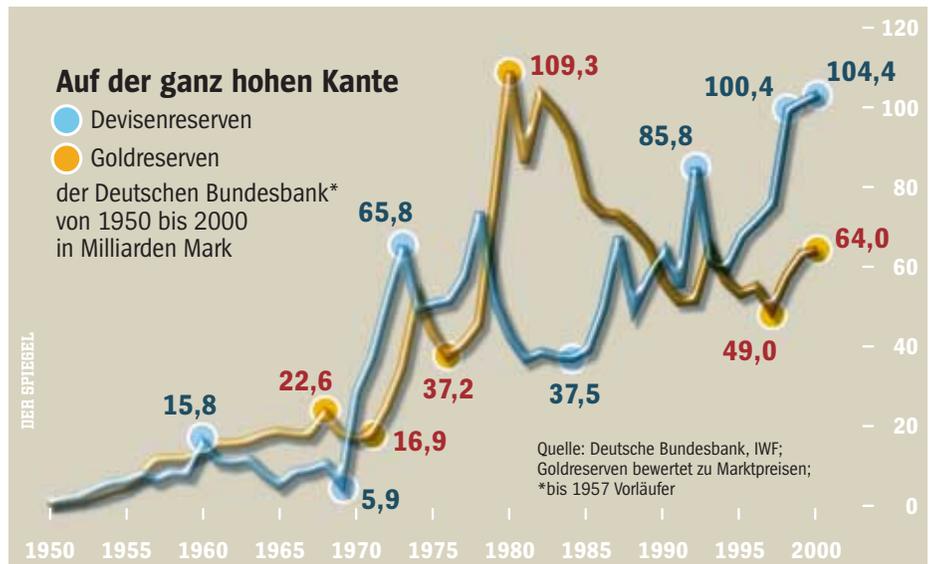
Vor allem aber reizt es die Banker, zumindest einen Teil der vielen Milliarden professionell zu verwalten – und zu mehrern. Schließlich handelt es sich um das größte Einzelvermögen im ganzen Land.

Bei den Vorschlägen für die Verwendung der Reserven sind der Kreativität der Geldmanager kaum Grenzen gesetzt. Ginge es nach dem Aufsichtsratschef der Deutschen Bank, sollte das Geld zusammengehalten werden und eventuell als Deckungsstock für eine kapitalunterlegte Rentenversicherung dienen. Dazu reicht die Summe nicht aus, halten andere Experten dagegen.

Doch Koppers Vorschlag zufolge würde das Geld, wenn überhaupt, erst in 20 oder 30 Jahren gebraucht werden. Und bis dahin könnte man es schließlich in einen Fonds packen und professionell managen, wodurch der Betrag – dank der lukrativen Rendite – jedes Jahr größer würde.

Thomas Mayer, Chefökonom der US-Investmentbank Goldman Sachs, sähe es dagegen als eine „tugendhafte Tat“ an, wenn Finanzminister Hans Eichel den Schatz zur Schuldentilgung einsetzen würde. Gerade jetzt, da der Dollar im Vergleich zum Euro sehr teuer sei, lohne es sich, „die Währungsgewinne mitzunehmen“.

Das freilich wäre nichts anderes als eine gigantische Notenbankintervention – mit



Gold im Bundesbank-Tresor: „Keinesfalls auflösen, um den Konsum zu finanzieren“

möglicherweise fatalen Folgen. Denn in der Praxis lassen sich die Reserven kurzfristig überhaupt nicht verkaufen, ohne dass die internationalen Devisenmärkte in Turbulenzen geraten. Käme die gesamte Position als Paket auf den Markt, würde der Dollar stark absacken, der Euro dagegen massiv zulegen.

Produkte europäischer Firmen wären dann für Kunden außerhalb der Euro-Zone viel teurer oder gar unerschwinglich. Mit der Exportwirtschaft aber bräche das ohnehin lahrende Wirtschaftswachstum noch weiter ein, die Arbeitslosenzahl stiege. Das Milliardenpaket lässt sich also nur sehr langsam über mehrere Jahre an den Finanzmärkten platzieren.

Nötig aber, so scheint es, ist der Verkauf in jedem Fall. Denn die riesige Summe besteht praktisch nur aus zwei Positionen. Die Bundesbanker haben rund 45 Milliarden Dollar gehortet, und zwar vor allem in US-Staatsanleihen, sowie knapp 3500 Tonnen Gold. Nur bescheidene 411 Millionen Euro sind in japanischen Yen angelegt.

Als Währungsreserve war diese Zusammensetzung richtig und nötig, für eine Vermögensposition ist sie fatal. Denn der Wert der Anlage ist auf Gedeih und Verderb dem Gold- und Dollarpriess ausgesetzt. Ein gigantisches, so genanntes Klumpen-Risiko, das jeder vernünftige Kleinanleger vermeidet, wenn er seine Ersparnisse auf Ak-

tionen, Fonds, Anleihen und etwa ein Eigenheim verteilt.

Martin Hüfner von der HypoVereinsbank will die Milliarden deshalb zunächst nicht nur langsam umstrukturieren, sondern vor allem ihren Sicherheitscharakter erhalten. Sein Vorschlag: Die Milliarden sollen als Notfallfonds für die Risiken einer modernen Industriegesellschaft eingesetzt werden – für Naturkatastrophen, zum Beispiel als Folge der Erderwärmung. Oder für andere unvorhersehbare Ereignisse. Denn wer sich in schweren Zeiten Geld leiht, weiß Hüfner, muss horrenden Zinsen bezahlen. Ähnliche Geldpools, beispielsweise für Erdbeben-Schäden oder Finanzkrisen, gibt es bereits in Chile, Venezuela und Kanada.

Auch andere Euro-Länder überlegen, wofür sie ihre überflüssigen Reserven einsetzen sollen. So wollte der ehemalige italienische Ministerpräsident Romano Prodi mit den Milliarden der Banca d'Italia die Infrastruktur verbessern. Ähnliche Vorstellungen hat Frankreichs Premier Lionel Jospin. Andere Regierungschefs würden das Geld lieber zur Förderung von Wachstum und Beschäftigung verwenden. Ein europäischer Konsens ist nicht in Sicht.

Bundesbankpräsident Welteke sieht all die Begehrlichkeiten, die sein Milliarden-schatz weckt, einstweilen relativ gelassen. Denn noch entscheiden er und seine Kollegen, was mit dem Geld passiert. Welteke

COMPUTER

Fusion zweier Verlierer

Mit dem Kauf von Compaq will Hewlett-Packard-Chefin Carly Fiorina den Computer-Riesen IBM angreifen. Es ist ihre letzte Chance – und die Aussichten auf Erfolg sind gering.

will mit dem Volksvermögen schonend umgehen und es „keinesfalls auflösen, um damit den täglichen Konsum zu finanzieren“. Denn die langfristigen Erträge aus der Position seien wertvoller als eine hohe Einmal-Einnahme.

Nach dem Verlust der Mark möchten die ehemaligen Währungshüter zumindest die Verwaltung der Reserven behalten. Schließlich sei die Bundesbank, darauf verweisen die Beschäftigten in der Frankfurter Zentrale gern, das erfolgreichste Unternehmen des Bundes. So habe man für das vergangene Jahr einen Gewinn von 16,3 Milliarden Mark nach Berlin überwiesen.

Rund fünf Milliarden Mark davon stammen übrigens aus dem Verkauf eines kleinen Teils der Dollar-Reserven. Und auch andere Länder haben bereits kleine Teile ihrer Notenbank-Milliarden versilbert.

Die Investmentbanker träumen aber von der großen Lösung. Neidvoll schielen sie auf das viele Geld und stellen in Berlin schon mal die Frage, ob die Bundesbank für die Verwaltung des Vermögens das nötige Know-how habe. Von den Notenbankern ernten sie dafür aber nur Hohn und Spott. „Wir haben uns jedenfalls nicht am Neuen Markt verspekuliert“, sagt ein hochrangiger Manager der Bundesbank, „und auch nicht in Asien, Russland oder Südamerika. Auch kassieren wir für unsere Arbeit keine horrenden Provisionen.“

Nur einer hält sich bei dem schwelenden Streit um die Milliarden nach außen vornehm zurück. Hans Eichel will von einem Verkauf der Reserven nichts wissen. „Einen Deubel werde ich tun“, sagt er, „das würde einen nationalen Aufschrei geben.“

Noch ist ihm die bittere Erfahrung seines Vorgängers in lebhafter Erinnerung. Theo Waigel hatte 1997 vorgeschlagen, den Goldschatz der Bundesbank einfach neu zu bewerten. Entsprechend der Höhe des Buchgewinns sollte die Notenbank dann Geld drucken – und zügig einen Milliardenbetrag nach Bonn überweisen.

Die Nation war entsetzt. Über den Goldraub erboste sich selbst „Bild“ auf der Titelseite. Andere Blätter sahen eine „Vergewaltigung der Bundesbank“. Am Ende musste Waigel klein begeben.

Heute freilich ist die Situation anders. Und deshalb machen auch Eichels Ministerialen kein Hehl daraus, dass sie die Reserven für viel zu hoch halten. „Da liegt Volksvermögen unnütz herum“, sagt ein Experte des Finanzministeriums. Vor der Wahl allerdings ist das Thema in Berlin tabu.

In der nächsten Legislaturperiode, so viel lassen die Eichel-Zuarbeiter durchblicken, kämen ein paar Extra-Einnahmen aber durchaus gelegen.

Auf die am nächsten liegende Lösung sind aber weder die Politiker noch die Banker bisher gekommen: das Volksvermögen dem Volk zurückzugeben. Das wären pro Kopf immerhin rund 2000 Mark.

WOLFGANG REUTER, ULRICH SCHÄFER

Den Sprung in die Hightech-Zukunft begann Carly Fiorina dort, wo ihn keiner vermutete: im Mittelalter. „Héloise Merger“ taufte die Hewlett-Packard-Chefin die Firma, unter deren Deckmantel seit Monaten streng geheim die Megafusion mit dem Computerhersteller Compaq vorbereitet wurde. Den Namen entlieh sie der heimlichen Geliebten und späteren Frau des mittelalterlichen französischen Philosophen Peter Abélard.

Vielleicht hätte die studierte Philosophin Fiorina mehr auf das Ende dieser Liebesgeschichte achten sollen. Denn als die Beziehung aufflog, wurde Abélard kastriert, die Liebenden getrennt.

Auf eine Tragödie könnte auch der Zusammenschluss der beiden Hightech-Firmen zulaufen. Kaum hatten Fiorina und Compaq-Chef Michael Capellas am vergangenen Dienstag in New York zu den Klängen von Stings „Brand New Day“ die Verandelung ihrer Unternehmen zum größten Computerhersteller der Welt verkündet, begann der Absturz. Die HP-Aktie sank noch am gleichen Tag um fast 19 Prozent, die Compaq-Aktie um gut zehn Prozent. Bis Ende der Woche verlor der geplante Aktientausch-Handel dadurch über 5 Milliarden Dollar und ließ den Wert der

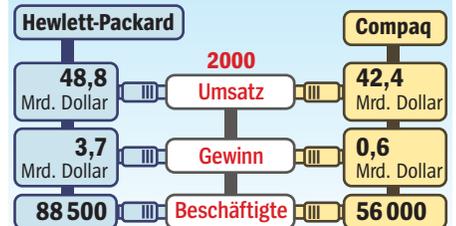
Transaktion auf unter 20 Milliarden Dollar sinken.

Hektisch begaben sich die beiden Topmanager auf Überzeugungstournee zu Bankhäusern und Fondsmanagern. „Unsere Firmen fügen sich zusammen wie ein Reißverschluss“, beteuerte Fiorina.

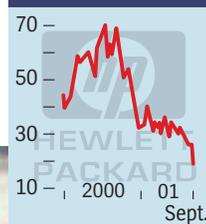
Doch Analysten und Investoren reagierten so ungnädig, als hätten sich empfindliche Hautfetzen in die Reißverschlusszähnen verklemt. Pures Misstrauen schlug

Neues Netzwerk

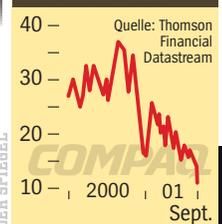
Die Hewlett-Packard-Compaq-Fusion



Aktienkurs in Euro



Aktienkurs in Euro



Hewlett-Packard-Chefin Fiorina, Compaq-Chef Capellas: Wird bei diesem Deal aus eins plus

Fiorinas Kampfansage entgegen, Hewlett-Packard durch den Zukauf zum Herausforderer von Marktführer IBM zu machen. Sicher: Zwar liegt der addierte Umsatz von HP (48,8 Milliarden Dollar) und Compaq (42,4 Milliarden) über dem von Big-Blue (88,4 Milliarden). Doch die Fusion, so die Befürchtungen, ergibt weitaus weniger als die Summe der Einzelunternehmen.

„Bei diesem Deal wird aus eins plus eins eineinhalb“, glaubt Todd Kort, Analyst beim Marktforschungsunternehmen Gartner Dataquest. „Das Einzige, was entsteht, ist eine größere Firma, die nicht sehr überzeugend positioniert ist“, klagt Steve Salopek von der Banc One Corporation, der 8,5 Millionen Anteile von HP gehören. Am deutlichsten wurde Bob Djurdjevic von der Beratungsfirma Annex Research: „Aus zwei Verlierern wird kein Gewinner. Eine neue Strategie ist nicht zu erkennen.“

Die Skepsis gegenüber dem neuen Giganten, der nur noch den Namen Hewlett-Packard tragen wird, nährt sich aus zwei Quellen: der Ähnlichkeit der beiden Fusionspartner und der Krise, in der sich die PC-Geschäfte befinden.

Fiorina, die das neue Unternehmen leiten wird, hebt die Synergie-Effekte hervor. 15 000 Entlassungen seien geplant, bis Mitte 2004 sollen 2,5 Milliarden Dollar eingespart werden.

Der neugeborene Gigant mit 145 000 Mitarbeitern in 164 Ländern würde zur Nummer eins bei Druckern, PCs und bei Servertypen. HP würde eine Weltmacht, von Druckerpatronen über Organizer bis hin zu Bankencomputern und Firmendatenbanken.

Den Hauptwert des Mergers sieht Fiorina jedoch in dem von Compaq bereitge-

stellten Servicebereich. Denn in der Lieferung, Installation und Beratung komplexer und kundenangepasster Computersysteme für Firmen liegt die lukrative Zukunft der Branche – und da führt IBM mit weitem Abstand.

Im vorigen Jahr schon startete HP den ersten Vorstoß in diese Richtung. Für 18 Milliarden Dollar sollte die Consultingsparte von PricewaterhouseCoopers gekauft werden, doch die Übernahme scheiterte am sinkenden Aktienpreis von HP.

Der zweite Versuch muss klappen, denn Fiorina, die 1999 als Retterin des Traditionsunternehmens von Lucent Technologies abgeworben wurde, steht unter Druck. Nach anfänglichen Erfolgen beim Umbau der Silicon-Valley-Legende musste sie in diesem Jahr sechsmal Gewinnwarnungen aussprechen und Ergebnisse nach unten korrigieren. Als die Firma Ende 2000 die Profitziele nicht erreichte, gab sie ihren Halbjahresbonus zurück. Der Wirtschaftseinbruch hatte vor allem HPs einträgliches Drucker- und Patronengeschäft gedämpft, gleichzeitig liefen die Kosten für Personal- und Verkaufskommissionen davon.

Der Computerbauer Compaq seinerseits, dessen Chef Capellas Präsident der neuen Firma werden wird, liefert sich mit dem günstigeren Direktanbieter Dell Computers seit Jahren eine mörderische Preisschlacht – anders als IBM, die bei fallenden Gewinnen ganz aus dem Einzelhandelsgeschäft ausgestiegen war. Im vergangenen Quartal verlor Compaq geschätzte 155 Millionen Dollar mit seinen PC-Verkäufen, Hewlett-Packard rund 150 Millionen Dollar.

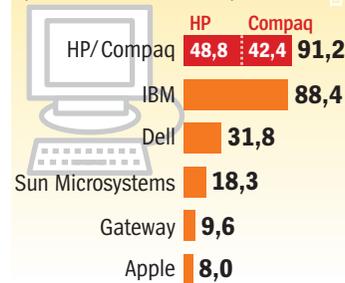
Compaqs PC-Geschäft macht den Kritikern der Firmenhochzeit die meisten Sorgen. Denn die PC-Revolution scheint vorbei. Erstmals seit 15 Jahren sanken die Verkaufszahlen. Die Sättigungsgrenze ist vorerst erreicht: 66 Prozent der US-Haushalte und etwa 50 Prozent der westeuropäischen und japanischen haben einen PC daheim. Und die sind so schnell und leistungsfähig geworden, dass sie vom Durchschnittskunden nicht



Montage von Compaq-PCs (in Dresden): „Kein Gewinner“

Die größten Computerfirmen weltweit

Umsatz in Milliarden Dollar, jeweils letztes Geschäftsjahr



mehr wie früher alle zwei Jahre ersetzt werden – schon gar nicht inmitten eines Wirtschaftsabschwungs.

Fest steht: Wird die Fusion von den Aktionären und den amerikanischen sowie den europäischen Kartellbehörden genehmigt, ist der Computermarkt wieder um eine Marke ärmer. Der Namenszug Compaq wird aus den Verkaufregalen verschwinden, für

die Kunden schrumpft die Auswahl. Cisco-Chef John Chambers sieht darin den Beginn einer notwendigen Konsolidierung der Branche, er erwartet weitere Zusammenschlüsse und Übernahmen.

IBM wird zweifellos das Hauptziel des HP-Angriffs sein. Doch der Marktführer, der sich vor allem auf Großkunden konzentriert, hat dem Herausforderer etwas Entscheidendes voraus: Er bietet seinen Kunden für alle Großrechner das Betriebssystem Unix an. Hewlett-Packard dagegen muss sich auf absehbare Zeit noch mit verschiedenen Systemen von Compaq und deren früheren Akquisitionen Tandem und Digital Equipment arrangieren.

Für Dell, bisher die Nummer vier der Branche, könnte der Zusammenschluss der Nummern zwei und drei sogar von Nutzen sein. Denn während der neue Konkurrent seine schwächelnden PC-Bereiche noch sanieren und koordinieren muss, konnte Billiganbieter Dell längst auf den Wirtschaftsabschwung reagieren.

Die Firma zog sich aus dem Internet-Bereich zurück und trimmte ihre Produktion noch stärker auf Kosteneinsparung. Zudem hofft der wie Compaq in Houston (Texas) ansässige Computerbauer, dass versiertes Personal von Compaq zu ihm abwandert.

Und HP-Rivale Sun Microsystems gibt sich betont gelassen. „Wir wissen, wie schwer solche Zukäufe sind. Sagen Sie mir einen erfolgreichen in der PC-Industrie – es gibt keinen“, tönt Marketingchef John Loiacano. „Als Compaq DEC erstand, hieß es schon, da sei ein Schwein in der Schlange. Nun hat die Schlange ein Stachel-schwein geschluckt.“

MICHAELA SCHIESSL



SUZANNE PLUNKETT / AP

eins eineinhalb?



Politiker Jospin, Schröder
 „Versetzung der Finanzströme“

MICHAEL URBAN / DDP

SPEKULATION

Lafontaine light

Der Kanzler zeigt Sympathie für die Globalisierungskritiker und ihr Konzept der Tobin-Steuer. Doch in Wahrheit will die Regierung die umstrittene Devisensteuer still und leise beerdigen.

James Tobin hat mit seinen 83 Jahren schon vieles erlebt. Aber das? Allenfalls 1981, als der amerikanische Ökonom den Nobelpreis erhielt, gab es einen ähnlichen Rummel um seine Person.

Vergangene Woche belagerten wieder Zeitungen aus aller Welt sein Büro an der Yale-University, belgische Fernsehsender („Wir dachten, der sei schon tot“) wollten den Ökonomen, der zurückgezogen an der amerikanischen Ostküste lebt, vor ihre Kameras ziehen, auch hohe Beamte aus dem französischen und belgischen Finanzministerium baten um ein Gespräch.



PER BREIERMÄGEN

Nobelpreisträger Tobin
 „Oops, er will seine Steuer zurück“

Der Grund: In scharfer Form hatte sich Tobin in einem SPIEGEL-Gespräch von jener Bewegung distanziert, die sich bis dahin mit seinem Namen schmückte – von den Kritikern des globalen Kapitalismus, von den Demonstranten von Seattle, Göteborg und Genua. „Ich habe nicht das Ge-

ringste gemein mit diesen Anti-Globalisierungs-Revolutionen“, sagte der Ökonom.

Der Streit geht dabei um eine scheinbar geniale Idee, die Tobin vor 30 Jahren entwickelt hat. Der Wissenschaftler hatte 1972, kurz nach dem Zusammenbruch des Währungssystems von Bretton Woods, vorgeschlagen, sämtliche Devisengeschäfte mit einer geringen Abgabe von einem Prozent zu belasten – und so Sand ins Getriebe der Finanzmärkte zu streuen.

Lange interessierten sich nur Experten für dieses Konzept, doch für die Globalisierungskritiker von heute ist die Tobin-Steuer zum Symbol ihres weltweiten Protests geworden. Heftig kritisieren Gruppen wie Attac, dass an den Weltdevisenmärkten Tag für Tag über 1000 Milliarden Dollar umgesetzt werden, aber nur

zwei Prozent davon dem Warenaustausch dienen. Einen Teil dieser Spekulationserlöse wollen Attac und Co. nun via Tobin-Steuer in die Entwicklungshilfe umlenken.

Auch Tobin steht noch immer zu seiner Steuer – doch bitte nicht so, wie es Attac will. Den Wissenschaftler treibt die Angst um, dass sein Konzept als ein Einfallstor missbraucht werden könnte und es der Protestbewegung darum geht, die Globalisierung insgesamt zurückzudrehen – für Tobin, einen Anhänger des Freihandels, ein Horror. „Oops!“, schrieb das überraschte „Wall Street Journal“ in einem Leitartikel, „Tobin will seine Steuer zurück.“

Dabei diskutieren inzwischen Politiker in aller Welt, ob seine Umsatzsteuer auf Devisengeschäfte nicht doch ein probates Mittel ist, um die teils irrwitzige Spekulation an den Börsen einzudämmen. Vielleicht, so lautet die vage Hoffnung, lassen sich dadurch ja auch Währungskrisen wie 1997 in Südostasien, 1998 in Russland oder jetzt in Lateinamerika verhindern.

So unterschrieben in den vergangenen Tagen auch 35 Abgeordnete des Deutschen Bundestags einen weltweiten Parlamentarier-Aufruf von Attac, der sich für die Einführung der Tobin-Steuer stark macht. Zu den Unterzeichnern zählen namhafte SPD-Abgeordnete wie der ehemalige Bundesgeschäftsführer Ottmar Schreiner, die Bundestags-Vizepräsidentinnen Antje Vollmer (Grüne) und Petra Bläss (PDS), die ehemalige niedersächsische Ministerin Monika Griefahn (SPD) sowie Ludger Volmer, Staatsminister im Auswärtigen Amt.

„Nur weil Meister Tobin zurückschreckt“, sagt der SPD-Abgeordnete Edelbert Richter, „hebt dies sein Konzept ja noch nicht aus den Angeln.“

Vor allem die Grünen, nach Genua erst sprachlos, dann ratlos, unterstützen nun die Spekulationsabgabe, die als Forderung schon 1998 in ihrem Wahlprogramm stand, damals aber kaum bemerkt wurde. Selbst die Finanzexpertin Christine Scheel, sonst eher eine Anhängerin von deregulierten Märkten, fordert, „dass der Vorschlag nicht einfach abgebugelt werden darf, sondern die Regierungen überlegen müssen, wie er sich in die heutige Zeit übertragen lässt“.

Auch der Kanzler beschloss vergangene Woche bei einem Abendessen mit Frankreichs Premierminister Lionel Jospin und Präsident Jacques Chirac, eine deutsch-französische Arbeitsgruppe zur Globalisierung einzusetzen. Tags zuvor hatte Schröder demonstrativ seine Sympathie für die Devisensteuer erken-



SEAN GALLUP / GETTY IMAGES

Gipfel-Demonstranten in Genua: Symbol des Protests

nen lassen, wenn auch nicht so offensiv wie Jospin, der als erster Regierungschef eines großen Industrielandes die Steuer offen unterstützt. Es gehe darum, so Schröder, „wie wir auf die relative Verselbständigung spekulativer Finanzströme reagieren“. Das klang wie Oskar Lafontaine light.

Kommt da also tatsächlich „etwas in Bewegung“, wie Felix Kolb von Attac Deutschland hofft? Schließlich wollen am 23. September auch die EU-Finanzminister in Lüttich über das Thema beraten. Doch womöglich haben sich die Globalisierungskritiker zu früh gefreut.

Denn nicht nur Finanzminister Hans Eichel ist weiterhin strikt gegen einen solchen Eingriff. In einem Papier für die SPD-Kommission „Internationale Finanzmärkte“ schreibt Eichel, dass alle seine Kollegen aus den G-7-Staaten sich „eindeutig gegen die Tobin Tax ausgesprochen“ hätten. Punkt für Punkt zählt er danach auf, was gegen die Steuer spricht:

- ▶ So könne die Steuer die Spekulation „nur verteuern, aber nicht verhindern“. Gegen massive Währungskrisen sei sie machtlos.
- ▶ Die Wechselkursausschläge an den Börsen könnten sogar noch zunehmen. Denn weil die Tobin-Steuer das Handelsvolumen einschränkt, bekommen einzelne Verkaufsaufträge mehr Gewicht.
- ▶ Zudem dürfe die Innovationsfähigkeit der Börsianer nicht unterschätzt werden, warnt Eichel. Es sei zu erwarten, dass sie schnell neue Finanzprodukte entwickeln, um die Steuer zu umgehen.

Vor allem aber ein Argument lässt selbst linke Sozis ins Grübeln kommen: Wenn die USA oder Offshore-Zentren wie die Cayman Islands nicht mitziehen, dann würde das ganze System nicht funktionieren. „Der Devisenhandel würde in diese Steueroasen abwandern“, prophezeit Thorsten Polleit, Chef-Volkswirt der Investmentbank Barclays Capital.

Deshalb werden in Berlin mehrere Alternativen diskutiert. So empfiehlt SPD-Fraktionsvize Joachim Poß, „sich nicht auf ein Instrument zu versteifen“. Beispielsweise sollten Länder, die von einer Finanzkrise bedroht sind, eher maßvolle Kapitalverkehrskontrollen einführen – ein Ansatz, den auch Eichel favorisiert. Als vorbildlich gilt Chile: Die Südamerikaner verpflichten Anleger, einen Teil des importierten Geldes zinslos bei der Zentralbank zu deponieren.

Die Globalisierungskritiker setzen derweil alles daran, Lösungen für das ursprüngliche Konzept von Tobin zu erar-

beiten. Variante eins: Wenn die USA nicht mitziehen, könne die EU die Steuer auch im Alleingang einführen, fordert Attac. Wer Geld nach Europa importiert, zahlt nur 0,1 Prozent; wer Kapital exportiert, muss immerhin ein Prozent entrichten.

Dies brächte allerdings kaum die erhofften Milliardeneinnahmen für die Entwicklungshilfe; und eine europäische Lösung würde auch nicht jenen Schwellenländern nützen, die besonders stark unter Währungsspekulanten leiden.



Devisenhändler (in Zürich): Irrwitzige Spekulation

Variante zwei stammt von dem Frankfurter Ökonomen Paul Bernd Spahn. Demnach soll die Steuer nur greifen, wenn die Spekulationswellen besonders extrem sind. Überschreiten die Wechselkurse bestimmte Bandbreiten, gelten saftige Sätze von 50 bis 100 Prozent; an ruhigen Tagen sind dagegen nur Minisätze von weniger als einem Promille fällig.

Der Internationale Währungsfonds hält auch diesen Ansatz für „nicht praktikabel“, weil sich die extremen Schwankungen erst im Nachhinein feststellen lassen. Die Börsianer aber wollen schon im Augenblick des Kaufs wissen, was ein Geschäft kostet.

Angeichts solch heftiger Widerstände bezweifelt auch James Tobin, dass seine Steuer je umgesetzt wird. Den Beteuerungen der vergangenen Tage, von Schröder bis Jospin, schenke er keinen Glauben, ließ er vergangene Woche wissen.

Die Zweifel sind berechtigt: Denn intern haben sich Paris und Berlin längst verständigt, das Projekt still und leise zu beerdigen. Man könne, so versicherte Frankreichs Finanzminister Laurent Fabius unlängst seinem deutschen Kollegen Hans Eichel, die Debatte ja auch führen, um innenpolitisch Luft zu gewinnen.

Der deutsche Kanzler sieht das offenbar ähnlich. Trotz seiner Sympathiebezeugungen, versichern seine Berater, gelte immer noch der Satz seines Gipfel-Sherpas Alfred Tacke: „Niemand in den Industriestaaten will die Tobin-Steuer – auch nicht die Bundesregierung.“

ULRICH SCHÄFER

Jugendliche mit Handys
in Designhüllen



RONALD FROMMANN / LAIF

HANDY

Total krass

Die Telefonindustrie hat eine neue Einnahmequelle entdeckt: individuelle Klingeltöne fürs Handy. Nun will die Musikbranche an dem Gedudel mitverdienen.

Die bunten Anzeigen sind kaum zu übersehen. Nicht selten füllen sie mehr als ein halbes Dutzend Seiten in Jugendzeitschriften wie „Bravo“, „Popcorn“ oder „Yam“.

„Die Tontrulla macht's auch mit deinem Handy“, heißt es da vielsagend. „Super geile Töne“, „Das ist total krass!!!“, „Fun-Faktor 1000 000“, locken andere Anbieter im Teenie-Slang. Manche geben sich seriös und fordern: „Mach Dein Handy fit“, „Anruf genügt und Du hast es drauf“.

Die Wirkung ist verblüffend. Zu Hunderttausenden bestellen die Kids bei den Hotlines von Firmen wie Logoland, Handystoff oder Jamba ständig neue Klingeltöne für ihre mobilen Telefone.

Bereits ein Drittel der rund acht Millionen Handy-Besitzer im Alter zwischen 14 und 29 Jahren, schätzt der Stuttgarter Marktforscher Mathias Plica, „weichen von der Voreinstellung ihres Geräts ab“. Statt mit dem standardmäßigen Piepton machen sie mit Melodiefetzen aus aktuellen Hits oder Klassikern auf sich aufmerksam. Auf anderen Handys dudeln Tonschnipsel aus Filmmusiken, Hymnen oder Werbejingles. Von Mozart bis Madonna, vom Deutschlandlied bis zum „Planet der Affen“ reicht das Angebot.

Wer so richtig in sein will, ändert auch noch die langweilige Netzbetreiber-Kennung im Display und rüstet sein Handy mit so genannten Logos ganz individuell auf. Neuester Schrei sind Mailbox-Ansagen, gesprochen von den Synchronstimmen berühmter Hollywood-Schauspieler.

Mehr als 80 Firmen, allen voran der Telekom-Ableger T-Mobil, tummeln sich inzwischen im Geschäft mit dem Handy-Tuning, für das in diesem Jahr rund 100 Millionen Mark ausgegeben werden. Für die Firmen ist das ein äußerst lukratives Zusatzgeschäft, denn die Kreation eines neuen Klingeltons ist technisch simpel und kostet nur ein paar Mark.

Doch bei den Abnehmern, weiß Branchenkenner Axel Burkert, „gibt es überhaupt keine Preissensibilität“. Bis zu 15 Mark zahlen sie für den Abruf einer Klingelmelodie, ergab ein Test des Mobilfunkportals Xonio. „Preis und Leistung stehen da in keinem Verhältnis“, schimpft Xonio-Chefredakteur Burkert.

Tests der Verbraucherzentrale Nordrhein-Westfalen bestätigten die Abzockerei. Nur wenige Anbieter halten sich an die Vorgaben der Freiwilligen Selbstkontrolle der Telefonmehrwertdienste. Danach sollen Angebote für Minderjährige nicht mehr als drei Mark kosten.

Der Trick beim Abkassieren ist einfach: Wie beim Telefonsex läuft die Bestellung der Klingeltöne, Logos und Mailbox-An-

sagen, die dann per SMS verschickt werden, über Rufnummern, die mit der Kennziffer 0190 beginnen. Meist sind dann 3,63 Mark pro Minute fällig. Und die Anbieter, so Xonio-Mann Burkert, „tun alles, um den Besteller möglichst lange in der Leitung zu halten“.

Der Boom begann vor fast einem Jahr und war, ebenso wie die SMS-Manie, von den Marktforschern überhaupt nicht geplant. Der Hype kam so überraschend, dass die meisten Handy-Hersteller den Trend regelrecht verschliefen. Denn bis vor kurzem ließen sich nur die Handys des finnischen Branchenführers Nokia mit fremden Klingeltönen und alternativen Display-Logos füttern.

„Wir sind selber überrascht, wie schnell sich der Markt trotz der immer noch mäßigen Qualität der Klingeltöne entwickelt“, sagt Martin Ostermayer vom Mobilfunk-Portal Handy.de. „Die Spaßkomponente“, meint Ostermayer, sei aber „jetzt extrem wichtig geworden“.

Seit einigen Wochen jedoch herrscht Alarmstimmung in der Boombranche. Reihenweise verschicken Musikverlage, angeführt von EMI Music Publishing, Abmahnungen an die Klingeltonanbieter. Mit der Handy-Dudelei, so der Vorwurf, werde das Persönlichkeitsrecht der Urheber verletzt. Erschreckt von drohenden Schadensersatzklagen, haben einige Firmen bereits den Verkauf der Klingeltöne gestoppt.

Die massive Aktion kam völlig überraschend. Denn die meisten Firmen zahlen für die Klingelei Gebühren an die Gema – bis Ende Juli stiegen die Abgaben an die Künstlerkasse auf 700 000 Mark.

Doch die Musikverlage berufen sich auf ihre Autoren. Viele Künstler, darunter Stefan Raab und Marius Müller-Westernhagen, seien „sauer darüber, dass ihre Hits zu einem Gedudel verfremdet werden“, behauptet EMI-Manager Peter Ende. Da werde „Schindluder mit dem Copyright“ getrieben. Unabhängig von den

Gema-Gebühren müsse jeder Klingeltonanbieter das Einverständnis des Komponisten einholen, fordert Ende.

Überzeugend klingen die Argumente für die Gegenseite nicht. „Uns drängt sich der Verdacht auf“, sagt Handy.de-Geschäftsführer Ostermayer, „dass es hier vor allem um Geld geht.“

Die Kids sehen das ähnlich und schreiben sich im Internet ihren Frust vom Leib: „Was die Musikindustrie im Moment abzieht“, meint „ein sehr wütender HolyOle“, „grenzt an Wegelagerei.“

KLAUS-PETER KERBUSK



STEVEN SENNE / AP

Rockstar Madonna: Anruf genügt

Zum Piepen

Die aktuellen Top-5-Klingelton-Charts für Nokia-Handys

1. **No Angels**
There must be an Angel
2. **Hermes House Band**
Country Roads
3. **Dante Thomas**
Miss California
4. **Faith Hill**
There You'll Be
5. **Wyclef Jean**
Perfect Gentleman

Quelle:
www.jamba.de



Werbeseite

Werbeseite



ZDF-Zentrale auf dem Mainzer Lerchenberg, Stolte

MARKUS HERRICH / TEUTOPRESS

ZDF

Gesucht: „Homo politicus“

Bei der Neubesetzung des ZDF-Intendantenpostens zeichnet sich eine externe Lösung ab. Vor allem die federführenden SPD-Strategen Kurt Beck und Wolfgang Clement favorisieren als Nachfolger für Noch-Chef Dieter Stolte einen erprobten Medienmanager, der von außen kommt. Der von Kreisen der Union, die ein Vorschlagsrecht hat, ins Spiel gebrachte MDR-Intendant Udo Reiter gilt als chancenlos. Die wirklichen Kandidatennamen sollen am 27. September in einem Spitzengespräch zwischen Beck, Clement und den Ministerpräsidentenkollegen Edmund Stoiber und Bernhard Vogel erörtert werden. Von „existenziellen Herausforderungen“ schreibt Fernsehrat Wil-

fried Scharnagl in einem persönlichen Papier („Worum es geht, worauf es ankommt“). Der Ex-Chefredakteur des CSU-Organs „Bayernkurier“, der dem Freundeskreis der Union im ZDF vorsteht, sieht „eine chronische Finanzknappheit“ beim Mainzer Sender und fordert vom künftigen Chef „wirtschaftlichen Sachverstand“ – sonst gerate er „in kürzester Zeit in Abhängigkeit von der Finanzverwaltung seines Hauses“. Und außerdem sei der Spitzenjob ein „letztlich politisches Amt“, gefragt sei ein „Homo politicus“: „Als in hohem Maße meinungsbildendes Instrument besitze Fernsehen „eine nicht zu unterschätzende Wirkmächtigkeit gegenüber der Gesellschaft“.

WERBUNG

Einer will nicht schlafen



Werbefigur Merz

Wenig Spaß versteht CDU/CSU-Fraktionschef Friedrich Merz, wenn er als Werbemotiv auftaucht. Anders als Parteichefin Angela Merkel, die eine Sixt-Kampagne mit ihr recht humorvoll aufnahm, geht der oft angestrengt wirkende Oppositionsführer juristisch gegen eine erstmals am 2. September veröffentlichte Kampagne des Senders n-tv vor, die ihn schlafend im Bundestag zeigt. Neben Strategie Merz, der sich zu dem Vorgang nicht äußern will, werden – politisch korrekt – auch Motive mit den gähnenden oder schlummernden Fraktionschefs Peter

Struck (SPD) und Gregor Gysi (PDS) geschaltet, doch nur der Unionsmann fühlte sich offenbar durch Foto und Anzeigentext („Politik in Deutschland. Wer schläft – wer ausgeschlafen ist.“) geschädigt. Der Sauerländer Merz schickte dem Sender umgehend eine Abmahnung und erwirkte eine Unterlassungserklärung. „Es ist doch niemandem zu verdenken, im Parlamentsalltag die Augen mal ein bisschen zu schließen“, sagt n-tv-Chef Helmut Brandstätter über die „ein bisschen humorlose Reaktion“ – allerdings wolle er auch künftig, trotz des Rechtsstreits, „über Trägheit in der Politik berichten“. Jens Peuckert von der Werbeagentur Jung von Matt kann die Aufregung um das Schläferfoto nicht verstehen: „Wir wollten die Politiker nach der Sommerpause doch bloß zum Arbeitsantritt auffordern.“

TV-GRÜNDER

Fernsehen am Flugsteig



Kuhlo

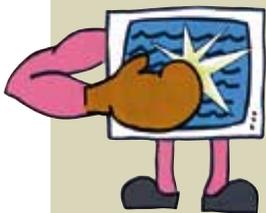
Von Januar an können sich Passagiere am Frankfurter Flughafen die Wartezeit mit dem deutsch-englischen „Airport TV“ verkürzen. Nach dem Vorbild von US-Flughäfen soll das News-Programm über das aktuelle Weltgeschehen, Börse, Wetter und Sport berichten. Hinter dem Projekt stehen zu je 25 Prozent die Verlagsgruppe Handelsblatt, der Sender n-tv, der Technikausrüster Tyco und die Produktionsfirma Professional TV des n-tv-Gründers Karl-Ulrich Kuhlo. Derzeit werden

über 300 Monitore installiert, die Werbeindustrie hat erste Spots zugesagt. „Die Resonanz ist gigantisch“, sagt Kuhlo, der ursprünglich auch die im Fernsehen verbotenen Werbefilme für Zigaretten und Zigarren eingeplant hatte – dem aber stehe, so der Unternehmer, das Lebensmittelrecht entgegen. In drei Jahren will „Airport TV“ profitabel sein; Gespräche über eine Ausdehnung laufen derzeit mit allen großen deutschen Flughäfen.

AXEL KÜLL / VISION PHOTOS

Pech am Kamin

Die Mitternacht zog näher schon, da versammelten sich drei halbwegs junge Menschen und ein älterer Moderator am virtuellen Kaminfeuer, um Unerhörtes zu wagen: Fernsehkritik im Fernsehen. Ist es doch für die TV-Mächtigen ein nicht enden wollendes Ärgernis, dass sie zwar vielen vieles einflüstern und noch mehr bewirken können im Lande, aber mit geradezu erschütternder Ohnmacht ertragen müssen, was Printkollegen über sie seit Jahr und Tag zu Papier bringen. Wie verlockend musste den ZDF-Erfindern die Idee aufgeleuchtet sein, nun auch die Regie über die kritische Reflexion des eigenen Tuns an sich zu reißen. Im „nachtstudio“, spukhaft konspirativ, blitzartig zuschlag-



gend aus düsterem Hinterhalt! Herrlich! Aber ach, es reichte bloß zur Geisterfahrt einer intellektuellen Nullrunde, kongenial angemessen dem „Nullmedium“ (Hans Magnus Enzensberger) Fernsehen. Zwar legte der Schriftsteller Rainald Goetz („Dekonstruktion“) zunächst erstaunlich unerschrocken los mit einer rumpelstilzchengleich ratternden Reich-Ranicki-Parodie für nichtlesende Vielseher. Und seine mitschwadronierenden Autorenkollegen Alexa Hennig von Lange und Moritz von Uslar mühten sich karasekhaft-radischmässig, einander so munter wie möglich ins Wort zu fallen. Doch am Ende wurde es nur ein lärmender Kindergeburtstag auf dem Niveau des Klein-Erna-Credos derer von Lange: „Auch dies hat nichts mit meinem Leben zu tun.“ Pech für das Leben. Aber ein Glück für die Fernsehkritik. Sie darf sich auch weiterhin exklusiv außerhalb der Glotzkiste tummeln.



Kommissar-Brinkmann-Darsteller Hassel

SCHAUSPIELER

„Suche Arbeit jeder Art“

Karl-Heinz von Hassel, 62, über seinen letzten Einsatz nach 16 Jahren als „Tatort“-Kommissar Brinkmann (Sonntag, 20.15 Uhr, ARD). Hassel muss Platz machen für, laut Presstext, „moderne, ästhetisch kühne, menschlich bewegende“ Nachfolger.

SPIEGEL: Herr von Hassel, sind Sie gleichgültig, traurig oder nur wehmütig, wenn am Wochenende Ihr letzter „Tatort“ läuft?

Hassel: Wehmütig ist ein schönes Wort. Aber für einen Schauspieler ist es ganz normal, dass etwas zu Ende geht. Und dies ist eine besonders schöne Folge. Es war mein Wunsch, dass Brinkmann am Ende einfach in der Menge verschwindet.

SPIEGEL: Sie hätten nicht lieber einen spektakulären Abgang gehabt?

Hassel: Nein. Brinkmann ist ein unspektakulärer Typ.

SPIEGEL: Was mögen Sie an Brinkmann?

Hassel: Er hat Humor, und er kann zuhören. Er wurde von den Kritikern oft als langweilig und bieder abgewatscht, aber ich mag ihn.

SPIEGEL: Was war Ihnen wichtiger: gute Quoten oder gute Kritiken?

Hassel: Natürlich die Quote. Da zeigt sich doch, dass man beliebt ist. Im Übrigen: Der „Tatort“ ist eine Suppe, an der die ganze ARD kocht. Aber in der Realität würden Beamte, die sich so benehmen wie die meisten „Tatort“-Kommissare, sofort rausfliegen, weil sie ständig Rechtsbrüche begehen. Bei meinen Frankfurter Tatorten war das zum Glück nicht so massiv der Fall.

SPIEGEL: Sind Sie auf der Straße oft als Kommissar angesprochen worden?

Hassel: Manchmal. Aber meist habe ich nur gemerkt, wie Leute sich zuflüsteren: „Schau mal, das ist der Schauspieler.“ Viele wussten nicht einmal meinen Namen. Das gefällt mir sehr gut. Ich bin der Schauspieler. Das finde ich schmeichelhaft.

SPIEGEL: Was haben Heinz Riesenhuber, Helmut Reitze, Johnny Klein und Ihr Kommissar Brinkmann gemeinsam?

Hassel: Die Fliege! Die Fliege ist ein linkes Symbol. Ich besitze ein Foto aus den zwanziger Jahren; ein Mann mit Hut und Fliege, trägt ein Schild „Suche Arbeit jeder Art“. Ich fand das pfiffig, dieses Symbol für einen Kommissar zu wählen. Wo ein Haufen Scheiße ist, kommt eine Fliege und setzt sich drauf. Und ein Kriminalkommissar steckt immer in der Scheiße.

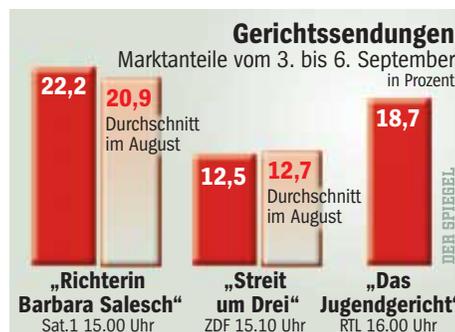
SPIEGEL: Tragen Sie privat auch Fliege?

Hassel: Nie.

QUOTEN

TV-Richter-Skala

Die TV-Richter-Skala ist nach oben offensichtlich offen: Obwohl die Daily-Court-Show „Das Jugendgericht“ (RTL, 16 Uhr) mit über 18 Prozent Marktanteil startete, haben „Streit um Drei“ (ZDF, 15.10 Uhr) und „Richterin Barbara Salesch“ (Sat.1, 15 Uhr) bisher keine Zuschauer verloren. Kein Wunder, dass Sat.1 eine weitere Gerichtsshow plant.



Vorschau

Das Milliardengrab – Balsam für die Banken

Montag, 22.30 Uhr, WDR

Ein Jaguar steht am Elbstrand, darin: ein Abschiedsbrief von Klaus Schlienkamp, dem genialen Betrüger. Der ehemalige Finanzvorstand hatte die milliarden schweren Luftgeschäfte des Balsam-Konzerns eingefädelt und über zehn Jahre lang mehr als 60 Banken erfolgreich angezapft für gigantische Sportarena-Projekte in aller Welt – die meist nur auf dem Papier existierten. Mit seinem Selbstmord ist den Staatsanwälten der wichtigste Zeuge abhanden gekommen. Aber Totgesagte leben länger: BKA-Ziel-fahnder spürten Schlienkamp auf den Philippinen auf; jetzt führt er die Bücher der JVA Remscheid. In Martin Keßlers Dokumentarfilm spricht der zu zehn Jahren Verurteilte erstaunlich offen über die simplen Tricks, mit denen er fast zwei Milliarden Kredit-Mark lockermachte: „Ich habe Verträge kopiert, falsche Zahlen mit der Schere ausgeschnitten und mit Klebstoff aufgeklebt. Dass nie jemand Originale sehen wollte – tja, das hat mich auch oft gewundert.“ Heute erstaunt ihn nur noch, warum zwar er selbst und sein ehemaliger Chef verurteilt wurden, aber keiner der zahlreichen Banker, die die windigen Geschäfte schon früh durchschaut hatten. Seiner Ansicht nach schwiegen sie – weil sie selbst profitierten.

So jung kommen wir nicht mehr zusammen

Montag, 22.45 Uhr, Südwest

Vor zehn Jahren besuchten sie gemeinsam Hamburger Punk-Konzerte und tranken billiges Dosenbier. Jetzt



Punk-Rocker Buffo

hat die Dokumentarfilmerin Vera Vogt, 30, einige ihrer ehemaligen Punk-Genossen porträtiert, die auf ganz unterschiedliche Weise erwach-

sen geworden sind – oder auch nicht. Während Buffo immer noch davon träumt, „als Vaterlandsverräter“ gegen das System zu kämpfen, setzte sich Detlef nach Kalifornien ab und gehört mittlerweile zum wohlhabenden New-Economy-Bürgertum. Und Jan gefällt sich als nostalgischer Berufsjugendlicher und Bassist der erfolgreichen deutschen Rockband Tocotronic. Jans Vater erinnert sich an alte Auseinandersetzungen mit dem Sohn: „Fuck off and die“ – das kann doch kein Lebensmotto sein!“

Natalie IV –

Das Leben nach dem Babystrich

Dienstag, 20.15 Uhr, Sat.1

Für den Frankfurter Babystrich ist Natalie inzwischen zu alt, doch für den Quotenstrich von Sat.1 reicht es noch allemal: In der neuen Fortsetzung des Melodrams „Natalie: Endstation Babystrich“ ist die gute Natalie (Anne Sophie Briest) schwanger, arbeitet als Streetworkerin – und sticht sich an der Nadel eines HIV-positiven Fixers. Aber der Himmel (Buch und Regie: Dagmar Damek) hat ein Einsehen: Natalie hat sich nicht infiziert, und ihr Kind wird ein Junge, wie der Vater schon in der fünften Schwangerschaftswoche erkennt. Sat.1 möge ihn vor dem Schicksal seiner Mutter bewahren.

Die Hunde sind schuld

Mittwoch, 20.15 Uhr, ARD

Der Imbissbudenbesitzer Engelbrecht Korsinski (Tilo Prückner) ist auf den Hund gekommen. Auf den toten Hund. Mit vergifteten Buletten bringt der Sonderling mit Mutterkomplex die Köter in seiner Berliner Nachbarschaft gleich reihenweise um die Ecke. Während die ganze Stadt den gemeinen Tiermörder sucht, lässt Engelbrecht sich von seiner Hausmeisterin, der ältlichen Witwe Marlene Meiser (Barbara Valentin), becirchen. Gemeinsam hören sie deutsche Schlager, bis Marlene einen Yorkshir-Terrier mit nach Hause bringt. Eine bissige Komödie sollte das Drehbuchdebüt der Comiczeichnerin Ziska Riemann werden (Regie: Andreas Prochaska). Hundehasser-Thematik und prominente Besetzung schienen dafür beste Voraussetzungen zu liefern. Doch die Handlung kommt nicht recht in Schwung, und die Figuren lassen einen kalt. Das mag daran liegen, dass der Film nicht



Szene aus „Die Hunde sind schuld“

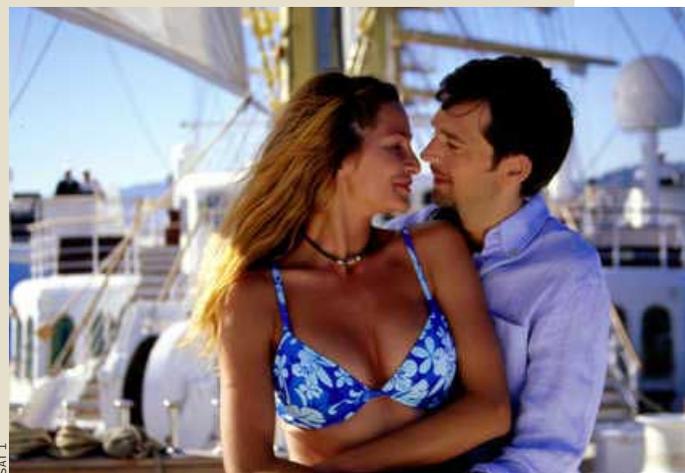
recht weiß, ob er bitterböse Groteske oder liebenswert-skurrielle Komödie sein soll.

Antonia –

Zwischen Liebe und Macht

Sonntag, 20.15 Uhr, Sat.1

Sommer an der Côte d'Azur: riesige Yachten, dekadente Partys und überall Fotografen, die die Badefreuden der Schönen und Reichen festhalten wollen. Der Studentin Antonia (Alexandra Kamp) gelingt es nicht nur, brennende Bilder von Leonardt Graf Ahrendorff (Kai Wiesinger) zu schießen, sondern ihn sogar zu heiraten. Das Ruhrpott-Aschenputtel avanciert dadurch von der Aushilfspaparazza zur millionenschweren Gräfin, aber glück-



Kamp, Wiesinger in „Antonia“

licher wird sie nicht. Ihre Ehe dauert nur zehn Minuten, und dann hat sie auch noch das Ahrendorffsche Bankimperium am Hals. Eben noch kitschverdächtigtes Rührstück, zieht der Zweiteiler (Regie: Jörg Grünler, Buch: Annette Simon, Melanie Brügel) jetzt in den Klassenkampf und betreibt Medienschelte: Von der Boulevardpresse fast in den Tod getrieben, rettet Antonia dennoch 5000 Arbeitsplätze eines Stahlwerks und beweist, dass ihr Herz zwar für Grafen, aber immer noch links schlägt (zweiter Teil: 17. September, 20.15 Uhr).

VERLAGE

Gute Zahlen, schlechte Zahlen

Die Geldnöte des Kirch-Imperiums werden in der Vorstandsetage des Springer-Konzerns aufmerksam beobachtet. Nach Jahren des Konflikts setzt die neue Führungsmannschaft darauf, den ungeliebten Großaktionär endlich loszuwerden – eine Strategie mit hohem Risiko.

Manchmal bedarf es nicht viel, um einen Menschen glücklich zu machen. Manchmal reicht eine zarte, schwarze Linie, die steil nach unten zeigt, und das Glück ist vollkommen. Manchmal sind schlechte Nachrichten die schönsten Nachrichten. So wird der Donnerstag vergangener Woche als einer der glück-

licheren in das Leben des Mathias Döpfner, 38, eingehen. Denn an jenem Tag konnte der zukünftige Chef des Springer-Konzerns („Bild“, „Welt“, „Hörzu“) auf seinem Bildschirm verfolgen, wie die zarte, schwarze Kurslinie der ProSiebenSat.1-Aktie steil nach unten ging – 16 Prozent Kursverlust.

Leo Kirch wurde an diesem Tag als Großaktionär der Münchner Fernsehgruppe um 180 Millionen Mark ärmer. Und das nur, weil am Morgen bekannt geworden war, dass er sein Imperium neu ordnen möchte und die KirchMedia mit ProSiebenSat.1 verschmelzen will (siehe Kasten Seite 98).

Es kam noch schöner für Döpfner und seine Getreuen: Am Abend stufte das US-Investment-Haus Merrill Lynch die ProSieben-Aktie herunter, andere Bank-Analysten gaben ähnlich kritische Kommentare zu Protokoll, und so schmierte das Kirch-Papier am Freitag noch einmal um über 20 Prozent ab.

Die wunderschön schaurigen Meldungen über den Münchner Medienunterneh-

mer führen in den oberen Etagen der Springer-Verlagszentralen in Berlin und Hamburg zu verstärkter Endorphin-Ausschüttung. Voller Genugtuung beobachtet die neue, junge Führungsmannschaft von Europas größtem Zeitungshaus die wachsenden Probleme des Leo Kirch, der dem Verlag aufs Engste verbunden ist – als Großaktionär, der über 40 Prozent der Anteile hält.

Seit 16 Jahren ist der Münchner Filmhändler an Springer beteiligt, doch auf der Beziehung ruhte von Anfang an nur wenig Segen. Vergebens versuchte Kirch immer wieder, die Kontrolle über den Hamburger Großverlag zu übernehmen. Vergebens aber auch hatte Friede Springer, die als Witwe des Verlagsgründers über 50 Prozent der Aktien hält, alles daran gesetzt, den ungeliebten Miteigentümer loszuwerden.

Und so blockierten sich beide über lange Zeit hinweg gegenseitig – und damit auch den Verlag, der nun schon seit Jahren innovationsarm und renditeschwach vor sich hin dümpelt. Erst unter dem „so nutz-

Das Familienunternehmen

Wem der Axel Springer Verlag gehört

Erbengemeinschaft
50 % plus 10 Aktien

davon:
Friede Springer 90 %
Axel Sven Springer 5 %
Ariane Springer 5 %

Leo Kirch
40,33 %

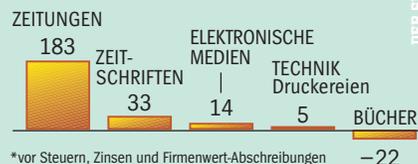
Streubesitz
9,67 %

Gewinn / Verlust* in Millionen Euro

Gesamt 2000: **217 Millionen Euro**

1. Halbjahr 2001: **34 Millionen Euro**

nach Geschäftsbereichen 2000



Berliner Konzernzentrale: Alle unternehmerischen Verbindungen zu Kirch gekappt

AXEL SPRINGER VERLAG

los dahinamtierenden Vorstandschef August Fischer“ („manager magazin“) entspannte sich das Verhältnis der beiden Hauptaktionäre. Doch der ebenso glücklose wie hoch bezahlte Fischer geht Ende des Jahres in Rente, und schon droht die Beziehung der beiden Großaktionäre erneut zu vereisen.

Diesmal ist es der designierte Fischer-Nachfolger Döpfner, der den lang ersehnten Befreiungsschlag wagen will. Obwohl erst im Januar 2002 im Amt, arbeitet der promovierte Musikwissenschaftler bereits seit verganginem Jahr an dem Bruch mit Kirch, der noch im August 2000 seinem Aufstieg zum Vorstandschef zugestimmt hatte.

Friede Springer, dem jugendlichen Schnellaufsteiger in mütterlicher Freundschaft zugetan, unterstützt den Kurs des früheren „Welt“-Chefredakteurs, der im Vorstand mittlerweile das Zeitungs- und Multimediageschäft verantwortet.

Systematisch platziert Döpfner seine Vertrauten in allen Schlüsselpositionen. So

Burckhardt ein weiterer Döpfner-Buddy in den Vorstand rücken, der dann vollständig von den Getreuen des zukünftigen Chefs beherrscht wird.

Auch im Aufsichtsrat versuchen Döpfner und Friede Springer, Männer ihres Vertrauens unterzubringen. So löste der frühere Scheering-Boss Giuseppe Vita im Frühjahr den langjährigen Springer-Veteranen Peter Boenisch ab, der bei der neuen Führungscrew als Kirchmann verschrien ist, während ihn das Münchner Lager zur Friede-Springer-Fraktion rechnet. Dabei war Boenisch stets nur einem verpflichtet: sich selbst.

Mit dem Werbemanager Thomas Heilmann (Scholz & Friends) sollte die Mehrheit im Aufsichtsrat weiter ausgebaut werden, doch dazu kam es nicht. Axel Sven „Aggi“ Springer, seiner Stiefgroßmutter Friede durch herzliche Ab-



THOMAS GRABKA / ACTION PRESS

Verleger-Witwe Springer

Der Enkel könnte gefährlich werden

zent) ihre Anteile am Konzern hält. Die lästigen Nachkommen sollen jetzt ausgezahlt werden. Friede Springer hat den Gesellschaftervertrag zum Ende des Jahres gekündigt. Nun wird über den Kaufpreis verhandelt.

„Aggi“, der als erbitterter Döpfner-Kritiker gilt, soll möglichst schnell aus dem Aufsichtsrat verschwinden, denn er könnte der Witwe bei dem bevorstehenden Machtkampf mit Leo Kirch gefährlich werden. Der Filmhändler kontrolliert drei der neun Mandate. Zieht er auch noch den Enkel auf seine Seite, ist Friede Springer auf die Stimme des Hamburger Versandhausunternehmers Michael Otto angewiesen, der gern seine Unabhängigkeit betont.

Döpfner, der bereits jetzt innerhalb des Konzerns über eine beispiellose Macht verfügt, hat nicht lange gezögert, alle unternehmerischen Verbindungen zu Kirch zu kappen. Vergebens bemühten sich die Münchner um eine enge Zusammenarbeit beider Konzerne im Online-Bereich. Döpfner ließ die Gespräche über ein groß angelegtes Joint Venture versanden.

In der vergangenen Woche gab Springer seinen Ausstieg aus dem gemeinsam mit Kirch betriebenen Internet-Portal „Sport 1“ bekannt. Auch die Beteiligung an dem defizitären Hamburger TV-Sender „Hamburg 1“ soll langfristig auslaufen. Der Verlag schießt kein Kapital mehr nach, so dass der ohnehin schon kleine Springer-Anteil stetig schrumpft.

Kirch schlug zurück, in dem er der Springer-Firma Interactive Media, die den Sat.1-Videotext produziert, den lukrativen Auftrag entzog. Doch Döpfner hat erreicht, was er erreichen wollte: In Zukunft wird es keine gemeinsamen Aktivitäten der beiden Konzerne mehr geben, die ihn binden könnten.

Nun warten die Jungmanager in Berlin und Hamburg freudig erregt auf das kommende Frühjahr. Dann muss Kirch nach einem bereits ausgehandelten Vertrag knapp 1,6 Milliarden Mark für Springers Anteil an ProSiebenSat.1 bezahlen – mehr als das Fünffache des heutigen Börsenwerts.

„Jahrelang hat Kirch uns vor sich hergetrieben“, sagt ein enger Vertrauter des künftigen Vorstandschefs, „jetzt hat sich



MARTIN LENGEMANN / DIE WELT

Kontrahenten Döpfner, Kirch: Unverhüllte Drohung aus München

muss der bisherige Finanzvorstand Ralf Kogeler Ende Oktober Steffen Naumann weichen, den Döpfner bei seinem Ex-Arbeitgeber Bertelsmann abwarb. Kogeler gilt in der Hamburger Verlagszentrale als ein Mann Leo Kirchs. Anfang des Jahres wird mit dem Talkmaster Hubertus Meyer-

neigung verbunden, pochte auf einen eigenen Sitz. Heilmann zog seine Kandidatur zurück.

Dem Springer-Enkel gehören zusammen mit seiner Schwester Ariane zehn Prozent an der Axel Springer Gesellschaft für Publizistik, über die Friede Springer (90 Pro-

Stunde der Wahrheit

Der finanziell angeschlagene Leo Kirch geht mit dem Programmgeschäft an die Börse.

Die Opposition im Bayerischen Landtag hat in diesen Tagen eines ihrer Lieblingsthemen am Wickel: die Finanzen von Leo Kirch.

Eine Anfrage soll Ende des Monats klären, warum die halbstaatliche Bayerische Landesbank dem chronisch klammen Münchner Medienunternehmer und CSU-Freund über zwei Milliarden Mark Kredit für die Übernahme des Formel-1-Geschäfts bewilligte. Schließlich hatte zuvor die HypoVereinsbank, trotz Fürsprache von Staatskanzleichef Erwin Huber, abgewinkt – kein Interesse.

Schon sehen die Grünen „enorme Risiken“ auf den Freistaat zukommen. Ein Fehlschlag könne sogar „Auswirkungen auf den Staatshaushalt“ haben, fürchten sie. Das Investment ins Rennsportgeschäft Formel 1 sei wichtig für den Standort München, verteidigt die CSU-Regierung ihr Verhalten tapfer.

Wieder einmal sorgt der Kapitalhunger des expansionsfreudigen Kirch für Debatten. Jahrelang hatte der gebürtige Franke mit der Lust eines manischen Spielers Firmen gegründet und akquiriert: Filmproduktionen, Rechteagenturen, Sender. Im Alleingang wollte er sogar das digitale Fernsehen in Deutschland einführen – als Pay-TV, für das die Zuschauer zahlen.

Das Abenteuer rund um Premiere World ist die große Schwachstelle des Konzerns, der über viele wertvolle Film- und Sportrechte verfügt: Allein von Juli 2000 bis Juni 2001 musste Kirch im Pay-TV eine Milliarde Mark Verlust tragen.

Insgesamt liegen in dessen Reich die Verbindlichkeiten (rund zwölf Milliarden Mark) und die Umsätze (rund elf Milliarden) ungefähr auf gleichem Niveau.

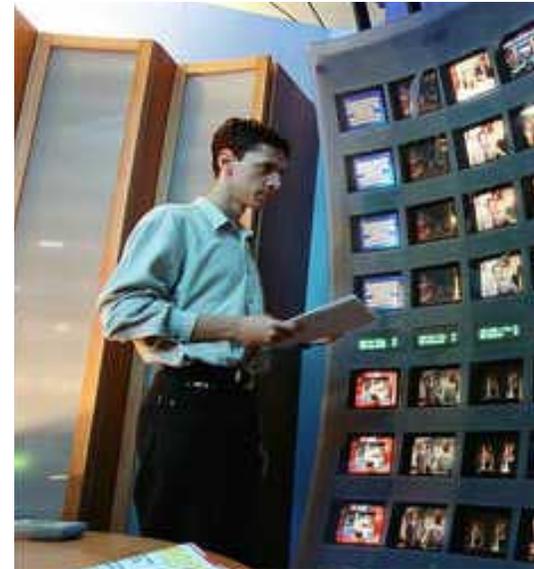
Allerdings sind große Zahlungsverpflichtungen in näherer Zukunft abzusehen: etwa für den Rauskauf des Springer-Verlags aus dem TV-Geschäft und für Garantien gegenüber Investoren (siehe Grafik). So kann Rupert Murdoch nächstes Jahr über drei Milliarden Mark einfordern, weil sich sein Investment in Kirchs Pay-TV nicht lohnte.

Da war es recht misslich, dass im ersten Halbjahr bei den Hauptgeldbringern, den werbefinanzierten Sendern der ProSiebenSat.1 Media AG, Umsatz und Vorsteuergewinn schrumpften. Finanzvorstand Lothar Lanz kündigte Analysten gegenüber an, den Start teurer Erfolgsfilme wie „American Pie“ auf 2002 zu verschieben – so spart man Abschreibungen.

„Die Stunde der Wahrheit kommt“, kommentiert Kirchs langjähriger Widersacher Helmut Thoma.

Und doch – vom Ende mag auch der Ex-Chef des Fernsehsenders RTL und Bertelsmann-Berater nicht reden. Zu oft hat sich der risikofreudige Kirch aus ähnlich verzwickten Situationen befreit. „Eine Pleite ist bei ihm ja nie ein Thema – in einer Geldnot setzt er sich einfach ans Telefon und findet jemand, der ihm hilft“, witzelt Experte Thoma.

Diesmal war ihm die New Yorker Investmentbank Lehman Brothers zu Diensten. Sie entwarf in den vergangenen



Kirch-Sendezentrale bei München: „Wir bündeln

sechs Monaten einen Zukunftsplan: Im Juni 2002 soll die bereits börsennotierte ProSiebenSat.1 Media AG mit ihren vier TV-Stationen in der übergeordneten KirchMedia aufgehen, die somit auf einen Schlag an den Aktienmärkten gelistet wäre. In dieser Dachfirma liegen auch Rechthandel und Produktionsgeschäft des Konzerns sowie der Sportsender DSF. Und schließlich will Kirch noch das Formel-1-Geschäft, das ihn so viel Geld gekostet hat, in die neue Firma einbringen.

„Wir bündeln die Kräfte“, sagt der künftige KirchMedia-Vorstandschef Dieter Hahn, der auch weiterhin in der Konzernholding als Kirchs Stellvertreter agieren will. Inhalt und Vertrieb würden fusionieren, so Hahn, „wir halten alles in einer Hand“. Allein das Einsparpotenzial – von Videobändern bis zu Programmrechten – liege bei über 100 Millionen Mark. Darüber soll der Ex-Banker Brian McCamman Cook, derzeit noch in der Holding aktiv, als neuer Finanzchef wachen.

Was aber bedeutet das alles für die ProSieben-Kleinaktionäre? Nichts Gutes, argwöhnen die Anleger – und viele Experten sehen es genauso: Selbst große Geldhäuser wie Merrill Lynch stuften die Aktie runter. An der Börse

Kirchs Finanzen Geschäftsjahr 2000, in Milliarden Mark	KIRCH-HOLDING	Gesamtumsatz ca. 11 Gesamtverbindlichkeiten ca. 12
KirchMedia 72,6% einschließlich ProSiebenSat.1 Media AG Umsatz 6,5 Gewinn 0,54 Verbindlichkeiten 7,4 davon Bankkredite 3,1	KirchBeteiligung 100% SLEC (Formel-1-Vermarktung) Umsatz 0,85 Bankkredite 3,4 Axel Springer Verlag Kirch-Beteiligung 40,33% Anteil Umsatz 2,3 Anteil Gewinn 0,17 weitere Beteiligungen Umsatz 0,2	KirchPayTV 69,8% Bezahl-Fernsehen einschließlich Premiere World Umsatz 1,7* Verlust 1,7* Verbindlichkeiten 1,2**
künftige Lasten Kauf von 11,5% der ProSiebenSat.1 Media AG (Springer-Anteil) 1,6 Bankgarantie Fußball-WM .. 0,3	künftige Lasten Optionen von Gesellschaftern: BSkyB (Murdoch) 3,3	*Geschäftsjahr 2000/2001 **am 31. Dezember 1999

wurde die ProSiebenSat.1 Media AG Ende vergangener Woche mit nur noch knapp drei Milliarden Mark bewertet – deutlich weniger als jene 20 Milliarden Mark, die vor einem Jahr intern für KirchMedia als Gesamtwert angesetzt worden waren. Dabei sorgt die ProSieben-Firma für immer-



WOLFGANG MARIA WEBER

die Kräfte“

hin 65 Prozent des Umsatzes von KirchMedia. Zum guten Teil sind KirchMedia-Firmen damit beschäftigt, Programme an Kirch-Sender zu liefern – oder aber an die kränkelnde Schwesterfirma Pay-TV. Von den 1,6 Milliarden Mark KirchMedia-Lizenzumsatz entfallen mindestens 600 Millionen auf Hollywood-Filme und Fußball-Bundesliga-Spiele, die an die Pay-TV-Einheit im Konzern durchgereicht werden.

Viel Sinn macht die künftige Konstruktion freilich für Eigentümer Kirch. Er hatte sieben Finanziere – von Lehman Brothers bis zum Saudi-Prinzen Al Walid – mit der Aussicht auf einen Börsengang als kleine Mitgesellschafter gewonnen.

Nun macht er das Versprechen, über einen Umweg, wahr: Auf mittlere Sicht können die Investoren ihre Minianteile an der Börse platzieren. Und Kirch kann sich über Kapitalerhöhungen oder Wandelanleihen frisches Geld besorgen.

Ein zu starkes Vorpreschen fremder Investoren will Hahn freilich nicht zulassen: „Die Kirch-Gruppe wird immer eine klare Mehrheitsbeteiligung behalten.“

Vor allem der US-Kabelunternehmer John Malone, der bereits indirekt an Kirchs Pay-TV-Laden beteiligt ist, soll aus KirchMedia partout rausgehalten werden.

Konzernvize Hahn diplomatisch: „Dass Malone Interesse haben soll, habe ich bisher nur in der Zeitung gelesen.“

HANS-JÜRGEN JAKOBS

das Verhältnis umgekehrt.“ Denn Kirch, davon sind die neuen Herren bei Springer überzeugt, wird im kommenden Jahr Schwierigkeiten haben, seine finanziellen Pflichten zu erfüllen: 1,6 Milliarden Mark für Springer, über drei Milliarden Mark, die er vermutlich an den australisch-amerikanischen Medienboss Rupert Murdoch zahlen muss, eine Milliarde Mark Verlust, die sein hochdefizitäres Bezahlfernsehen Premiere macht – es wird eng für den alten Fuchs aus München, da sind sich Döpfner und seine Vertrauten sicher. Börsengang hin, Börsengang her.

Zudem hat sich der Wert von Kirchs Springer-Anteilen innerhalb von anderthalb Jahren durch den katastrophalen Aktienkurs von 4 Milliarden auf 1,7 Milliarden Mark mehr als halbiert. Die Anteile aber sind hoch beliebt und komplett verpfändet. Woher also will er das Geld nehmen? Wo er doch nächstes Jahr noch nicht einmal seine 38 Millionen Mark Springer-Dividende kassieren wird, die wegen ökonomischer Erfolglosigkeit aller Voraussicht nach ausfallen wird.

Über kurz oder lang wird Kirch seine Springer-Anteile verkaufen müssen. Davon ist man zumindest in Hamburg und Berlin überzeugt. Und dann endlich – so die Vision – kann Springer unbeschwert wachsen und gedeihen, möglicherweise mit der Hilfe eines deutlich sympathischeren Großinvestors.

Und Kirch? Der schickt seinerseits seine Getreuen vor und spielt alles herunter. Wir zahlungsunfähig? Nie im Leben! Die Springer-Anteile? Werden definitiv nicht verkauft! Unstimmigkeiten mit der neuen Führung und der Mehrheitsaktionärin? Ein wundervolles Verhältnis tiefen Vertrauens! Der Döpfner? Ein toller Hecht! Hat alle Chancen, hat Freiheiten wie kein Vorstandschef vor ihm, kann den Konzern nach Belieben umkrepeln!

Ach, und auf einen Punkt möchte man noch hinweisen: Wenn von Springer keine unternehmerische Zusammenarbeit erwünscht ist, verändert sich natürlich der Charakter des Investments. Keine unternehmerische Beteiligung mehr, sondern ein reines Finanz-Engagement, das dann vor allem unter Rendite-Gesichtspunkten bewertet wird.

Da ist sie, die unverhüllte Drohung aus München. Denn Rendite ist bei Springer zurzeit ein Fremdwort. Bereits im allgemeinen Boomjahr 2000 ist der Gewinn des Verlags dramatisch eingebrochen: um 35

Prozent auf 192 Millionen Mark. In diesem Jahr sieht es noch bitterer aus. Vor zwei Wochen hat der Konzern eine Gewinnwarnung herausgegeben. Wie alle Medienhäuser leidet auch Springer unter der abgeschlafften Konjunktur und den gestiegenen Papierpreisen.

Besonders hart aber hat es den Verantwortungsbereich von Döpfner getroffen: Nach internen Berechnungen wird sich der Gewinn im Zeitungsbereich in diesem Jahr fast halbieren. Allein die „Welt“ hat im ersten Halbjahr bereits über 50 Millionen Mark Verlust gemacht. Die elektronischen Medien und Multimedia, die im vergangenen Jahr noch Gewinne in zweistelliger Millionenhöhe abgeworfen haben, liegen nach den ersten sechs Monaten mit sechs Millionen Mark im Minus.

Kaum vorstellbar, dass Kirch die miesen Zahlen klaglos hinnehmen wird. Im Verlag sorgt bereits ein Brief seines Chefstrategen Ruiz de Vargas an den Aufsichtsrat für Unruhe. Darin stellt die Kirch-Gruppe detaillierte Fragen nach dem desaströsen Springer-Engagement bei „bild.de“, das allein in diesem Jahr über 30 Millionen Mark Verlust einfahren wird.

Bei der Aufsichtsratsitzung im Oktober wird Kirch zum ersten Mal „seine Folterwerkzeuge auf den Tisch legen“, befürchtet ein Konzernmanager. Gut möglich, dass demnächst die bewährte Blockade-Politik wieder einmal den Verlag lähmen wird. Mit seiner Minderheitsbeteiligung kann Kirch letzten Endes zwar kaum etwas verhindern, doch durch ständige Störmanöver den Konzern bleibend schädigen.

Der Döpfner-Kurs wird in München mit tiefem Misstrauen beobachtet, seine Hoffnung, Kirch werde seine Springer-Anteile irgendwann verkaufen müssen, als naiv belächelt. Bisher habe der Filmhändler noch nie etwas verkauft, und das gelte erst recht für das Springer-Paket, das als strategisches Engagement betrachtet wird. Nach wie vor macht sich Kirch Hoffnungen, irgendwann einmal den ganzen Verlag zu übernehmen – eine optimale Ergänzung zu seinem TV-Imperium.

Gut möglich, dass inzwischen auch Döpfner erkannt hat, wie riskant seine Strategie ist. „Die in München nehmen das doch sportlich“, macht sich ein Vertrauter Mut. Vermutlich eine folgenschwere Fehleinschätzung. „Kirch“, sagt ein langjähriger Bekannter des Filmhändlers, „hat noch nie etwas sportlich genommen.“

KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN



JOSE GIBRAS

Noch-Verlagschef Fischer

Ebenso glücklos wie hoch bezahlt

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wer bietet den besten Deal?“

Medienunternehmer John Malone über seine Kabelpläne in Deutschland, seine umstrittenen Geschäftsmethoden und die Zukunft des Fernsehens



JOHN WILTSE

John Malone

gilt als einer der Pioniere des Kabelfernsehens. Nach einem Wirtschaftsstudium und Stationen bei der Telefonfirma AT & T und der Unternehmensberatung McKinsey stieg der Yale-Absolvent bereits Anfang der siebziger Jahre ins TV-Geschäft ein. 1998 verkaufte Malone, heute 60, sein Kabelimperium für umgerechnet 86 Milliarden Mark an AT & T, behielt aber die Kontrolle über seine Firma Liberty Media, die Beteiligungen an weltweit über 100 Medienunternehmen hält.

SPIEGEL: Mr. Malone, Sie werden für rund fünf Milliarden Dollar einen Großteil des Kabelnetzes der Deutschen Telekom kaufen und kontrollieren damit von Denver aus, was über 20 Millionen Fernsehzuschau-

Das Gespräch führten die Redakteure Stefan Aust und Jan Fleischhauer.

Ins Netz gegangen

Künftige Schlüsselrolle von Liberty Media im Geschäft mit der Kommunikation

PROGRAMMANBIETER



er in Deutschland sehen können. Werden Ihre Kabelkunden bald auf einigen Programmplätzen ganz neue Sender finden?

Malone: Zunächst müssen auch wir uns an die deutschen Mediengesetze halten, und das bedeutet, dass wir nicht einfach frei entscheiden können: Dieses Programm nehmen wir mit und dieses nicht. Sender, die heute eine Lizenz in Deutschland besitzen, werden auch in Zukunft über Kabel zu sehen sein, daran wird sich nichts ändern.

SPIEGEL: Sie bestimmen in Zukunft nicht nur über den Netzzugang, Sie entscheiden auch, auf welchem Kanal welches Programm zu sehen ist. Medienpolitiker fürchten, dass Sie vor allem kleinere Sender auf unattraktive Plätze schieben könnten und Ihnen genehme Programme bei der Platzvergabe bevorzugen.

Malone: Ich weiß, es gibt diese Ängste, aber das ist nicht die Richtung, in die wir denken. Wir wollen es den Fernsehzuschauern so einfach wie möglich machen, sich im Kabel zurechtzufinden, da ist kein Platz für Spielchen.

SPIEGEL: Bislang können die deutschen Kabelkunden rund 30 Kanäle empfangen, wie viele werden es in Zukunft sein?

Malone: Das Schöne am Kabel ist, dass sie aus einem analogen Kanal mittels Kompression zehn digitale machen können. Wir müssen also nur vier oder fünf Kanäle entsprechend umwandeln und haben dann mit einem Schlag 50 neue Programmplätze. Das sollte für den Anfang reichen.

SPIEGEL: Und womit wollen Sie die neuen Kanäle füllen?

Malone: Wir haben eine ganze Liste von Programmen, die schon irgendwo auf der Welt erfolgreich ausprobiert wurden und

die man für das deutsche Publikum adaptieren könnte. Wir werden uns beispielsweise mit den Leuten vom Weather Channel zusammensetzen und sie fragen, ob sie schon mal daran gedacht haben, einen Wetterkanal in Deutschland aufzumachen. Manches rechnet sich einfach nicht als landesweit ausgestrahltes, analoges Programm, dafür ist die Nische zu klein, aber als digitales Spezialprogramm für eine Pay-TV-Plattform ist es möglicherweise perfekt geeignet.

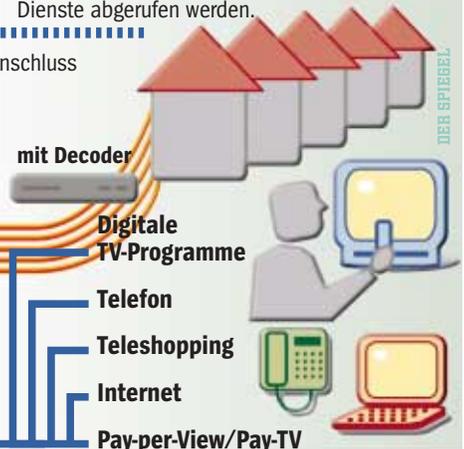
SPIEGEL: Sie halten Beteiligungen an einer Reihe von Fernsehsendern, zum Beispiel knapp die Hälfte am Discovery Channel und 18 Prozent am Medienkonzern News Corp. Ihres Freundes Rupert Murdoch. Werden Sie versuchen, sich auch an deutschen Medienunternehmen zu beteiligen?

Malone: Natürlich suchen wir Partner und Investoren, mit denen wir neue Programme entwickeln können. Ich hoffe, dass die deutschen Medienunternehmen die Chancen sehen, die das Kabel bringt. Wir können schließlich nicht von Denver aus den Leuten sagen, was sie zu sehen haben.

SPIEGEL: Bislang wird der deutsche Fernsehmarkt von den öffentlich-rechtlichen Sendern und zwei großen privaten TV-Familien dominiert: der RTL-Gruppe, die zu Bertelsmann gehört, und den Kirch-Sendern Sat.1 und ProSieben. Keine dieser Gruppen hat Ihre Angebote zur Zusammenarbeit besonders freudig aufgenommen.

PRIVATE HAUSHALTE

Die Haushalte sollen zunächst das bisherige analoge Kabelprogramm weiter nutzen können. Mit einem digitalen Decoder können zusätzliche Dienste abgerufen werden.



Malone: Dass man sich nicht nur Freunde macht, wenn man plötzlich auf der anderen Seite der Straße auftaucht, ist doch klar. Einer der Gründe, warum wir als harte, gemeine Kerle gelten, ist ohne Zweifel, dass wir Wettbewerb ziemlich ernst nehmen. Wir sagen den Firmen, die mit uns ins Geschäft kommen wollen: Okay, wir haben hier noch drei andere Offerten, wer bietet den besten Deal? Jede Handelskette macht das so. Wir sind auch nichts anderes als ein Großeinkäufer für unsere Kunden. Wir kaufen zu Großhandelsbedingungen und verkaufen über unsere Kette.

SPIEGEL: Die Deutschen sind äußerst sparsam, wenn es darum geht, für zusätzliches TV-Angebot zu bezahlen. Was macht Sie so sicher, dass Sie die Fernsehgewohnheiten in einem Ihnen fremden Land nachhaltig verändern können?

Malone: Es ist schwer, den Deutschen Fernsehen zu verkaufen, ich weiß. Aber je weniger jemand fernsieht, desto eher braucht er Kabel. Niemand will zwischen 50 oder gar 200 Kanälen hin und her zapfen, um zufällig auf das zu stoßen, was ihn wirklich interessiert. So erfolgreiche Sender wie der History Channel bieten ein sehr spezielles Angebot für eine klar definierte Zielgruppe.

SPIEGEL: Nirgendwo auf der Welt können die Zuschauer so viele Fernsehsender frei empfangen wie in Deutschland, und das

zum Teil in beachtlicher Qualität. Auch das schreckt Sie nicht?

Malone: Glauben Sie mir, ich kenne all diese Argumente zur Genüge. Als wir in den Staaten mit Kabel angingen, wedelten die großen Fernsehstationen mit ihren Riesensbudgets und sagten uns: Was immer ihr Typen anschleppt, wir werden es größer und besser machen. Also zogen sie los und kauften alles, was sie bekommen konnten. Manches kauften sie nur, damit wir es nicht zeigen konnten, und legten es in ihre Lagerhallen, wo es noch heute liegt. Nur: Man kann Kreativität auf Dauer nicht totkaufen. Und manche Nische ist einfach zu klein, um die Aufmerksamkeit eines großen Senders zu wecken.

SPIEGEL: Wie groß muss eine Nische sein, damit sie sich für Liberty Media rechnet?

Malone: Wir haben zum Beispiel Pat Robertson unter Vertrag genommen, einen der Führer der religiösen Rechten in den USA. Wir nannten das Programm Family Channel, und wie sich schnell herausstellte, war es für 15 Prozent der amerikanischen Haushalte, die sich dem christlichen Fundamentalismus zurechnen, genau das Richtige. Wir gingen zur katholischen Kirche und lancierten Mutter Angelica und ihren Kanal, so schnappten wir uns noch einmal ein Pro-

zent der katholischen Haushalte. Ich weiß nicht, woran die Deutschen besonders interessiert sind. Romantische Liebesgeschichten? Mystery? Was immer es ist, wir werden es ihnen bieten.

SPIEGEL: Ohne Spielfilme werden auch Sie nicht auskommen, und ein Großteil der



Malone-Beteiligung Discovery Channel
„Der Bildschirm als Fenster zur Welt“

deutschen Pay-TV-Rechte liegt bei Leo Kirch. Der aber hat gerade erklärt, dass er all seinen politischen Einfluss nutzen will, um seine Interessen zu schützen.

Malone: Kirch hat sich festgefahren. Er braucht uns definitiv. Er braucht uns, um die Probleme mit seinem Decoder in den



STEFAN ELLERINGMANN / BILDERBERG

Hightech-Wohnung (im Microsoft-Forschungslabor): „Ich weiß, es gibt Ängste“

Griff zu bekommen, und er braucht uns, um endlich auf vernünftige Reichweiten zu kommen. Für uns jedenfalls wäre es hilfreich, wenn wir mit ihm ins Geschäft kommen könnten, anstatt uns mit ihm zu zerstreiten.

SPIEGEL: Kirch bemüht sich seit Jahren, die Deutschen von den Vorteilen des Bezahlfernsehens zu überzeugen. Bislang hat er dabei nur Milliardenverluste angehäuft.

Malone: Dass Kirch etwas übertriebene Erwartungen hatte, scheint mir offensichtlich. Er hat sich einfach übernommen. Ich habe noch nie jemanden im Kabel-

geschäft erfolgreich gesehen, der den Kunden ein neues Abonnement verkaufen will und gleichzeitig auch noch ein teures Gerät.

SPIEGEL: Zumal der Decoder, den Kirch anbietet, einige Macken hat.

Malone: Das kommt noch hinzu. Kirch hat versucht, das Rad neu zu erfinden, und das ist nun einmal ziemlich schwer. Wir werden Kirch nicht bei den Programmkosten helfen können. Er kann natürlich nach Hollywood gehen und den Leuten dort die Ohren voll heulen und hoffen, dass sie ein wenig Verständnis zeigen für seine Finanzprobleme. Viel Verständnis haben die

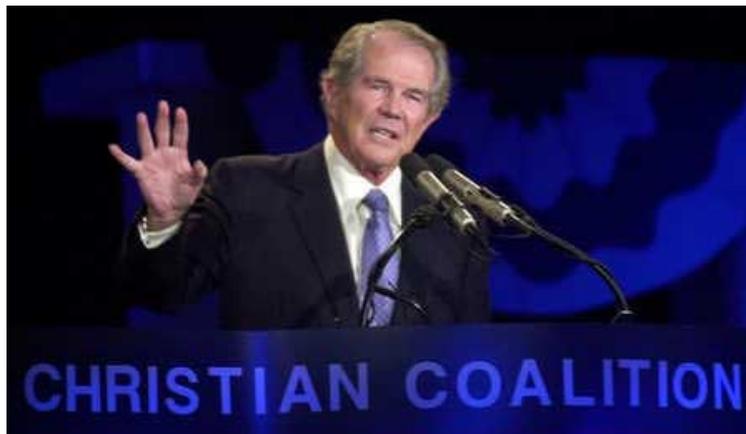
se Jungs allerdings nicht, das ist jedenfalls meine Erfahrung. Bei der Technik können wir ihm aber unter die Arme greifen. Ich bin seit über 30 Jahren in diesem Geschäft. Ich kenne die Anbieter, ich kenne die Software, und ich weiß, wie Kostenkurven aussehen müssen.

SPIEGEL: Haben Sie schon einmal daran gedacht, Premiere World einfach ganz zu übernehmen? Ihr Partner Murdoch besitzt heute schon 22 Prozent der Anteile, das ließe sich ja ausbauen.

Malone: Schwer zu sagen, wie sich die Dinge entwickeln, wenn wir erst einmal auf dem Markt sind. Andererseits glaube ich nicht, dass wir unbedingt Eigentümer von Premiere werden müssen, um die Dinge dort zum Laufen zu bringen.

SPIEGEL: Wann läutet Liberty Media das digitale Fernsehzeitalter in Deutschland ein?

Malone: Ich rechne im Augenblick damit, dass wir etwa fünf bis sechs Monate brauchen, um den ganzen Regulierungskram zu erledigen und den Kauf juristisch wirklich abzuwickeln. Sobald wir einigermaßen sicher sein können, dass die Kartellbehörden keine größeren Einwände haben, werden wir damit beginnen, das Netz auszubauen und ein gutes Angebot zusammenzustellen. Um eine ausreichende Zahl von Decodern zu bekommen, die unseren Ansprüchen genügen, braucht es vielleicht noch einmal ein halbes Jahr. Starttermin ist



Malone-Projekte Family Channel*, Weather Channel: „Wir können nicht von Denver aus sagen, was Sie zu sehen haben“

also voraussichtlich in einem Jahr, wenn die Leute aus dem Urlaub zurückkommen.

SPIEGEL: Haben Sie schon entschieden, welchen Decoder Sie anbieten wollen?

Malone: Wir werden vermutlich die Set-topbox nutzen, die sich in den USA als Standard durchgesetzt hat, sie der europäischen Norm anpassen und so aufrüsten, dass man damit auch ins Internet kann. Das ist die Zukunft des Fernsehens: der Bildschirm als Fenster zur Welt, über den Sie jede Art von Daten empfangen und verschicken können.

SPIEGEL: Was soll der Decoder kosten?

Malone: Wir denken daran, die Box allen Abonnenten kostenlos anzubieten, und es wird auch nicht ein Decoder sein, es wird eine ganze Familie geben. Für den Einsteiger werden wir ein Modell anbieten, das ihm den Empfang einer Reihe neuer Kanäle erlaubt, ausgestattet mit einem einfachen Rückkanal. Am anderen Ende des Spektrums wird eine Box stehen, die einen eingebauten Videorecorder besitzt und alle möglichen weiteren Funktionen, so eine Art internetfähige Hochgeschwindigkeits-Multimediamaschine.

SPIEGEL: Bislang zahlt ein Kabelkunde in Deutschland zwischen 12 und 26 Mark, dabei wird es kaum bleiben können.

Malone: Wir sind uns über die Gebührenstaffel noch nicht ganz einig, doch der

Einstiegspreis wird irgendwo zwischen 20 und 30 Mark liegen, inklusive des Decoders. Es ist die alte Busgeschichte: Ist der Fahrpreis zu hoch, fährt kaum jemand mit, so dass Sie laufend die Preise erhöhen müssen. Ist das Ticket hingegen billig genug, steigt jeder gern ein, und das Geschäftskalkül könnte aufgehen.

SPIEGEL: Das heißt die Preisspanne liegt zwischen 25 Mark und ...

Malone: ... was immer Sie auszugeben bereit sind und ein Programmanbieter wie Kirch an Gebühren nehmen will. Wir wollen Kirch nicht vorschreiben, was er verlangen soll. Wir möchten nur, dass er sich vom Alles-oder-nichts-Prinzip verabschiedet. Ich würde Kirch gern davon überzeugen, dass es mehr Sinn macht, vier Pakete mit jeweils sieben Kanälen zu schnüren anstatt eines einzigen ziemlich teuren. Die Leute sollen selbst auswählen, wie viel sie ausgeben wollen und wofür. Und wer gleich mehrere Pakete nimmt, der bekommt einen Discount.

SPIEGEL: Ihr Erfolg hängt davon ab, ob bei den Zuschauern ein Gewöhnungseffekt einsetzt.

Malone: Der Decoder ist der Schlüssel zu allem. Hat man diese Plattform einmal im Haus, dann schwinden erst die psychologischen Hemmschwellen und dann die finanziellen.

SPIEGEL: Was kommt in Ihrem Geschäftsplan nach der Ausrüstung aller Kabelhaushalte mit Decodern?

Malone: Ich habe immer ans interaktive Fernsehen geglaubt. Ein Großteil der Fernsehwerbung fordert die Zuschauer auf, etwas zu kaufen oder zu bestellen. Nur leider gibt das Fernsehen den Leuten bislang keine Möglichkeit dazu, jedenfalls nicht von ihrem Sessel aus. Stellen Sie sich nur einmal vor, wenn Sie nur zur Fernbedienung greifen müssen, um ein Produkt zu ordern – das wird die WerbeWelt radikal verändern. Das kann kein Satellit und keine Antenne, dazu

brauchen Sie das Kabel, weil nur das Kabel die Möglichkeit bietet, einen Rückkanal zu installieren. Das ist die Karotte, die wir den großen Medienunternehmen hinhalten: Wenn ihr Jungs in diesem Spiel mitspielen wollt, müsst ihr euch uns anschließen.

SPIEGEL: Bei den fünf Milliarden Dollar, die Sie an die Deutsche Telekom für das Netz zahlen, wird es nicht bleiben. Was müssen Sie für die Decoder bezahlen, die Sie kostenlos verteilen wollen?

Malone: Wenn jeder unserer Kabelkunden einen erhält, sicherlich noch einmal anderthalb Milliarden Dollar. Der Ausbau des Kabelnetzes wird uns noch einmal ein oder zwei Milliarden kosten. Und dann werden wir natürlich kräftig ins Programm investieren. Also alles in allem werden wir zusammen mit denen, die sich an diesem Projekt beteiligen wollen, sicherlich bei zehn, vielleicht auch zwölf Milliarden Dollar landen. Aber das kostet es nun mal, wenn man eine Industrie aufbauen will.

SPIEGEL: Wann rechnen Sie erstmals mit Gewinnen?

Malone: Wir sprechen über ein sehr langfristiges Investment. Das ist nicht gerade das, was man Ihnen an der Harvard Business-School beibringt. Aber ich muss mich zum Glück auch nicht an Quartalsbilanzen messen lassen. Wenn mich Leute auf Pressekonferenzen nach meinen Gewinnen im nächsten Vierteljahr fragen, antworte ich ihnen, dass sie leider auf der falschen Veranstaltung sind.

SPIEGEL: „Ich bin lieber ein guter Kerl als ein schlechter“, haben Sie einmal über sich gesagt. „Aber ich bin lieber ein reicher schlechter Kerl als ein armer guter.“ Gilt dieser Satz noch?

Malone: Natürlich, absolut. Aber ich denke, dass ich mittlerweile Geld genug habe, dass ich ein reicher Kerl sein kann, ohne ein böser sein zu müssen. Ich habe so viel Geld verdient, dass mich das Geld nicht mehr interessiert. Das ist jetzt nur noch die Liebe zum Spiel, die mich treibt. It's fun, wie man bei uns sagt.

SPIEGEL: Mr. Malone, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Malones Goldesel

Beteiligungen der Liberty Media

Sprint PCS	Mobilfunk	21%
AOL Time Warner	Medienkonzern	4%
Discovery	TV-Dokumentationskanäle	49%
Liberty Digital	Digital-TV und Internet	92%
Starz Encore	Pay-TV	100%
QVC	Teleshopping	43%
USA Networks	Kabelfernsehen, Internet-Dienste	21%
News Corp.	Medienkonzern	18%
Telewest Communications	Kabel-TV, Telefondienste und Internet	25%
Motorola	Handy- und Chiphersteller	4%
UnitedGlobalCom	Breitbandkabeldienste	43%

* Mit US-Fernsehprediger Pat Robertson.

KARRIEREN

„Wie ein Filmriss“

Ab Freitag fragt Günther Jauch wieder: „Wer wird Millionär?“
Im Mai gewann Marlene Grabherr, die sich
seitdem eher fragt: Macht Geld glücklich? Von Thomas Tuma



Gewinnerin Grabherr, Quizmaster Jauch: „Schon die Hälfte verjubelt“

Am Anfang waren die Bilder. Das war am 20. Mai, und in der RTL-Show „Wer wird Millionär?“ hüpfte eine dicke Frau in einer lavendelfarbenen Bluse durch Funken sprühendes Feuerwerk und presste einen hölzernen Günther Jauch an ihr großes Herz. Die Frau hieß Marlene Grabherr, 48, und hatte gerade eine Million Mark gewonnen.

Tuschtata ... eine Million! Wahnsinn! Irre! Unglaublich! Sie war überhaupt erst die zweite Hauptgewinnerin nach einem Geschichtsprofessor aus Münster. Frau Grabherr ist eine arbeitslose Bürokauffrau aus Gottmadingen am Bodensee. Noch mehr unglaublich irrer Wahnsinn und Wirgönnen-es-dir-Marlene-Geschrei.

Dann kam das Wort. Und das Wort hatte „Bild“. Und „Bild“ sprach: „Jauchs Millionärin im Geldrausch“. Das Boulevardblatt hatte schon Lothar Kuzydlowski verfolgt, den danach alle nur „Lotto-Lothar“ nannten, weil er mit seinem Bruder 7,8 Millionen Mark gewonnen hatte.

„Bild“ war damals immer am (Ball-)Mann: bei den Orgien auf Mallorca oder sonstwo, beim Lamborghini-Kauf und natürlich bei Kuzydlowskis Beerdigung. Exitus im Glücks- und Wodka-Rausch. Seit her hat „Bild“ eine Art Abonnement auf Neureichen-Schicksale.

Da kam Frau Grabherr gerade recht, die sofort zur „Millionen-Marlene“ gekürt und mit Sätzen zitiert wurde wie: „Ich habe

Wenig Millionäre

Gewinne bei der 6. und 7. Staffel von
„Wer wird Millionär?“ (RTL; 12. Januar bis 25. Mai 2001)

135 Kandidaten

Gewinn pro Kandidat

Frauen: **59 550** Mark

Männer: **48 907** Mark



Verteilung der Gewinnsummen

1 x 1 000 000 Mark

4 x 250 000 Mark

16 x 125 000 Mark

23 x 64 000 Mark

47 x 32 000 Mark

14 x 16 000 Mark

2 x 8 000 Mark

25 x 1 000 Mark

3 x kein Gewinn

Gesamtsumme **7 241 000** Mark

schon die Hälfte verjubelt.“ Das war im Juli und gab Anlass zur Sorge: War die Frau bereits auf dem Weg zum nächsten Lamborghini-Händler?

Die Spurensuche führt in eine Art Dauer-Gartenbauausstellung mit Wiesen und Weiden und einer Autobahn, die bis Gottmadingen reicht. In vielerlei Hinsicht ganz unten. Schweizer Grenze eben. Es ist August. Es ist heiß. Auf dem Beifahrersitz: ein RTL-Redakteur und offizieller Grabherr-Beauftragter des Kanals mit Schreibblock voller Fragen der Sorte: „Macht Geld glücklich?“

Der RTL-Mann scheint schon mehr zu wissen. Er macht ein Sie-werden-ja-sehen-Gesicht und erzählt, wie das damals alles begann mit Marlene und der Million.

Schon Monate vor der Show hatte Frau Grabherr versucht, sich via Telefon-Hotline zu bewerben. Immer wieder. Wer mit viel Glück durchkommt, muss eine Quizfrage richtig beantworten. Wer Glück hat, wird zurückgerufen für weitere Fragen. Wer dann immer noch im Spiel ist, wird ins Kölner Studio eingeladen. So zwängte sich Frau Grabherr im Mai auf das Sesselchen zwischen den Scheinwerferkegeln, ihr Mann Edgar saß im Publikum. „Das wird in einer Katastrophe enden“, irrte Jauch nach der 250 000-Mark-Frage.

Wer weiß schon, dass Astrid Lindgrens Romanheldin Lotta in der Krachmacherstraße wohnt? Dass der Steinpilz nicht zu den Lamellenpilzen gehört? Dass der Buddhismus keine Schutzengel kennt und die Bee-Gees-Zwillinge Maurice und Robin heißen? Frau Grabherr wusste es auch nicht, riskierte und riet eine Menge, und sie riet richtig.

Noch in der Nacht fuhr die Gewinnerin mit ihrem Edgar wieder nach Hause, weil er am nächsten Mittag Schicht hatte in seiner Schweizer Kunststoff-Fabrik. Sie selbst kann sich kaum noch erinnern: „Das ist wie ein Filmriss“, sagt sie.

Danach lud RTL die beiden zu einer Italien-Reise ein, um das kinderlose Paar mit dem kleinen Medien-Einmaleins vertraut zu machen. Das sah dann so aus, dass „Bild“ und RTL wieder Fotos machen durften, die nun unter Glas über der Couch in Gottmadingen hängen: Grabherr beim Eisessen, auf dem Balkon von Romeo und Julia, im Stadion von Mailand.

Seither sind drei Monate vergangen. Das Wohnzimmer der Grabherrs schreit wie seine Bewohner immer noch nicht: Hurra, hier kommt die Spaßfraktion! Nur die Promenadenmischung „Bingo“ ist sehr lebendig und klafft blutrünstig jeden Unbekannten in Grund und Boden.

Im Flur steht eine Kiste Bier, in der Schrankwand ein Stapel Lexika, mit denen „Millionen-Marlene“ Flüsse und Groß-

städte gepaukt hatte vor der Show. Aus der Küche grunzt Edgar Unverständliches. Neben seinem „Industriemeisterbrief“ sind die bunten Italien-Erinnerungen der einzige Wandschmuck.

Darunter sitzt nun Marlene Grabherr und erzählt von dem ersten Korb voll Post, der auf sie wartete, als sie aus Italien zurückkam. Eine Frau aus Norddeutschland brauchte 50 000 Mark, um die Schulden ihres Sohnes zurückzuzahlen. Ein Ehepaar aus der Eifel bot für 200 000 Mark eine Geschäftseinlage an, die „nach

maximal drei Jahren erste Gewinne abwirft“.

So geht das dauernd: Einer schrieb, er sei von Atomstrahlen verseucht. Ein vermeintlicher Opernsänger schickte ein Tonband auf der Suche nach einer Mäzenin. „Wenn ich da anfangen würde ...“, sagt sie und fängt gar nicht erst an.

Schmähbriefe zerreißt die Adressatin gleich. Haustrbesuche wimmelt sie ab, wenn RTL sie vorher nicht angekündigt hat wie diesmal. Bingos Augen blitzen hungrig. „Man wird misstrauischer“, sagt Frauchen. Noch misstrauischer.

Am nettesten waren noch die Leute auf der Bank in Radolfzell. Sie hatte vorher ja nicht mal ein eigenes Konto. Wenn Frau Grabherr die glücklichsten Momente ihres Lebens einordnen müsste, dann gehörte der Tag der Überweisung „nach ganz oben“.

Plötzlich war sie da: die Eins mit sechs Nullen auf dem Konto.

Aus der Küche grunzt Edgar Unverständliches. Er muss erst übermorgen wieder zur Schicht. Sieben Tage in der Schweiz. Drei Tage zu Hause. „Millionen-Marlene“ hat viel Zeit.

Der Küchentisch ist übersät von einem Berg ausgefllter Kreuzworträtsel. Sie tippt Lotto, bekam aber schon mal fünf Richtige nur ein paar hundert Mark. Beim Telefonspiel einer Show von Frank Elstner hat sie vor Jahren 10 000 Mark gewonnen.

Sie sieht überhaupt viel fern. Eigentlich den ganzen Tag. Die ganze Woche. Auf dem Tisch liegen zwei Programmzeitschriften, daneben drei Fernbedienungen für Videorecorder, Pay-TV-Decoder und den mattschwarzen TV-Container, den sie schon vor dem großen Reichtum gekauft hat.

Neulich hat sie sich eine brillantbesetzte goldene Armbanduhr gegönnt, die sie aber nicht beim Juwelier sah, sondern im Versandhauskatalog, auf dessen Segnungen sie noch leidenschaftlicher schwört, seit sie eine öffentliche Frau geworden ist. Rausgehen bedeutet Erkenntwerden. Erkenntwerden ist nicht immer schön.

Gab schon genug rger. Mit der Verwandtschaft zum Beispiel. Zweiter Mann ihrer Mutter. Böse Geschichte. Dieser plötzliche Neid. Will sie lieber nicht mehr drüber reden, wie die ihr zugesetzt haben. Seither herrscht auch an der Familienfront Funkstille.

Oder als ihr unterstellt wurde, sie sei in jungen Jahren ein Mann gewesen und habe sich einer Geschlechtsumwandlung unter-

zogen. Genaues weit Frau Grabherr nicht, müssen aber Nachbarn gewesen sein. „Da lauern die Neider“, lauerte „Bild“ mit, der sie davon erzählt hatte wegen Medien-Einmaleins und so. Aus der Küche dröhnt Edgars Raucherhusten.

Demnächst ziehen die Grabherrs aus der Mietwohnung aus. Zehn Kilometer weit weg in ein Fertighaus, das mit dem 471-Quadratmeter-Grundstück 472 000 Mark kostete. Der Rest wurde angelegt. Festverzinslich. Ein paar Aktien. Edgar hustet wieder, und es klingt wie „So viel ist eine Million eben auch nicht“.

Nach Las Vegas würde „Millionen-Marlene“ auf jeden Fall noch gern. Vielleicht zeigt sich RTL noch mal spendabel. Die restlichen Träume hängen ausgeträumt über der Couch. Es wird sich nichts ändern: Edgar wird weiter husten und Schicht arbeiten. Sieben Tage weg, drei Tage da. „Millionen-Marlene“ wird weiter fernsehen. Ihr Leben hat nur ein paar Nullen mehr.

Am Abend kommt auf RTL „Hinter Gittern“, diese Frauenknast-Serie. Die schaut sie sich gern an. Warum? Sie weit nicht. So halt. Wie Jauch, der am Freitag wieder startet mit der neuen Staffel

von „Wer wird Millionär?“. Sie wird keine Folge verpassen.

Bingo glotzt argwöhnisch, als der RTL-Mann mit vorsichtigem Ja-dann-wolln-wirmal-wieder-Gesicht aufsteht. Draußen im Garten vertrocknet das Gemüse unter sengender Nachmittagssonne. „Millionen-Marlene“ schwitzt.

Ihren neuen Alfa Romeo (190 PS) hat sie sich deshalb mit Klimaanlage gekauft. Das Ferrari-rote Monstrum mit dem Riesenheckspoiler steht kochend auf dem verwaisten Hof. Der Mercedes SLK, mit dem ihr Edgar neuerdings zur Schicht fhrt, kühlt in der Garage. Es ist zwar kein Lamborghini, aber Angst vor Reifenschlitzen hat Edgar dennoch.

Wenn „Millionen-Marlene“ so weitermacht, verliert sogar „Bild“ bald das Interesse an ihr. Sie bittet darum, dass die Nummernschilder auf Fotos nicht zu erkennen sind und der Ortsteil von Gottmadingen nicht genannt wird, in dem sie lebt. Medien-Einmaleins und so.

Der Grabherr-Beauftragte von RTL wirkt erleichtert. Die Haustür seiner Gewinnerin ist wieder zu, bevor der Besuch vom Hof fhrt. Eher unwahrscheinlich, sagt er, dass sein Sender noch den Las-Vegas-Urlaub sponsert. ◆



Millionärin Grabherr
„Man wird misstrauischer“

GIRA MORO / ZEITENSPIEGEL

Werbeseite

Werbeseite



Immobilien auf Rädern

Auf der Internationalen Automobil-Ausstellung in Frankfurt am Main protzt die Industrie diesmal mit elektronischen Wunderkisten – Autos voller Computer samt Internet-Anschluss und Satellitennavigation. Auf den Straßen aber ersticken Staus und Baustellen den Spaß am Fahren. Und Experten prophezeien, dass es bald noch viel schlimmer wird.

Den neuen Mercedes SL 500 halten manche Autofreaks nicht nur für eine Schönheit, das Ding denkt auch noch mit: Wenn die Radargeräte im Frontspoiler etwa erkennen, dass der 306-PS-Bolide dem lahmen Vordermann gefährlich nahe kommt, gibt der Computer sanft, aber autoritär den Bremsbefehl. Die „Parktronic“ hilft dann später beim Einparken, indem sie per Ultraschall den Abstand vorn und hinten misst. Und wenn es trotz allem doch einmal kracht, alarmiert das so genannte Sicherheitsassistenzsystem im Wagen automatisch Polizei und Notarzt.

Da mag der Erz-Konkurrent aus München nicht zurückstehen: Der neue 7er BMW ist ein rollender Computer, mit knapp 700 Funktionen. Wer den Rechner beherrscht, kann während der Fahrt die Aktienkurse im Internet abfragen oder sich über den Zustand seiner Zündkerzen informieren.

Kraftprotze wie die beiden, vollgestopft mit elektronischem Firlefanz, sind die Stars der 59. Internationalen Automobil Ausstellung (IAA) in Frankfurt. 1100 Aussteller zeigen auf der Show, was sie Neues zu bieten haben. Allein 57 Weltpremier sind angekündigt, Computer im Cockpit die Hauptdarsteller. Motto des Elf-Tage-Spektakels ab Samstag: „Faszination Auto“.

Nur: Schon die Anfahrt ins Mekka der PS-Ritter gerät zum Lehrstück über moderne Mobilität, sie zeigt die wahre Krise hinter der Glitzer-Show: „Bitte benutzen Sie die öffentlichen Verkehrsmittel“, warnte der Verkehrsfunk bereits in den vergangenen Jahren von früh bis spät, „alle Straßen um das Messegelände sind dicht.“

Was nutzt die beste Technik, die stärkste Maschine, wenn schlicht der Platz zum Fahren fehlt? Wo soll das schnellste Serienauto der Welt, der Bugatti EB 16/4 Veyron, Prestigeobjekt von VW-Konzernchef Ferdinand Piëch, seine 406 Stundenkilometer fahren; wo der neue Porsche Carrera GT seine 558 PS ausspielen?

Trotz Hightech geht es oft geradewegs in den Stau, und von Jahr zu Jahr wird die



Autofahreralltag (in Berlin): Was tun gegen den Verkehrsinfarkt?

Drängelei auf Deutschlands Straßen schlimmer. Zwischen Flensburg und Konstanz ballt sich der Verkehr täglich auf 1000 Kilometern, rund um die Großstädte Hamburg, München, Köln und Berlin geht zur Rushhour oft gar nichts mehr.

Das Automobil wird so immer mehr zur Immobilie. Der Durchschnittsamerikaner sitzt schon jetzt den drittgrößten Teil seiner Lebenszeit im Auto, fanden US-Verkehrsforscher heraus. Mehr Zeit verbringt er nur in Büro und Bett.

Das Auto bleibt zwar Hobby oder gar Fetisch, Objekt der – meist männlichen – Begierde oder Mittel zur Selbstdarstellung. Nur zu seinem eigentlichen Zweck, der Fortbewegung, taugt es immer weniger. Nach Berechnungen der Autolobbyisten vom ADAC verplempern deutsche Autofahrer im Stau 13 Millionen Stunden – pro Tag. In der gleichen Zeit verpesten 33 Millionen Liter Kraftstoff die Luft, alles in allem ein gesamtwirtschaftlicher Schaden

von 550 Millionen Mark pro Tag. Das Bundesverkehrsministerium schätzt die Kosten der Qual auf 200 Milliarden Mark im Jahr.

Mancher der Wagen, die auf der IAA vorgestellt werden sollen, zieht automatisch das Lenkrad ein, damit es der gesetztere Fahrer beim Aussteigen bequemer hat (Mercedes CL), 32 Sitzventilatoren sorgen für Frischluft am Gesäß (BMW), und selbst an das gekühlte Handschuhfach (Peugeot) hat jemand gedacht, was praktisch ist für Biertrinker.

Der Computer im Cockpit tröstet den Autofahrer von heute, zaubert etwa Spiele

Autobahn-Stau (bei Ahrensburg)
Frischluft am Gesäß



auf den Bildschirm und lässt seinen Besitzer auch nicht mehr ahnungslos in den nächsten Stau brausen: Satellitenempfänger, Navigationssysteme und elektronische Landkarten gehören oft schon zur Grundausstattung, nicht mehr nur in der Luxusklasse. Das Display informiert den Fahrer dann über das, was dieser schon längst verflucht: „Sie stehen im Stau.“

Konsequenterweise sorgt die Industrie dafür, dass anständig lebt, wer schon nicht vorankommt. Quengelnde Kinder lassen sich etwa im Ford Galaxy mit Filmen ablenken, die vom bordeigenen VHS-Video-recorder abgespielt werden.

Faxanschlüsse gehören längst zur Wahl-ausstattung der Oberklasse – wenn das Auto nicht fährt, kann man es wenigstens zum Büro umfunktionieren: Bosch arbeitet an einer Spracherkennung, mit der sich demnächst unterwegs Briefe und E-Mails diktieren lassen. Die Sekretärin ist damit überflüssig. Wenn dann auch die Klimaanlage läuft, fehlt nur noch der Gummibaum.

Freie Fahrt ist nicht in Sicht, im Gegenteil: Experten warnen, der Individualverkehr in der Bundesrepublik werde in den nächsten 15 Jahren um 22 Prozent zunehmen. Dramatischer noch ist die Lage im Güterverkehr, ein Plus von 60 Prozent bis zum Jahr 2015 halten die meisten Studien für wahrscheinlich. Wenn die EU erst nach Osten erweitert wird, dürften noch mehr Lastwagen von dort die 11.500 Kilometer deutscher Autobahn vollends verstopfen.

„Dann kollabieren unsere Straßen, dann geht hier nichts mehr“, fürchtet Polizeidirektor Helmut Simon, zuständig für den Kölner Autobahnring, mit 180.000 Fahrzeugen täglich einer der am dichtesten befahrenen Knotenpunkte Europas. Schon heute „herrscht Krieg auf den Straßen“, sagt der Kölner Regierungspräsident Jürgen Roters.

Auch der jüngste Verkehrsbericht der Bundesregierung gesteht das drohende Chaos ein. Danach werde das „Verkehrssystem in Deutschland“ bald an die „Grenzen seiner Leistungsfähigkeit“ gelangen – es sei höchste Zeit umzusteuern.

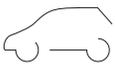
Hehre Worte für eine alte Erkenntnis: Der derzeitige Bundesverkehrsminister Kurt Bodewig (SPD) und seine zwölf Vorgänger aus allen Parteien waren sich immer darin einig, dass etwas gegen den Verkehrsinfarkt unternommen werden müsste – nur passiert ist nichts.

Von eigentlich jedem Chef im Verkehrsministerium wurde der

Autos und Mobilität



Inhalt	
Verkehrspolitik: Wird das Automobil zur Immobilie?	112
Essay: Philosoph Norbert Bolz über das unbeirrbar Auto-Ich	118
Konzerne: Comeback der „Car Guys“	122
Antriebe: Wann kommt das Brennstoffzellen-Auto?	126
SPIEGEL-Gespräch: VW-Vorsitzender Ferdinand Piëch über die Aufgaben seines Nachfolgers, Probleme bei den Töchtern Audi, Seat und Škoda und seine Abwehrpläne gegen eine feindliche Übernahme	132
Technik: Härtetests im Klimakanal	138
Zulieferer: Wachsender Preisdruck führt zu Qualitätsmängeln.....	143
Autokult: Amerikaner fahren anders	148
Motorsport: Lernen vom Rennzirkus	154
Oldtimer: Wachsender Markt für Altfahrzeuge	156
Design: Verwirrende Vielfalt von Hebeln und Knöpfchen	162



Haupt-Bösewicht eindeutig identifiziert: der Lastwagen. Schon Georg Leber, Verkehrsminister von 1966 bis 1972, wollte längere Schwerguttransporte auf den Straßen verbieten und auf die Bahn zwingen.

Die Verlegung des Güterverkehrs auf die Schiene ist ein uraltes Versprechen der Politik, und genauso alt ist die Geschichte des Versagens: Matthias Wissmann, letzter Verkehrsminister der Ära Kohl, ließ in seiner Zeit die Kürzung der Bahninvestitionen um ein Fünftel zu.

Bodewig, nach Reinhard Klimmt und Franz Müntefering bereits der dritte Verkehrsminister der rot-grünen Bundesregierung, ist kaum besser. Um 2,3 Prozent hat sich im vergangenen Jahr die Menge der Güter auf der Bahn erhöht – in den zehn Jahren zuvor war die Zahl allerdings um 28 Prozent gesunken.

Nun hat sich Bodewig vorgenommen, den Güterverkehr auf der Schiene bis zum Jahr 2015 zu verdoppeln. Ein schönes Ziel, das sich im Entwurf für den Haushalt 2002 freilich so nicht niedergeschlagen hat: Danach sinken die Investitionen in die Bahn um gut 120 Millionen Mark, 1,3 Prozent.

Selbst wenn Bodewig seinen Worten wirklich Taten folgen lassen wollte und das dann auch noch schaffen würde – der geplagte Autofahrer würde keine Erleichterung spüren: Die Zunahme des Lkw-Verkehrs würde nur ein wenig gebremst, statt 60 Prozent mehr würden sich in 15 Jahren laut Plan noch 45 Prozent mehr Lastwagen auf die Straßen quetschen.

Denn die Erfahrungen mit der Bahn seien bisher „bitter gewesen“, klagt Christoph Stehmann, Eurocargo-Geschäftsführer von Danzas, einem der größten europäischen Logistik-Unternehmen. Für ihn sind täglich mehrere tausend Lkw in Deutschland unterwegs. Der Transport mit der Bahn sei „meistens doppelt so teuer und mindestens doppelt so langsam wie auf der Straße“.

Schön für die Bahn, dass sich die Herrscher der Lastwagen-Flotten selber in den Stau manövrieren: Noch kalkuliert Stehmann mit Durchschnittsgeschwindigkeiten von 60 Stundenkilometern. Das Tempo sei freilich nicht mehr zu halten, wenn der Verkehr weiter so rasant zunehme wie in den vergangenen Jahren.

Und das wird er, allein schon, weil der Transport per Lkw trotz aller Jammerlei der Spediteurslobby immer noch ein billiges Vergnügen ist: 2000 Mark kostet eine Fahrt per Taxi von Hamburg nach München; ein Lkw, der 25 Tonnen schleppt, fährt schon für 1600 Mark.



Verkehrszentrale in Köln: „Alle Straßen sind

Die Autoindustrie will der Malaise auf den Straßen durch die so genannte Telematik entgegen – ein Kunstwort, zusammengesetzt aus Telekommunikation und Informatik. Darunter verstehen Techniker alle Systeme, die Autofahrer mit Informationen über die Verkehrslage versorgen: Im Idealfall soll der Computer im Auto per Satellit etwa nicht nur erfahren, wo er sich gerade befindet, sondern auch, dass zehn Kilometer weiter die Autobahn voll gesperrt ist – und dass Rechner und Mensch nun besser über drei Dörfer fahren.

Die Telematik könnte, so der Verband der Deutschen Automobilindustrie (VDA), einen „gravierenden Effizienzschub“ für den Straßenverkehr bringen. „Weniger Stau – mehr Mobilität“ heißt denn auch eine Studie, die der VDA zusammen mit dem ADAC sowie Bund und Ländern an der

Hilfen gegen den Stau

Digitale Vernetzung – auf dem Weg zum intelligenten Auto

Schon heute steuern oft über 40 Mikrochips die Technik eines Autos. Der Kabelbaum, der einen Großteil der Elektronik verbindet, ist nach der Karosserie und dem Motor das drittschwerste Bauteil eines Autos; alle Elektronikteile zusammen machen rund ein Fünftel des Herstellungspreises aus.

In Zukunft sollen Fahrzeuge untereinander zu einer Art rollendem Internet vernetzt werden. Dabei sollen bislang unverbundene Systeme wie Motor, Fahrwerk, Navigation, Kommunikation und Unterhaltung mitein-



Nachts werden **Fahrtinformationen** und Infrarotbilder zum leichteren Erkennen von Passanten von der Innenseite der Windschutzscheibe projiziert

Sensoren in den Reifen messen Luftdruck, Haftung, Kurvenneigung und senden per Infrarot Warnungen an das Handy des Fahrers

Scheinwerfer leuchten beim Abbiegen um die Kurve

Lenkrad, Gas- und Bremspedal werden durch einen Joystick ersetzt (Drive-by-wire)

Sensoren und Kameras überprüfen, ob der **Fahrer** wach und gesund ist

Anti-Kollisions-Radar (ACC) misst den Abstand zu Hindernissen vor dem Auto und warnt gegebenenfalls oder verstärkt die Bremsleistung

Internet-Zugang im Auto, Tastatur beispielsweise im Handschuhfach

Da die Autos selber als **Staumelder** funktionieren, könnten Staubeobachter und Verkehrshubschrauber überflüssig werden

Fahrzeuge tauschen untereinander **Verkehrs- und Wetterdaten** aus und warnen sich gegenseitig vor Staus, Nebel oder Geisterfahrem

Spursensoren warnen beim Verlassen der Spur (lane deviation system)

ander in Wechselwirkung treten. Durch den Austausch von Daten zwischen einzelnen Fahrzeugen lassen sich die bisher starren Verkehrssysteme dynamisieren. Michael Rummel, Leiter des Bereichs Mobility Management bei der Daimler-Chrysler Services AG: „Wir können den Stau nicht wegzaubern, aber wir können helfen, besser mit der Misere zu leben.“





JÖCHEN TACK / LAFI

dicht“

Technischen Universität München hat erstellen lassen.

Die Industrie lockt das glänzende Geschäft: Auf rund 120 Milliarden Mark wird der Markt für Telematik in Europa geschätzt. Wer ein Auto kauft, könnte künftig schnell ein paar tausend Mark für Überwachungs- und Steuerungstechnik loswerden.

Rund zehn Milliarden Mark haben der Staat, die EU und die Industrie schon in die Entwicklung intelligenter Systeme gesteckt. Die Erfolge sind aber bis heute mager, es fehlen einheitliche Standards und bezahlbare Hardware.

Und auch der Mensch spielt nicht mit: Zwar sind derzeit bereits auf rund 1500 Fernstraßen-Kilometern so genannte Netzbeeinflussungsanlagen montiert. Die

Leuchtschilder über der Fahrbahn sollen die Blechlawine je nach Verkehrslage steuern, das Tempo regulieren, die Standspur freigeben – oder wenigstens vor dem unvermeidlichen Stau warnen.

Doch der Autofahrer „nimmt die Signalbrücken einfach nicht ernst“, muss Polizeidirektor Simon immer wieder feststellen – was wohl auch daran liegt, dass die Signalbrücken viel zu oft aus unerfindlichen Gründen Temporeduzierung verlangen und von vielen Rasern darum als Schikane empfunden werden.

Verkehrsteilnehmer betrachteten sich zunehmend als Gegner.

Auch das kürzlich von der Bundesregierung beschlossene Anti-Stau-Programm wird kaum wirksame Abhilfe schaffen. Von 2003 bis 2007 sollen 7,4 Milliarden Mark in die „Beseitigung von Engpässen im Verkehrsnetz“ gesteckt werden. So will die Regierung jene Autobahnabschnitte auf sechs Fahrbahnen verbreitern, über die pro Tag mehr als 65 000 Fahrzeuge rollen.

Geld für noch mehr wäre da, meint der ADAC. Bundesfinanzminister Hans Eichel

Autos sind mittlerweile zu rollenden Rechnern mutiert

Um Rowdys zu packen, setzt der Polizeidirektor ebenfalls auf die Segnungen moderner Technik: Im Internet kann man sich unter www.autobahnpolizei-koeln.de ein komplettes Anzeigeformular herunterladen, mit dem etwa Drängler ohne große Mühe gemeldet werden können.

Die Online-Anzeigen bestätigen Simon in seinem Urteil, dass gediegene Autos

nicht unbedingt friedlicher machen. Die meisten der Anzeigten fahren teure Wagen – Mercedes, Audi, BMW. Außerdem seien die Rüpel zu 95 Prozent männlichen Geschlechts.

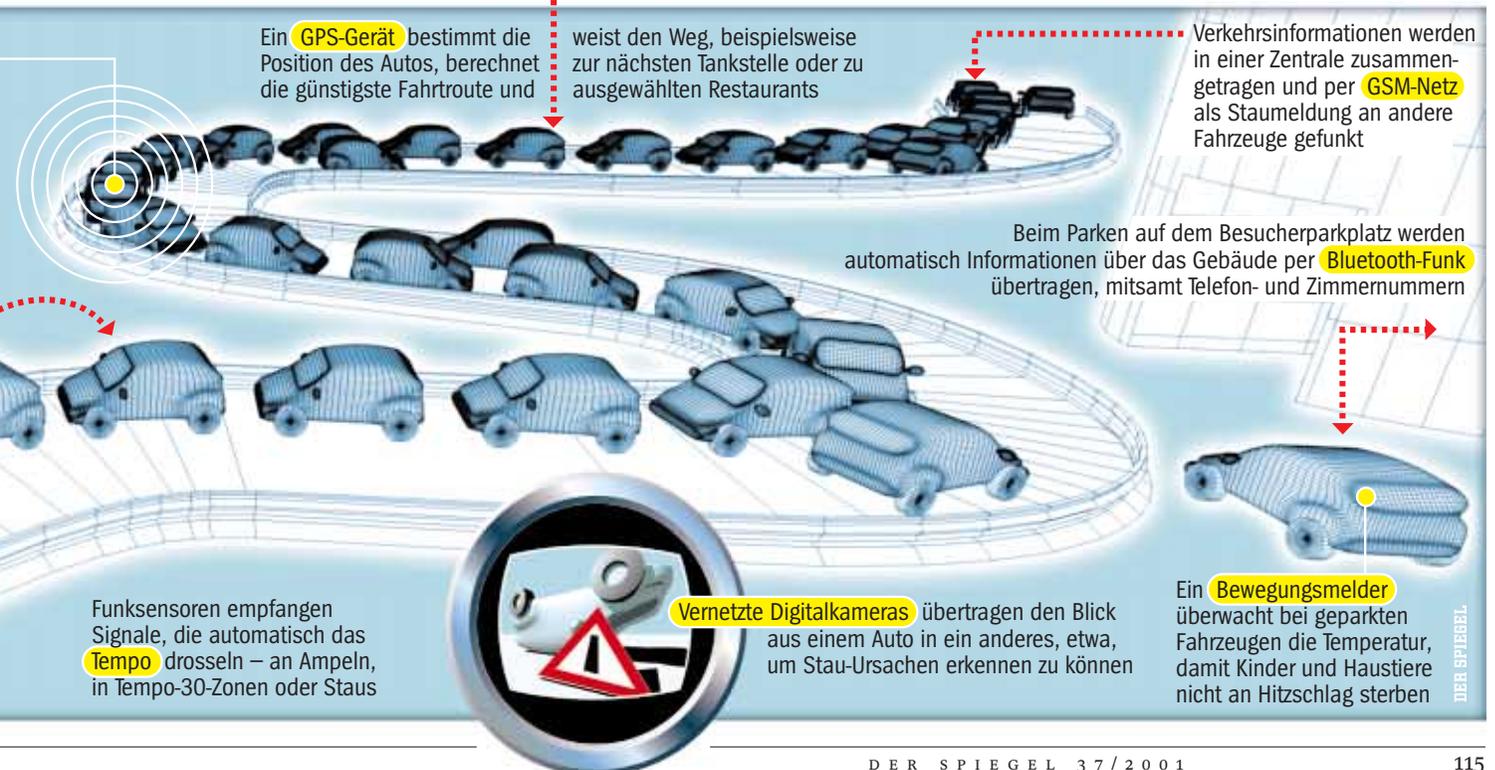
Der Mensch reagiert eben trotz „iDrive“-System (BMW) oder „Sensotronic“ (Mercedes) immer noch wie eine Ratte, die mit zu vielen anderen zusammengepfercht wird: Den Platzmangel auf Deutschlands Straßen hat Regierungspräsident Roters als „Hauptursache für aggressives Verhalten“ ausgemacht, die

und seine Kollegen in den Ländern haben im vergangenen Jahr aus Kraftfahrzeug- und Mineralölsteuer (nur Kraftstoffe) 75 Milliarden Mark eingenommen. Sie investierten 20 Milliarden in Straßenbau und -erhalt, 9 Milliarden bekam die Bahn, 1,27 Milliarden wurden für Schifffahrtswege ausgegeben – bald 45 Milliarden Mark aber flossen in die allgemeinen Haushaltstöpfe.

Minister Bodewig dämpft übertriebene Hoffnungen: ein weiterer Ausbau des Straßennetzes sei, trotz des Geldes, unmöglich, da „nicht überall genügend Platz für einen sechs- oder sogar achtstreifigen Ausbau der Autobahnen“ vorhanden sei.

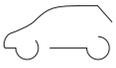
Mobilitätsforscher Helmut Holzapfel von der Gesamthochschule Kassel rechnet deshalb damit, dass sich Deutschlands Autofahrer schlichtweg „auf eine zunehmende Verlangsamung“ einstellen müssen. „Fahren Sie nach Kairo“, sagt Holzapfel, „dann wissen Sie, was morgen bei uns los ist.“

SEBASTIAN KNAUER, BARBARA SCHMID



Werbeseite

Werbeseite



ESSAY

Die Wollust des Dahinrollens

Warum hängen die Leute so am Auto? Welches sind die geheimen Antriebe der Mobilitätsgesellschaft, die „Freude am Fahren“ verspricht und doch längst im Stau erstickt?

Der Essener Philosoph Norbert Bolz über das unbeirrbar Auto-Ich des modernen Menschen.

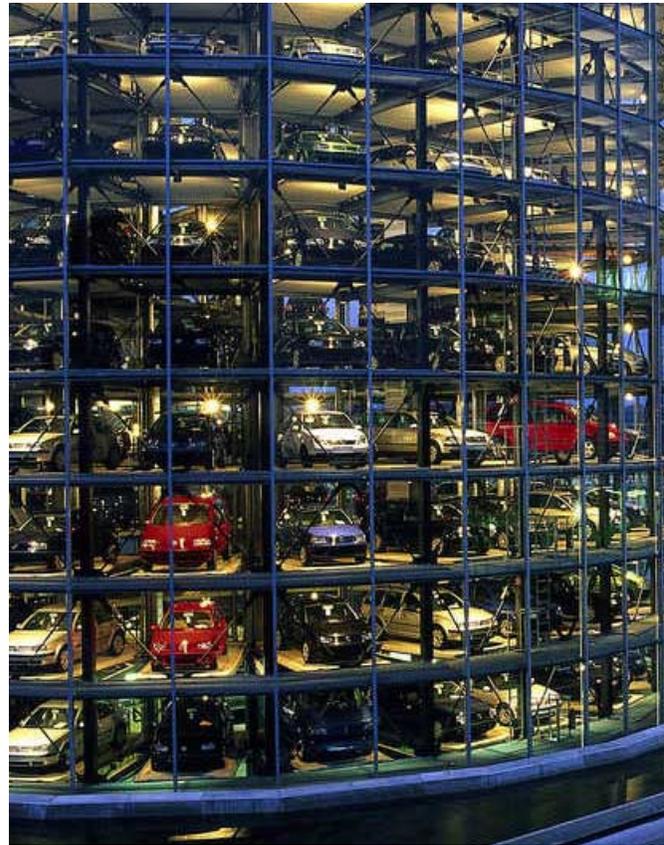
Es gibt zwei Phänomene, die umweltbewusste Verkehrsplaner und andere Volkspädagogen zur Verzweiflung treiben. Zum einen lässt der seit Jahrzehnten prognostizierte Verkehrsinfarkt genauso auf sich warten wie der Zusammenbruch des Kapitalismus. Der Verkehr in modernen Großstädten ist das eindrucksvollste Beispiel für ein sich selbst organisierendes Chaos. Und zweitens: Auch Menschen, die täglich im Stau stehen, bleiben immun gegen die regierungsoffizielle Propaganda vom Heil durch öffentliche Verkehrsmittel.

Gegen die Bürger, die sich ihre Freiheit durch freie Fahrt beweisen wollen, bringt die grüne Verkehrspolitik seit einigen Jahren das Konzept der „nachhaltigen Mobilität“ in Stellung – sei mobil ohne Automobil. Doch Nachhaltigkeit ist natürlich nur ein neuer Tarnname für Regulierung. Und hier scheiden sich die Geister. Wer sich politisch engagiert, hat auch ein natürliches Vorurteil für Regulierung. Wer dagegen, wie der freie Bürger auf freier Fahrt, meint, dass sich die Regierung zu sehr ins Leben einmischt, interessiert sich auch weniger für Politik.

Der Auto-Fan ist ein durch und durch unpolitischer Mensch. Wenn ihm etwas nicht passt, protestiert er nicht, sondern fährt weg. Exit statt Voice, um es mit den präzisen Begriffen des Soziologen Albert O. Hirschman zu sagen. Und das heißt eben: Mobilität statt Politik. Doch hinter diesem unbedingten Willen zur Mobilität stehen sehr konkrete Vorstellungen darüber, wie die moderne Welt auszusehen habe. Max Bense hat diese Alltagsphilosophie des freien Fahrens in einem Satz formuliert: „Das Auto-Ich fordert die Auto-Stadt.“

Die modernen Metropolen haben diese Forderung längst erfüllt. Der öffentliche Raum ist heute eine Funktion des Autofahrens; in vielen amerikanischen Städten ist es eigentlich gar nicht mehr möglich, eine Strecke zu Fuß zurückzulegen. Städte werden heute für Autos gebaut, nicht für Menschen. Statt Orte des Zusammenlebens zu gestalten, baut man Umgehungs- und Ausfallstraßen, das Drive-in und das Drive-through. Daraus fügt sich weltweit die Infrastruktur der „Placeless Society“ (so der Zukunftsforscher William Knoke) – einer Gesellschaft, für die Orte keine Rolle mehr spielen. Es ist deshalb von schönster logischer Konsequenz, dass sich die Placeless Society der Deutschen einen Mann an die politische Spitze gewählt hat, der sich selbst als Auto-Kanzler versteht.

Und gerade weil die Autostadt der Moderne nicht im Blick auf Menschen, sondern eben im Dienste des Autos gebaut ist, muss man den Bürgern, die mehr als freie Fahrt erwarten, Kompensationen anbieten. Ähnlich wie das Urban Entertainment Center auf der grünen Wiese ist die künstliche Autostadt von Volkswagen in Wolfsburg ein Versuch, wieder gutzumachen, dass das Auto die Urbanität aus den Städten vertrieben hat. Es ist wirklich die Probe aufs Exempel: Kein Mensch würde freiwillig nach Wolfsburg fahren; aber Millionen fahren freiwillig in die Stadt in der Stadt, von der Klaus Kocks, der Generalbevollmächtigte für Öffentlichkeitsarbeit bei VW, sehr schön gesagt hat: „Wir erzählen den Menschen das Märchen von der Mobilität. Alle Lebensstile dieser Welt sind für jeden erreichbar.“



Türme der VW-„Autostadt“ in Wolfsburg: „Wir erzählen den

Die Philosophie von Volkswagen ist klar: Das Auto ist die Ware Erlebnis. Oder genauer gesagt, es funktioniert wie ein Fetisch als Schlüssel zur Erlebniswelt. Was Nike-Town in Chicago für die Welt des Sports ist, will die Autostadt in Wolfsburg für die Welt der Mobilität sein. Ein konsequentes Kultmarketing präsentiert Marken als Mythen. Sein Urphänomen ist „the spirit of ecstasy“ von Charles Sykes, die kleine Göttin auf dem Kühler des Rolls-Royce. Wie Nike-Town ist die Autostadt ein Tempel der Lebensstile, in dem man Ernst macht mit Otl Aichers Einsicht: „Das Auto ist ein Anbetungsgegenstand, der auch eine Art Altardesign braucht.“

Solche Kunststädte in der Stadt sind keine Verkaufsflächen, sondern Schauplätze einer religiösen Inszenierung des spirituellen Mehrwerts. Markenprodukte besetzen Ideen, um sie schließlich zu ersetzen. Freiheit, Individualität und Mobilität heißen dann konkret: Auto. Es genügt, einen Werbeblock im Abendprogramm des Privatfernsehens zu betrachten, um zu verstehen, wie das Auto als Symbol von Freiheit, Abenteuer, Emanzipation oder Fa-



G. SOMMER

Norbert Bolz, 48,
lehrt Kommunikations-
und Medientheorie
an der
Universität Essen



ZIELSKE / BILDERBERG

Menschen das Märchen von der Mobilität“

milienglück funktioniert. Aber die zentrale Botschaft all dieser Verheißungen lautet: Autonomie im Automobil. Autonom ist ja, wer selbst entscheiden kann, wovon er abhängig ist. Dass ich im Stau stehe, kann ich mir selbst zurechnen. Dass der ICE mit Triebwerkschaden eine Stunde im Niemandsland steht, zeigt mir einfach nur meine Ohnmacht.

Wer gerne Bus oder Bahn fährt, wird das Auto-Ich nie verstehen. Er versteht vor allem nicht, dass es beim Autofahren nicht nur um Fortbewegung, sondern auch um Selbstdarstellung im Alltagsleben geht. Autos machen Leute. Persönlichkeit ist eine ununterbrochene Folge erfolgreicher Gesten, hat F. Scott Fitzgerald einmal gesagt. Und das heißt hier konkret: einparken, ausbremsen, Lichthupe, den Arm aus dem Fenster baumeln lassen. So wird das Auto zum Statement; es gehört zu meiner Geschichte.

Deshalb appelliert die Werbung auch längst nicht mehr an den technischen Sachverstand, sondern setzt auf Emotional Design und ködert Gefühle. „The spirit of passion“ (der neue Mercedes

SL), „the soul of Audi“ stehen zum Verkauf, und gerade auch bei Porsche spricht man nicht mehr über Technik, denn sie ist ohnehin die beste. Perfekte Technik ist die sachliche Basis, von der sich jener spirituelle Mehrwert der Autonomie im Automobil abheben kann. Prinzipiell gilt ja: Je technischer ein Sachverhalt, desto unwichtiger sein Kontext. Mein Auto fährt in Staub und Hitze Andalusiens genauso sicher wie auf der Düsseldorfer Kö. Deshalb sind Landrover und Jeeps auch bei Leuten beliebt, die den glatten Asphalt der westlichen Zivilisation niemals verlassen – sie akzentuieren das Gefühl absoluter Unabhängigkeit von der Umwelt.

Im Auto ist die Welt noch in Ordnung, das heißt überschaubar und beherrschbar – ähnlich wie am Computer. Funktionierende Technik bedarf keiner Verständigung, zum Umgang mit ihr genügt das Know-how. Das ist die eigentliche Faszination, die von der modernen Zivilisation ausgeht. Wer Auto-Muffel ist, sollte wenigstens Computer-Freak sein, um das zu begreifen. Autos wie Computer begeistern durch die Magie der Black Box, sie haben ein kompliziertes Innenleben, sind aber einfach zu bedienen. Und wer unbedingt Kulturkritisches hören möchte, den könnte man hier mit der Beobachtung bedienen: Die Intelligenz der Autos und Computer wächst, die der Fahrer und User nimmt ab.

Erfahrung macht man heute beim Autofahren. Beim Unfall auf der Gegenfahrbahn ist man live und hautnah dabei, aber doch anonym und unbelangbar geborgen hinter der Windschutzscheibe. Wie die Massenmedien bietet das Auto eine geschützte Weltwahrnehmung – sei es auf Safari, sei es in der nächtlichen Bronx oder bei der Fahrt durchs Rotlichtviertel. Es geht hier um den von Faith Popcorn beschriebenen Effekt des Cocooning, aber unter den Bedingungen absoluter Mobilität. Das Auto ist das bewegte Heim, die kontrollierte Insel im Chaos der Moderne. Und hier versagen die öffentlichen Verkehrsmittel völlig. Während einem die Mitmenschen in Bus und U-Bahn auf den Leib rücken, garantiert das Auto die Sicherheitszone des Menschen. Es bietet dem Ritter der Massendemokratie Pferd und Rüstung zugleich. Deshalb hinkt der beliebte Vergleich mit dem Panzer des Käfers. Immerhin macht er deutlich, dass das Auto-Ich nach Schutz und Aggression gleichermaßen verlangt. Oder um es mit den unsterblichen Worten von Otl Aicher zu sagen: Der Autofahrer will „das Sofa als Rakete“.

Das schönste Zeichen für das Auto-Ich ist das runde, weiße Schild mit schwarzem Schrägbalken: Aufhebung aller Streckenbegrenzungen. Zum Entsetzen aller verantwortungsbewussten Verkehrspolitiker gibt es in Deutschland noch Strecken ohne Geschwindigkeitsbeschränkung. Unser Land ist das letzte Paradies des Fahrens, allerdings ein Paradies mit Herren und Knechten. Die Herren der Automobilität fordern freie Fahrt – und werden von der freiwilligen Knechtschaft derer, die „defensiv“ fahren, behindert. Wer auf der Autobahn aus freien Stücken (aus Political Correctness? aus „Vernunft“?) Tempo 100 fährt, kommt dem sportiven Auto-Ich wie ein Geschoss entgegen, dem man reaktionsschnell ausweichen muss.

Und damit sind wir beim Raser, dessen Psychologie mehr über das Geheimnis des Autofahrens erhellt als die politisch korrek-



ten Bekundungen des ADAC. Wer interessiert sich schon für die Eifel – aber wenn man mit hoher Geschwindigkeit hindurchfährt, wird es interessant. Und das gilt prinzipiell: Geschwindigkeit macht das Alltägliche reizvoll. Hinzu kommt die drogenartige Wirkung des Rasens. Von den Futuristen bis zur Formel I, von Marinetti bis Schumi reicht die Kette der Jünger eines Kults der Geschwindigkeit, dessen selbstironisches Mantra zeitweilig „Manta, Manta“ hieß. Während die westliche Welt sich unaufhaltsam feminisiert und Soziobiologen den Untergang des Abendlandes durch die Diagnose eines „Decline of Males“ (US-Anthropologe Lionel Tiger) überbieten, gewährt das Auto der Männlichkeit eines ihrer letzten Asyle. Bei Tempo 220 auf der Autobahn tritt man in Kontakt mit den archaischen Schichten des eigenen Seins. Jeremy Bentham hat das „Deep Play“ genannt: ein Spiel, das die tiefsten Leidenschaften entfesselt.

Sobald man selbst Auto fährt, verwandeln sich die Gefahren des Straßenverkehrs in Risiken. Wie beim Rauchen oder auf der Skipiste gilt auf der Autobahn: Man verhält sich riskant – und wird zur Gefahr für andere. Hier triumphiert die Spontaneität, denn spontan heißt: rücksichtslos gegen andere. Wenn etwas schief geht, rechnet man das eigene Verhalten den Umständen zu; und die Handlungen der anderen rechnet man den Akteuren zu. Einen soziologischen Beobachter der Moderne kann dieses hochriskante Alltagsverhalten nicht überraschen. Es ist eine Reaktion auf die Folgelasten des zivilisatorischen Fortschritts. Denn je bequemer das Leben, desto lustloser. Die Wohlstandsgesellschaft bringt das Opfer der Lust. Deshalb brauchen wir die kompensatorische Lust des Gefährlichen – Skiabfahrten trotz Lawinenwarnung zum Beispiel. Formelhaft gesagt: Wer sehr komfortabel lebt, muss sich selbst gefährden. Das eigentliche Opfer dieses „gefährlichen Lebens“ ist dann der Steuerzahler, der den Rettungshubschrauber bezahlt.

Wohlgemerkt, dem Auto-Ich geht es nicht um Mobilität an sich. Man muss vielmehr verstehen, warum Busse und Bahnen unattraktiv sind und deshalb niemals eine Alternative darstellen werden. „Wir werden nie Gefahr laufen, mit unausstehlichen Menschen in ein Coupé gesperrt zu werden. Wir werden selber bestimmen, ob wir schnell oder langsam fahren, wo wir anhalten, wo wir ohne Aufenthalt durchfahren wollen.“ So Otto Julius Bierbaum, der vor hundert Jahren Goethes Italienische Reise im Auto nachgefahren war. Er genoss die „Wollust dieses Dahinrollens“ so

„Statt ein gutes Buch zu lesen, fährt das Auto-Ich weg“

sehr, dass das scheinbare Ziel, nämlich Rom, nur noch die Unruhe in ihm weckte, sofort weiterzufahren. Seither gilt für den wahren Autofahrer: Der Weg ist das Ziel. Man fährt mit wem man will, wann man will und wohin man will. Allein schon die Emanzipation vom Fahrplan macht Autofahren als Machtpraxis des kleinen Mannes kenntlich.

Pascal meinte ja, alles Unglück der Menschen habe seinen einzigen Grund in der Unfähigkeit, in Ruhe in ihrem Zimmer zu bleiben. Statt also ruhig im Zimmer zu sitzen und ein gutes Buch, etwa von Pascal oder Ulrich Wickert, zu lesen, fährt das Auto-Ich aus und weg. Man fährt, weil man nicht stillsitzen kann. Autofahren ist vor allem auch Wegfahren, Flucht vor der Langeweile der eigenen Wohngegend und der Tristesse des Alltagslebens. Auch darin ist der Auto-Fan ein Exponent des Zeitgeistes, denn alle Trendzeichen stehen auf Flucht. Ein Reisebüro wirbt: „Abhauen“, und ein Duft Calvin Kleins heißt „Escape“.

Der demokratische Luxus Freizeitverkehr ist ein Ärgernis für die Verkehrsplanung und ein Skandal für die ökologische Vernunft. Die Hälfte aller Fahrten mit dem Auto hat nämlich ihren Zweck in sich selbst. „Gib Gas, ich will Spaß.“ Oder um es spießiger zu formulieren: „Freude am Fahren“. Man begreift deshalb gar nichts von der Faszination Fahren, wenn man das Auto als Transportmittel begreift. Es geht vielmehr um Entertainment, Genuss, Lust. Und dass die Deutschen unbestritten die besten Autos bauen, sollte endlich als unser Beitrag zur Aufbesserung der Weltlustbilanz gewürdigt werden.

Die Geschichte der Moderne ist ein Prozess fortschreitender Mobilisierung. Und was der Soziologe Heinrich Ahlemeyer einmal im Blick auf soziale Bewegungen formuliert hat, scheint für die Logik der modernen Gesellschaft insgesamt zu gelten: „Mobilisierung mobilisiert Mobilisierung.“ Nichts und niemand kann sich dieser Dynamik entziehen – auch der Beobachter gerät in Bewegung.

Dass es „so“ unmöglich weitergehen kann und diese entfesselte Dynamik bald in Statik umschlagen muss, scheint klar – Paul Virilios „rasender Stillstand“ ist längst ein Lieblingszitat des kulturkritischen Feuilletons geworden.

Zur Geschichte der Moderne gehört aber auch, dass sich die Kommunikationsnetze immer deutlicher von den Verkehrsnetzen emanzipieren. Das nährt die Hoffnung, man könnte in Zukunft körperliche Anwesenheit durch kommunikative Erreichbarkeit ersetzen. Die Videokonferenz erspart mir die endlos quälende Bahnfahrt nach Magdeburg. Peter Glaser hat die schöne neue Welt des Teleworkers so beschrieben: „Man fährt nicht mehr zur Arbeit und kommt erledigt nach Hause, sondern die Arbeit kommt nach Hause und fährt erledigt in die Firma zurück.“

Ist das die Rettung aus dem Chaos der totalen Mobilmachung? Ein Blick auf die jüngste Technikgeschichte mahnt hier zur Vorsicht. Die Einführung des Computers in Organisationen hatte viele ja zur Utopie des papierlosen Büros verführt; heute weiß jeder, dass das eine naive Erwartung war. Die digitalen Kommunikationstechnologien verführen heute zu der Erwartung, der scheinbar vor dem Infarkt stehende Weltverkehr könnte durch Kommunikation entlastet werden – aber auch das wird sich als naive Illusion erweisen.

Ein Besuch auf der Cebit genügt, um zu wissen, dass die schöne neue Welt der Kommunikationsmedien keine Alternative zum „rasenden Stillstand“ bietet, sondern ihrerseits mobil macht. „Mobile Multimedia“ lautet die Zauberformel für die Lebensform des Erfolgreichen: Arbeiten und Kommunizieren in Bewegung – jeder kennt den Geschäftsman, der beim Einsteigen ins Flugzeug erst nach wiederholter Mahnung mürrisch bereit ist, sein Handy auszuschalten.

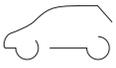
Und im Intercity schaut kaum mehr jemand aus dem Fenster – der Laptop wartet mit Arbeit. Auch das Auto hat sich in ein Kommunikationsterminal verwandelt: Autotelefon, GPS, Hörbuch. Unterwegs ist man abwesend anwesend, nämlich kommunikativer erreichbar. Und im Stau absolviert man die Autobahnuniversität.

Das hat natürlich seinen Preis. Flexibilität und Mobilität erzwingen und unterstellen eine ständige Verfügbarkeit und Erreichbarkeit: stand by! Und noch folgenreicher ist wohl, dass mit wachsender Mobilität der Existenz die tiefen freundschaftlichen Bindungen immer unwahrscheinlicher werden – stattdessen bleibt der flexible Mensch mit Hunderten in Kontakt. Darüber kann man, wie Richard Sennet, soziologische Tränen vergießen. Man kann aber auch neugierig sein darauf, wie dieses Auto-Ich die moderne Gesellschaft mit seiner eigensinnigen Freiheit der Kommunikation und Mobilität überraschen wird. ◆



Rolls-Royce-Kühlerfigur „Spirit of Ecstasy“
Marken als Mythen

ROSSENBACH / MAURINIT



KONZERNE

Fanatiker an die Front

Manche Konzernführer der Autobranche kauften und fusionierten in den letzten Jahren wie im Rausch – und verloren dabei den Grundsatz aus dem Blick: Das Produkt muss stimmen.

Bob Lutz ist das, was sie in der Autobranche einen „Car Guy“ nennen: ein Auto-Narr im besten Sinne, der sich wenig um Marktforschung, Finanzplanung und Globalisierungsstrategie kümmert. Ein Mann, der Zeit seines Berufslebens nur eines wollte: starke und technisch überzeugende Autos entwickeln (wie es ihm zuletzt bei Chrysler mit dem Jeep Grand Cherokee und der Viper gelang).



BILL PUGLIANO / GETTY IMAGES

General-Motors-Manager Lutz
Das Denken kreist um Autos

Nun ist Lutz, der schon bei BMW, bei Opel, Ford und Chrysler wichtige Jobs besetzte und zuletzt noch einen Batteriehersteller führte, 69 Jahre alt – und hoch begehrt. General Motors übertrug dem Oldie die Verantwortung für die Zukunft des Unternehmens: Lutz steuert seit Anfang dieses Monats beim größten Autokonzern der Welt die Entwicklung aller Fahrzeuge.

Dass es so einen wie den technikfaszierten Lutz im gesamten General-Motors-Konzern nicht gab, ist offenkundig der Hauptgrund für die Krise des Branchenriesen, der auf dem Heimatmarkt seit Jahren Marktanteile verliert und mit der Tochter Opel in Europa tief in die Verlustzone rutschte. Bei GM regierten Finanzexperten, die lieber bei der Entwicklung neuer Modelle und Motoren sparten, wenn sie so kurzfristig den Profit erhöhen konnten. Doch damit setzten sie langfristig die Zukunft des Konzerns aufs Spiel.

„Wir haben verstanden“ lautet die Botschaft, die GM nun mit der Verpflichtung

von Lutz aussendet: Auf's Auto kommt es zuerst mal an für einen Automobilhersteller. Die Branche reagierte mit einem „Wow“ – ein gelungener Coup der General-Motors-Leute.

Den banalen Grundsatz eines jeden Geschäfts, dass zunächst das Produkt stimmen muss, haben in den vergangenen Jahren eine ganze Reihe von Konzernführern nicht genügend beherzigt: Sie kauften und fusionierten wie im Rausch und müssen jetzt ernüchert feststellen, dass sie ihre Firmen, zumindest bislang, nicht gestärkt, sondern eher geschwächt haben – allzu oft wurde das Stammgeschäft vernachlässigt.

Ford-Boss Jacques Nasser ist so einer. Ein Mann mit Visionen. Er übernahm Volvo und Land Rover und würde am liebsten auch noch den VW-Konzern schlucken, um endlich die Nummer eins der Branche zu werden. Zugleich will Nasser die Marke Ford in einen Dienstleistungskonzern verwandeln, der in allen Geschäften rund ums Automobil aktiv ist. Deshalb erwarb Ford eine Werkstatt-Kette und die Autovermietung Hertz.

Doch während Nasser den Konzern rastlos umbaute, verlor das Unternehmen „sein Hauptziel aus dem Blick: Autos in guter Qualität so effizient und profitabel wie möglich zu produzieren“ („Business Week“).

Das Europa-Geschäft stürzte ab, weil wichtige Trends wie die stark steigende Nachfrage nach Dieselmotoren verschlafen wurden und Ford-Modelle Langeweile verströmten. Aus der gehobenen Mittelklasse verabschiedete sich Ford und stellte die Produktion des missratenen Scorpio ein. Und dann musste Ford in den USA auch noch eine mehrere Milliarden Dollar teure Rückrufaktion starten, weil platzende Firestone-Reifen beim Ford Explorer 203 tödliche Unfälle verursacht haben sollen (siehe Seite 143).

Wie Ford-Boss Nasser verfolgte auch DaimlerChrysler-Chef Jürgen Schrempf

eine Vision. „DaimlerChrysler wird das innovativste, profitabelste und das weltweit am besten aufgestellte Unternehmen seiner Branche werden“, versprach er seinen Aktionären bei der deutsch-amerikanischen Fusion im September 1998. Drei Jahre später muss Schrempf den Aktionären eingestehen, dass die „Welt AG“ im Jahr 2001 bei Chrysler sechs Fabriken schließen und 26.000 Arbeitsplätze streichen muss. Der Konzern erwartet einen Verlust von 2,3 bis 3,3 Milliarden Mark.

Der Niedergang von Chrysler ist, wie der Aufstieg zuvor, auf die Modellpalette zurückzuführen. In seinen besten Zeiten vor der Fusion besetzte Chrysler bei Minivans (Voyager) und Geländewagen (Jeep) Spitzenpositionen, die dem Unternehmen Riesengewinne bescherten. Doch während die Konkurrenten mit attraktiven neuen Modellen angriffen, sah der neue Minivan aus wie der alte. Und während andere sich auf ihr Geschäft konzentrierten, waren Deutsche und Amerikaner in der Welt AG erst einmal mit transatlantischen Machtkämpfen beschäftigt.

Dass DaimlerChrysler nicht noch tiefer stürzte, verdankt der Konzern im Wesentlichen Jürgen Hubbert, 62, der Mercedes-Benz wieder zur weltweit dominierenden Luxusmarke machte, die Rekordgewinne einfährt. Auch Hubbert (Mister Mercedes) ist einer der Car Guys, deren Denken vor allem um die nächsten Fahrzeuge kreist und die in der Branche neuerdings wieder an die Front geschickt werden. Denn erfolgreich sind derzeit jene Unternehmen, die sich vor allem auf Entwicklung und Produktion ihrer Autos konzentrierten: der VW-Konzern, BMW (nach der Trennung von Rover), Porsche und Toyota.

Mit 250 Milliarden Mark ist Toyota an der Börse so viel wert wie DaimlerChrysler, Ford und General Motors zusammen. Der Erfolg der Japaner basiert auch darauf, dass sie kein Ziel besonders schnell erreichen wollen, sondern der Maxime des



Ford-Chef Nasser

ZUMA PRESS / ACTION PRESS



CHRISTIAN CHARISIUS / REUTERS

Mercedes-Benz-Chef Hubbert

Rekordgewinne mit der Luxusmarke

„kaizen“ folgen, zu Deutsch: der „steten Verbesserung“.

Toyota wuchs nicht durch Firmenübernahmen, sondern aus eigener Kraft. Toyota war auch nicht der erste japanische Autohersteller, der eigene Fabriken in den USA und Europa errichtete. Aber Toyota schaffte es, die hohe Produktivität seiner japanischen Werke auf seine Auslandsfabriken zu übertragen. Und vor allem, auch dort Autos in der schon sprichwörtlich hohen Toyota-Qualität zu produzieren.

Der VW-Konzern hat auf diesem Gebiet noch Nachholbedarf. Immer wieder schnei-

Ford und General Motors haben ihre Lektion gelernt

den die Wolfsburger Modelle bei Langzeittests schlecht ab – mit seinen Produktionsanlagen ist VW hinter die Weltspitze zurückgefallen. Dennoch hat der Volkswagen-Konzern unter der Führung des Auto-Fanatikers Ferdinand Piëch seine direkten Rivalen Ford und Opel weitgehend deklasiert: Während Volkswagen die Führung mit 19 Prozent behaupten konnte, sank deren Marktanteil in Deutschland von 1995 bis 2000 von 11,4 auf 7 Prozent (Ford) und von 16,5 auf 12,1 Prozent (Opel).

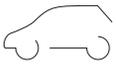
Ford und General Motors haben ihre Lektion offenbar gelernt. Sie verpflichteten anerkannte Auto-Experten wie die einstigen BMW-Vorstände Wolfgang Reitzle, der die Luxusmarken von Ford führt, und Carl-Peter Forster, der die General-Motors-Tochter Opel sanieren soll. Beide US-Konzerne investieren überdies verstärkt in neue Modelle.

Allzu viel Zeit werden die Aktionäre aber auch dem neuen GM-Superstar Bob Lutz kaum geben. Und der hat einige Arbeit vor sich. Wie schwach die Ausgangsbasis ist, von der er startet, hatte er Anfang des Jahres noch auf der Detroit Auto Show beschrieben. Die Masse der ausgestellten amerikanischen Fahrzeuge, lästerte Experte Lutz, sehe aus „wie wütend wirkende Küchenmaschinen“.

DIETMAR HAWRANEK

Werbeseite

Werbeseite



ANTRIEBE

Größte Baustelle

Wann kommt das Brennstoffzellen-Auto? Wasserstoff, aus erneuerbaren Energien gewonnen, soll im 21. Jahrhundert die herkömmlichen Treibstoffe Benzin und Diesel ersetzen. Über den richtigen Weg zu diesem Ziel streiten die Autokonzerne erbittert.

Für einen Testfahrer eigentlich ein Kündigungsgrund: Ganze Tage fuhr Andreas Voigt vom Opel-Entwicklungszentrum für alternative Antriebe im Kreis herum – bei Tempo 20 und mit einem Fiepsgeräusch im Ohr, akustisch angesiedelt zwischen einem Föhn und einer elektrischen Kaffeemühle.

Voigt tröstete sich: „Das musste sein, war ja für eine gute Sache.“

Die Schleichfahrten auf der Teststrecke im hessischen Dudenhofen dienen als Generalprobe für einen besonderen PR-Auftritt: Als bei den Olympischen Spielen 2000 in Sydney die freundliche Japanerin Naoko Takahashi ihren triumphalen Marathonlauf absolvierte, wies ihr ein Opel-Compact-Van mit der Aufschrift „HydroGen1“ den über

42 Kilometer weiten Weg – lungenschonend, denn aus dem Auspuff quollen nur ein paar Wölkchen Wasserdampf.

Inzwischen hat der unscheinbare Fünftürer weitere Härte tests bestanden. Anfang Mai dieses Jahres legte der Prototyp bei glühender Hitze auf einem Testgelände der Opel-Mutter General Motors in der Wüste Arizonas in 24 Stunden 1387 Kilometer zurück.

Schaltung? Getriebe? Überflüssig. Beim Kick auf das Gaspedal setzt sich das Gefährt mit einem leichten Ruck in Bewegung, um dann stufenlos wie die S-Bahn zu beschleunigen, in 16 Sekunden auf 100 Stundenkilometer.

Die Kraft dazu kommt aus der Kiste (siehe Grafik): Ein mit Flüssigwasserstoff aus

dem Tiefkühl tank gespeistes Brennstoffzellen-Aggregat liefert elektrische Energie für einen 55 kW (75 PS) starken Drehstrommotor. Bei einer Reichweite von 400 Kilometern erreicht das Elektroauto 140 Stundenkilometer Höchstgeschwindigkeit.

Unter der Haube von HydroGen1 schlummert, davon sind die Manager nicht nur bei Opel überzeugt, die Zukunft der PS-Branche. Ob in Europa, in den USA oder in Japan, überall halten die revolutionären Zellen, in deren Innern sich Wasserstoff und Luftsauerstoff höchstwirksam in Strom und Wasserdampf verwandeln, Techniker, Konstrukteure und Konzernvorstände in Atem.

* Bei einer Präsentation in Peking im Oktober 2000.

Als „ganz große Alternative“ für das 21. Jahrhundert preist DaimlerChrysler-Chef Jürgen Schrempp die Brennstoffzelle. Ford-Chairman Bill Ford jubelt, die neue Technik werde „die einhundertjährige Vorherrschaft des Verbrennungsmotors beenden“. Auch Gerhard Schröder, bekennender Automobilist, ist „wirklich stolz“ auf den „technologischen Quantensprung“, an dem die deutsche Autoindustrie maßgeblichen Anteil hat.

Ob DaimlerChrysler oder Ford, Toyota oder Honda, Peugeot, Fiat oder GM/Opel, fast alle Großen der Zunft arbeiten unter Hochdruck daran, das praxistaugliche Brennstoffzellen-Auto zu entwickeln.

Auf mindestens 15 Milliarden Dollar schätzt das Energieministerium in Washington die Entwicklungskosten, die amerikanischen Konzerne aus Automobil- und Energiewirtschaft, verbunden in einem Forschungspool namens „California Fuel Cell Partnership“, bis zum Jahr 2010 aufbringen wollen. Allein DaimlerChrysler und General Motors stellen bis 2004 je zwei Milliarden Mark bereit.

Schon öfter in der Vergangenheit gab es Versuche, neue Antriebskonzepte neben den hergebrachten Verbrennungsmotoren zu etablieren. Doch dieses Mal, beteuert Bernd Gottschalk, Präsident des Verbandes der Automobilindustrie, ist es ernst. Wasserstoffantrieb und Brennstoffzellen seien „keine Eintagsfliegen, sondern Teil einer langfristigen Strategie“ – die derzeit größte Baustelle der Autoindustrie.



THOMAS PFLAUM / VISUM

Brennstoffzellen-Membran: „Große Alternative“

Nicht noch einmal will die Branche wie bei Erdgas-Fahrzeugen oder Batterie-Autos in der Nische oder Sackgasse landen. Ferdinand Panik, visionärer Chef des Brennstoffzellen-Projekts von DaimlerChrysler: „Wir setzen auf den Massenmarkt.“ Konkurrenzfähigkeit heißt das Schlüsselwort, an dem sich die Entwicklungsteams von Anfang an orientieren. „In puncto Reichweite, Komfort und Sicherheit“, verkündet Panik, würden die umweltschonenden Zukunftskarossen „mindestens die gleichen Standards bieten wie herkömmliche Fahrzeuge“.

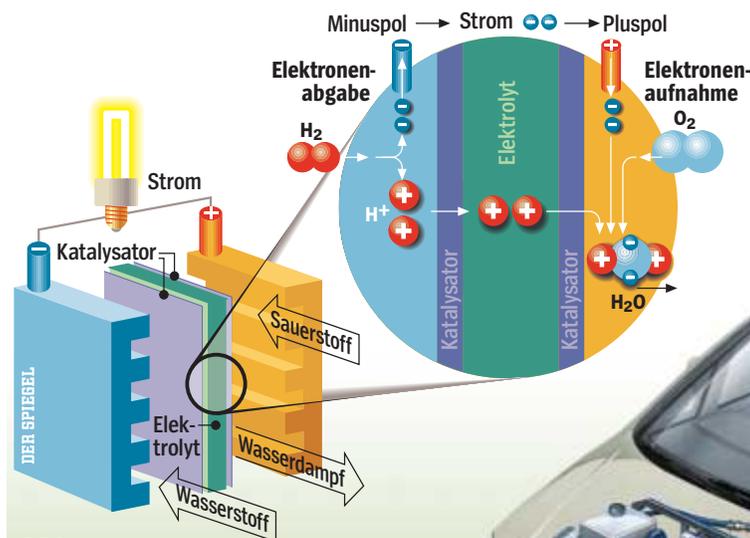
Doch die Protagonisten der neuen Antriebstechnologie versprechen noch mehr. Weil die „kalte Verbrennung“ bei der Brennstoffzelle ganz ohne Kolben,

Kurbel- oder Nockenwellen auskommt, verschwinden Motorlärm und Motorvibrationen. Auch das charakteristische Fiepen des Kompressors, der das Wasserstoffgas in die filigrane Schichtstruktur der Zellen („Stacks“) presst, wird in den Serienfahrzeugen „selbstverständlich“ verschwunden sein, beteuern die Brennstoffzellen-Entwickler bei Opel. Was bleibt, sind Wind- und Reifengeräusche.

Überdies dient das Kleinkraftwerk an Bord jederzeit als zuverlässige Stromquelle, auch wenn der Wagen steht. So lässt sich das Auto wahlweise zur mobilen Wohnküche mit Kühlschrank und Mikrowelle oder zum vollklimatisierten Kommunikationszentrum umgestalten.

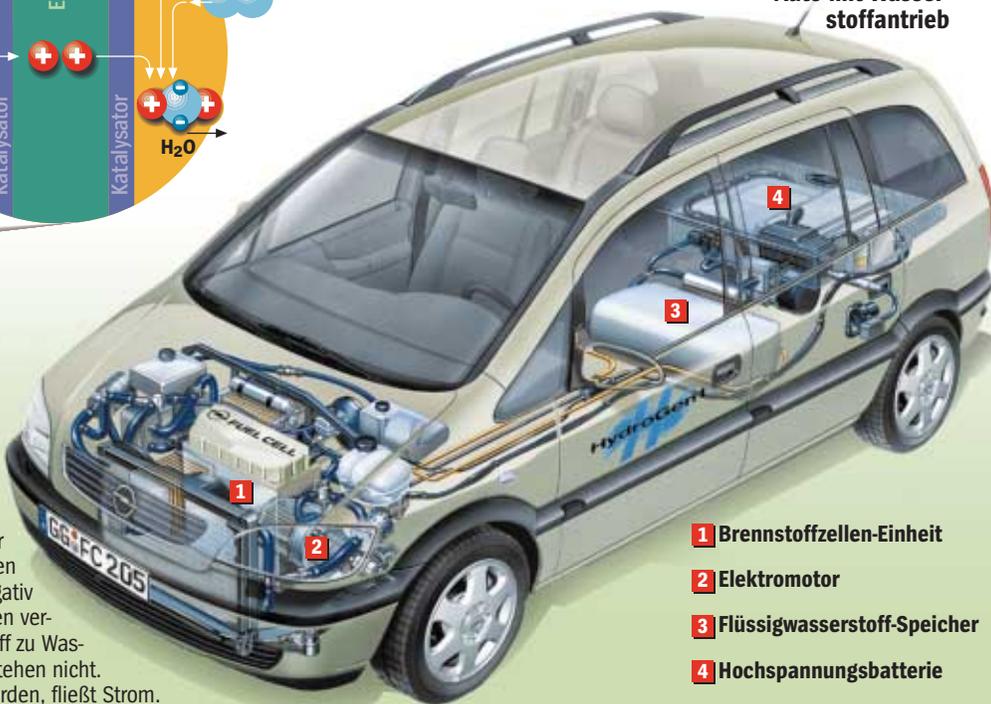
Weitere Forderungen an die Entwickler: Die Brennstoffzellen-Limousine, verkündet beispielsweise Opel, dürfe beim Händler nicht mehr kosten als ein Automatik-Diesel derselben Klasse. Sie muss den gleichen Nutzraum bieten wie die konventionelle Schwester, und sie muss auch bei extrem kaltem Wetter ebenso zuverlässig anspringen – bei minus 30 Grad kein trivialer Anspruch an ein System, in dem Wasser als Endprodukt entsteht.

Inzwischen verlassen die ersten Konzeptfahrzeuge die Testpisten und die Glit-



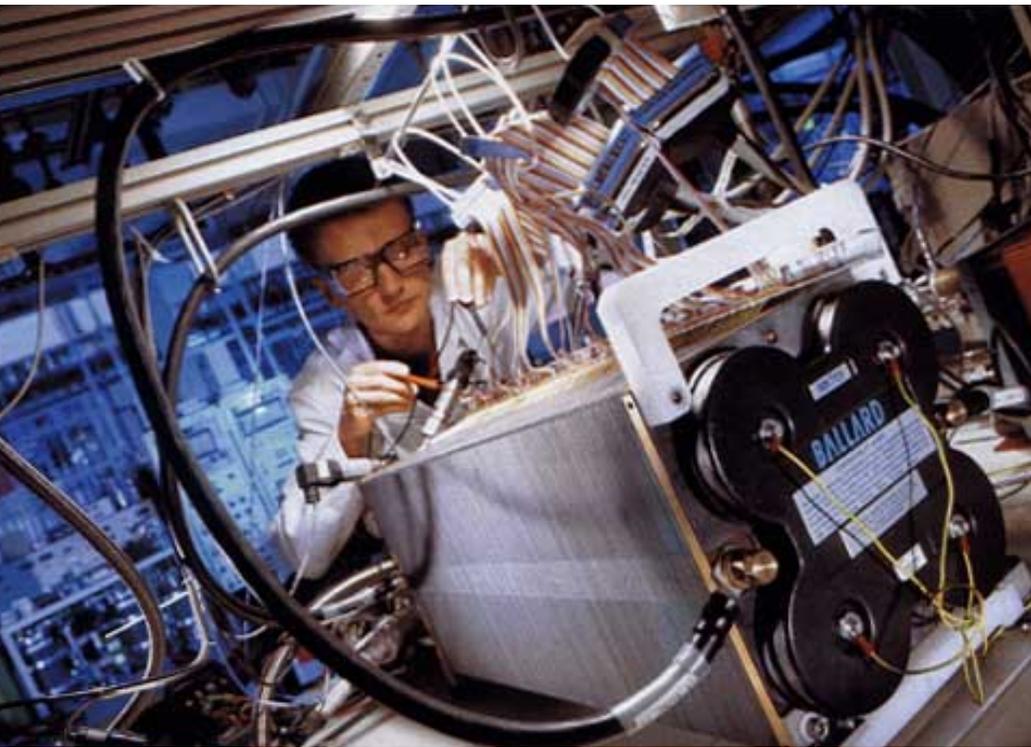
Kraft aus der Kiste
Funktionsweise einer Brennstoffzelle

Brennstoffzellen-Auto mit Wasserstoffantrieb



- 1 Brennstoffzellen-Einheit**
- 2 Elektromotor**
- 3 Flüssigwasserstoff-Speicher**
- 4 Hochspannungsbatterie**

Wasserstoff und Sauerstoff reagieren in Brennstoffzellen zu Wasser. Bei der elektrochemischen Umsetzung entstehen Strom und Wärme. Hauchdünne Membranen oder andere feste oder flüssige Elektrolytschichten verhindern das direkte Zusammentreffen der Gase (Gefahr einer Knallgasexplosion). Nur positive Wasserstoff-Ionen (Protonen) können die Membran passieren – negativ geladene Elektronen bleiben zurück. Die Protonen vereinigen sich jenseits der Membran mit Sauerstoff zu Wasserdampf. Schadstoffe oder Treibhausgase entstehen nicht. Wenn beide Pole mit einem Leiter verbunden werden, fließt Strom.



Brennstoffzellen-Forschung (bei DaimlerChrysler): Kleinkraftwerke im Auto

zerwelt der Autoausstellungen, um sich im Alltag zu bewähren. Ende Juli übergab DaimlerChrysler dem Hamburger Hermes Versand einen Brennstoffzellen-Lieferwagen vom Typ Sprinter für einen zweijährigen Praxistest. Im kommenden Jahr will der Stuttgarter Konzern die ersten wasserstoffgetriebenen Brennstoffzellen-Busse liefern, zwei Jahre später soll der Necar (New Electric Car) auf Basis der A-Klasse „marktreif“ sein.

Also alles auf gutem Wege? Nicht ganz. Zwar herrscht unter den Konzernen inzwischen weitgehende Einigkeit über das Ziel der angestrebten Umwälzung: Langfristig soll aus erneuerbaren Energien gewonnener Wasserstoff die herkömmlichen Autotreibstoffe Benzin und Diesel ablösen.

Doch damit endet die Harmonie. Über den besten Weg und die nächsten Schritte dahin wird erbittert gestritten. Das flüchtige Gas Wasserstoff spaltet die Mächtigen der Branche:

- ▶ Die einen wollen am liebsten morgen anfangen mit dem Aufbau der neuen Energiebasis. Das würde bedeuten: Wasserstoff statt Benzin, von Anfang an.
- ▶ Die anderen verweisen auf die noch fehlende technische Infrastruktur und favorisieren Zwischenschritte.

Beträchtliche Hemmnisse sind auf dem Weg ins Wasserstoffzeitalter noch aus dem Weg zu räumen. Zwar ist Wasserstoff allgegenwärtig, doch um den Stoff aus den vielfältigen Verbindungen in seiner elementaren Form als Energieträger zu gewinnen, muss zuvor eine große Menge Energie eingesetzt werden, zum Beispiel

elektrischer Strom bei der elektrolytischen Wasserspaltung. Solange aber der Strom aus konventionellen Kraftwerken stammt und nicht aus den erneuerbaren Quellen Sonne, Wind und Wasser, entstehen schon bei der Wasserstoffproduktion die klimaschädlichen Treibhausgase, die gerade vermieden werden sollen.

Auch die Speicherung genügender Mengen des leichten Gases in einem Pkw ist enorm schwierig. Die Tanks sind entweder zu groß oder müssen für gewaltige Drücke von etwa 700 Bar ausgelegt wer-

Die Speicherung des leichten Gases ist enorm schwierig

den, um die heute üblichen Reichweiten von Autos möglich zu machen.

Ein anderer Weg – die Wasserstoffverflüssigung bei minus 253 Grad – führt zwar zu einer höheren Energiedichte im Tank. Doch frisst schon der Kühlvorgang fast ein Drittel der gespeicherten Energie auf. Anschließend dampft selbst bei aufwendiger Isolierung immer ein Teil des Treibstoffs ungenutzt in die Atmosphäre.

Völlig ungelöst ist auch die zentrale Frage nach der künftigen Infrastruktur. Wo wird es Tankstellen geben und wie sollen sie aussehen? Deutschland verfügt derzeit über ganze zwei öffentliche Wasserstofftankstellen, am Flughafen München und bei den Hamburger Gaswerken.

Mindestens 1500 bis 2000 Zapfstellen, gleichmäßig übers Land verteilt, wären nach Expertenschätzungen nötig, um eine ausreichende Versorgung mit Wasserstoff



Wasserstofftankstelle beim Münchner Flughafen:

sicherzustellen. Vage Kostenschätzungen für den Aufbau eines solchen Netzes bewegen sich zwischen 10 und 14 Milliarden Mark. Kein Mineralölkonzern, auch kein Stromunternehmen wird eine derart teure Infrastruktur aufbauen, in der Erwartung einer Kundschaft, die es noch gar nicht gibt. Und umgekehrt: Kein Automobilhersteller findet Kunden für Zukunftsautos, solange die nirgends tanken können.

Dieses Dilemma brachte die meisten Hersteller dazu, zunächst auf Zwischenschritte zu setzen: auf die Verwen-

dung von wasserstoffreichen Treibstoffen wie Methanol, Erdgas oder synthetisch hergestelltem Designer-Sprit an Stelle von reinem Wasserstoff.

Die Handhabung dieser Alternativ-Treibstoffe ist weniger aufwendig. Bei der Einrichtung der Tankstellen-Infrastruktur kann auf bestehendes Know-how zurückgegriffen werden. Allerdings: Mit Hilfe eines „Reformer“ genannten Minireaktors muss an Bord des Automobils der Wasserstoff aus den Treibstoffverbindungen erst herausgezogen werden.

Diese Technik ist noch nicht ausgereift; sie macht die Fahrzeuge schwerer und kostet Platz. Außerdem sind mit Methanol-, Erdgas- oder Benzinreformern betriebene Fahrzeuge nicht völlig abgasfrei. Bei der Umwandlung im Reformer entsteht unter anderem das Treibhausgas Kohlendioxid.



2000 Zapfstellen wären nötig

So gingen die Konzerne in ihren Labors seit Anfang der neunziger Jahre unterschiedliche Wege:

- ▶ DaimlerChrysler setzte lange auf Methanol und brachte damit alle gegen sich auf, die Zwischenschritte für überflüssig oder kontraproduktiv hielten.
- ▶ BMW verwarf – als weltweit einziges großes Unternehmen – das Brennstoffzellen-Konzept und entschied sich für eine moderate Umrüstung des traditionellen Verbrennungsmotors von Benzin auf Wasserstoff. Bis heute sind die Bayern überzeugt, dass ihre PS-verliebte Kundschaft die „Dynamik des Verbrennungsmotors auch in Zukunft nicht missen will“. Brennstoffzellen sollen allenfalls die immer opulenteren Bordstromversorgung der Münchner Luxuslimousinen übernehmen.
- ▶ VW-Boss Ferdinand Piëch erklärte im letzten Frühjahr aus heiterem Himmel, er wolle „weitgehend vom Wasserstoff abgehen“, beim Umgang mit dem Gas komme es häufig zu Explosionen, es sei deshalb zu gefährlich. In Zukunft will VW aus Erdgas oder aus Biomasse hochreinen Designer-Sprit synthetisieren, um damit Reformen in Brennstoffzellen-Autos zu füttern.

Schon zuvor hatten sich die Wolfsburger in der Debatte über neue Treibstoffe auffällig zurückgehalten und nur gelegentlich die Konkurrenz mit kleinen Nadelstichen gepiesackt. Im letzten Jahr propagierte

Piëch das „Ein-Liter-Auto“ mit herkömmlichem Otto-Motor – ein Plädoyer gegen den technologischen Paradigmenwechsel.

Ähnlich quer schießen seit Jahren Wissenschaftler des Berliner Umweltbundesamtes. „Aus heutiger Sicht“, erklärte das dem Berliner Umweltministerium nachgeordnete Amt, sei der Einsatz von Wasserstoff „auf Grund der hohen Energieverluste bei der Herstellung und Aufbereitung des Energieträgers nicht zu befürworten“. Der Präsident des Amtes, Andreas Troge, warnte davor, die Brennstoffzelle als „Placebo“ gegen den Treibhauseffekt einzusetzen.

Einig sind sich die Skeptiker aus Industrie und Wissenschaft, dass der Übergang länger dauern wird, als die Protagonisten der Brennstoffzelle glauben machen – schon weil weltweit immer noch ein Heer von Ingenieuren an der Perfektionierung herkömmlicher Verbrennungsmotoren arbeitet, an den neuen Antriebstechnologien dagegen tüfteln kaum 5000.

Eine von Verkehrsminister Kurt Bodewig (SPD) moderierte Arbeitsgruppe soll verhindern, dass erneut eine zentrale Zukunftstechnologie im Dickicht aus divergierenden Interessen und landesüblicher Bedenkenträgerei hängen bleibt. Sie stellt die Weichen neuerdings in Richtung Wasserstoff und drückt mächtig aufs Tempo.

Jahrelang hatte sich der öffentlichkeits-scheue Zirkel („Verkehrswirtschaftliche Energiestrategie“), in dem die wichtigsten Unternehmen der Automobil-, der Mineralöl- und der Energiewirtschaft vertreten sind, selbst neutralisiert. Nach dem neuen Konzept hingegen soll ab 2002 in Berlin die künftige Wasserstoffinfrastruktur – Tankstelle, Fahrzeuge, Treibstoffproduktion – in einem Demonstrationsprojekt öffentlich präsentiert werden.

Ab 2005 wollen die beteiligten Unternehmen in eigener Regie 30 Wasserstofftankstellen einrichten („Lernphase“). Der systematische Ausbau könnte 2007 beginnen, mit dem Ziel einer flächendeckenden Versorgung mit 2000 öffentlichen Tankanlagen bis 2010.

Dann, so hoffen die Initiatoren, werde auch die Nachfrage nach Strom aus Wasser, Wind und Sonne stark wachsen. Immer mehr Wasserstoff

würde klimaneutral produziert. Eine schöne Vision. Doch andere spekulieren in eine andere Richtung. Ende Juni verkündete der französische Autokonzern PSA (Peugeot/Citroën) eine Kooperation zur Förderung der Brennstoffzellen-Technik. Einer der Partner: die staatliche Atomenergiebehörde CEA in Paris.

Wenn es nach ihr ginge, käme für die Wasserstoffherstellung vor allem eine, bei vielen in Misskredit geratene Energiequelle in Frage: Atomstrom. GERD ROSENKRANZ



Entwickler Panik
Nicht für die Nische

ANDY RIDDER

Werbeseite

Werbeseite



Piëch beim SPIEGEL-Gespräch: „Ich habe konkrete Hinweise erhalten, dass Ford an einer Übernahme interessiert ist“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Ich lasse sehr viel Leine“

VW-Vorsitzender Ferdinand Piëch über die Aufgaben seines Nachfolgers, die Probleme bei den Töchtern Audi, Seat und Škoda und seine Abwehrpläne gegen eine feindliche Übernahme

SPIEGEL: Herr Piëch, Sie sagten vor kurzem, andere Autokonzerne könnten VW als „appetitlichen Wurm“ betrachten, den sie schlucken könnten. War der Hinweis auf eine drohende feindliche Übernahme nur ein Versuch, den eigenen Aktienkurs zu beflügeln, oder haben Sie ernsthafte Hinweise auf ein solches Vorhaben?

Piëch: Ich habe schon vor über einem Jahr konkrete Hinweise erhalten, dass Ford interessiert sei. Im Übrigen hat ja Herr Reitzle, der die Premiummarken von Ford führt, gerade in einem Interview mit Ihnen gesagt, dass Ford „in naher Zukunft“ nicht an einer VW-Übernahme interessiert sei. Hätte er diese Einschränkung weggelassen, wäre die Welt ja heil.

SPIEGEL: Bei VW sind die Stimmrechte jedes Aktionärs, ganz gleich, wie viel Anteile er hat, auf maximal 20 Prozent beschränkt. Das Land Niedersachsen hält 18,6 Prozent, VW 10 Prozent seiner eigenen Aktien. Ein feindlicher Übernahmeinteressent hätte gar keine Chance auf eine Mehrheit gegenüber dem Land und VW.

Piëch: Brüssel würde das VW-Gesetz, das dies regelt, ja am liebsten abschaffen, hört man. Es könnte also einer einsteigen, der lange Zeit nichts zu sagen hätte, aber hofft, am Ende doch noch das Kommando zu übernehmen. Wir müssen uns ohnehin so aufstellen, dass erst gar keiner auf so eine Idee kommt.

SPIEGEL: Nach unseren Informationen sollen einige deutsche Unternehmen, unter anderem die Deutsche Post und Krupp-Thyssen, Anteile des VW-Konzerns übernehmen. Durch einen Aktientausch zwischen VW und den Partner-Unternehmen wären dann beide besser gegen feindliche Übernahmen geschützt. Ein Einsteiger könnte keine Mehrheit zusammenkaufen.

Piëch: Kompliment. So etwas ist eine wirklich gute Idee von Ihnen. Aber es ist sicher nicht möglich, schnell konkret zu handeln. Um eine Ihrer guten Ideen in die Tat umzusetzen, braucht es erst noch sehr viel Zeit.

SPIEGEL: Die Familien Piëch und Porsche verfügen mit der Porsche Holding, die vor allem im Autovertrieb aktiv ist, und der Sportwagenfirma Porsche über ein Vermögen von schätzungsweise 15 Milliarden Mark. Warum übernehmen sie nicht einen Anteil am VW-Konzern? Wenn sie nur die Hälfte ihres Vermögens in VW-Aktien eintauschten, hätten sie schon 20 Prozent.

Piëch: Wenn Ihre Schätzung des Vermögens in Lire wäre, so träfe das eher zu. Ich hatte die Genehmigung, so etwas zu eruiieren. Aber die Vorstellung von der Seite Porsche und von VW klappten so weit auseinander, dass es zu keinem ernsthaften Gespräch kam.

SPIEGEL: Ein Schutz gegen eine feindliche Übernahme wäre ein höherer Börsenkurs.

VW ist nur rund 36 Milliarden Mark wert, weniger als halb so viel wie Daimler-Chrysler oder Ford. Haben Sie sich zu wenig um die Rendite und den Börsenkurs gekümmert?

Piëch: Wenn Sie sich die Entwicklung der letzten neun Jahre ansehen, werden Sie merken, dass dies nicht stimmt. Ich durfte mit einem Vermächtnis von 1,8 Milliarden Mark Verlust starten. Allein die kleine, zarte Marke Seat hat 2,2 Milliarden Mark Verlust gemacht. Die hätten mich fast den Kopf gekostet. Wir sind dann nicht nur schnell wieder profitabel geworden, sondern haben die Gewinne seitdem auch kontinuierlich gesteigert.

SPIEGEL: Aber Ihr eigenes Ziel von 6,5 Prozent Umsatzrendite erreicht VW bislang nicht. Werden Sie das in Ihrem letzten Jahr an der VW-Spitze noch schaffen?



P. SCHNITZER / AGENTUR HAMANN



MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL (O. L.): ZIELSKY / BILDBERG (O. R.); AP (U)

VW-„Autostadt“ in Wolfsburg: „Wir können hier besser sein als in Spanien“

Kitzsteinhorn dann nicht bekomme.

SPIEGEL: Welches Bild bitte?

Piëch: In meinem Büro hängt ein Bild vom Kitzsteinhorn, aus meiner Heimat. Zu meinem 60. Geburtstag hat mir das Unternehmen symbolisch die Hälfte des Bildes geschenkt. Die andere Hälfte steht mir zu, wenn wir 6,5 Prozent Umsatzrendite erreichen.

SPIEGEL: Steigt die Rendite auch deshalb nicht so stark, weil Marken wie Seat und Škoda schwächere Ergebnisse bringen als erwartet?

Piëch: Škoda war lange Zeit eine der am schnellsten wachsenden Automarken in Europa. Das ist großartig, aber ein solcher Erfolg macht auch übermütig. Wenn man 30 Prozent mehr Fahrzeuge verkauft, dann muss auch das Ergebnis deutlich besser sein als im Vorjahr. Aber Škoda könnte versucht sein, gelegentlich auf das Geldverdienen zu verzichten. Das ist in meinen Augen unnötiger Übermut. Seat erreichte im Juli zum ersten Mal in diesem Jahr die allerdings ehrgeizigen Budgetzahlen. Auch damit kann man kaum zufrieden sein.

SPIEGEL: Wie zeigt sich dieser Übermut bei den Töchtern?

Piëch: Zum Übermut gehört, dass man in Spanien und Tschechien offenbar glaubt, man müsse möglichst schnell auf deutsches Lohnniveau kommen. Dabei wird vergessen, dass wir in diese Länder gegangen sind, weil die Löhne dort deutlich niedriger waren. Sonst brauchten wir die Fabriken dort ja nicht. Mit dem jetzt für Wolfsburg vereinbarten Modell 5000 mal 5000, bei dem die Mitarbeiter für ein festes Monatsentgelt von 5000 Mark arbeiten, werden wir unsere Lohnkosten hier in Deutschland senken und können zugleich erheblich flexibler auf Schwankungen der Nachfrage reagieren. Damit können wir am Standort Deutschland besser sein als in Spanien. Und dann könnte man sich auch vorstellen, dass der Polo, der zurzeit in Pamplona gebaut wird, in Zukunft wieder einmal hier hergestellt wird.

SPIEGEL: Angesichts der Probleme bei Škoda und Seat überrascht umso mehr, dass Sie ausgerechnet die gut verdienende Marke Audi so heftig kritisierten und ihr vor kurzem vorwarfen, dort herrsche „Stillstand“. Was ist der Grund dafür?

Piëch: Wir hatten damals gerade in den Schweizer Alpen den neuen Passat W8 vorgestellt. Während der Veranstaltung bekam ich vom Aufsichtsratsvorsitzenden der Firma Audi die Nachricht über eine dramatische interne Ergebniszielverfehlung. In der Woche zuvor war dort angeblich die Welt noch heil. Dies war der Auslöser meiner kritischen Bemerkungen.

SPIEGEL: Audi-Mitarbeiter fürchten, Sie würden Audi jetzt absichtlich bremsen, um der Marke VW den Einstieg in die Oberklasse zu erleichtern. Audi musste die Vorstellung des nächsten A8 verschieben, da-

VW-Konzeptstudie D1: „Der Gewinner wird gestreichelt“

Piëch: Wir wären in der Lage, einen solchen Wert zusammenzukratzen. Aber wir werden es nicht um jeden Preis tun. Welche Folgen hätte es denn, wenn wir das auf Biegen und Brechen machen würden und beispielsweise die Investitionen in Produkte runterfahren würden? Mein Nachfolger würde dann, so wie ich vor neun Jahren, erst mal in ein Loch fallen. Für das Unternehmen ist es besser, wenn wir jedes Jahr etwas zulegen und dies auch bei meinem Nachfolger nahtlos so weitergeht. Für mich ist das schlecht, weil ich das Bild vom

Seinen Nachfolger engagierte Ferdinand Piëch, 64, nachdem der die wohl schlimmste Niederlage seiner Laufbahn hingenommen hatte: Bernd Pischetsrieder, 53, hatte 1999 seinen Posten als BMW-Chef abgegeben, weil Milliardenverluste der britischen Tochter Rover zur Gefahr für den bayerischen Autohersteller geworden waren. Trotz der Schlappe mit dem Rover-Zukauf genoss Pischetsrieder in der Branche hohes Ansehen als Produktionsexperte: Die BMW-Werke zählen zu den produktivsten Autofabriken. Im Volkswagen-Konzern übernahm der Ex-BMW-Mann die Verantwortung für die Tochter Seat und die Qualität aller Werke. Im April 2002 wird er den Vorstandsvorsitz übernehmen, wenn Piëch in den Aufsichtsrat wechselt.

Pischetsrieder





VW-Luxusmarke Bentley: „Die Verluste sind Investitionen in die Zukunft“

mit VW mit dem Oberklassemodell D1 zuerst auf den Markt kommen kann.

Piëch: Können Sie sich vorstellen, dass ich eine unserer Marken absichtlich schwäche? Nein. Mein Grundsatz ist, dass zwei im Wettbewerb gegeneinander antreten, in dem Fall Audi und Volkswagen. Der Gewinner krieg Streicheleinheiten. Der A8 hätte zur IAA präsentiert werden sollen, besser noch etwas früher, vor dem neuen 7er von BMW und dem D1 von VW.

SPIEGEL: Dann muss man wohl davon ausgehen, dass es schon bald einen neuen Audi-Chef gibt?

Piëch: Dieses Problem steht derzeit nicht an.

SPIEGEL: Bei Ihrer Kritik haben Sie die Marke Volkswagen ausgelassen, bei der es erstaunliche Lücken in der Modellpalette gibt: Es gibt keinen Van in der Golf-Klasse, keinen Geländewagen, keinen Roadster und nur das veraltete Golf-Cabrio. Haben Sie das Stammgeschäft vernachlässigt, weil Sie sich auf Luxusmodelle konzentrierten?

Piëch: Umgekehrt. Wir haben uns zuerst um die Kernmodelle gekümmert. Die Modelle, die Sie vermissen, kommen alle, bis auf den Roadster, für den es noch keinen ausreichend großen Markt gibt. Wir haben in meiner Amtszeit die Zahl der Modelle von 26 auf 54 mehr als verdoppelt. Die Marke Volkswagen hat ihre Marktführerschaft in Deutschland und Europa sogar noch weiter ausgebaut.

SPIEGEL: Ihr Betriebsratsvorsitzender Klaus Volkert kritisiert die Luxuspläne für Bentley und Bugatti: „Wenn wir heute die Entscheidung zu treffen hätten, würde der Vorstand im Aufsichtsrat wahrscheinlich keine einzige Stimme dafür bekommen.“

Piëch: Na ja, Herr Volkert hat im nächsten Frühjahr Wahlen vor sich. Er ist nicht nur Gesamtbetriebsratsvorsitzender, sondern auch Betriebsratsvorsitzender in Wolfsburg. Und da keines dieser Modelle hier gebaut wird, kann er diese Investitionen am ehesten kritisieren, um möglicherweise noch mehr Investitionen für Wolfsburg zu bekommen.

SPIEGEL: Die Marke Bentley hat 1,4 Milliarden Mark Kaufpreis gekostet und seitdem 840 Millionen Verlust eingebracht. Ist das nicht eine gigantische Geldverschwendung?

Piëch: Wir haben 170 Milliarden Umsatz. Bei den Verlusten handelt es sich um Investitionen in die Zukunft. Die Marke Bentley würde schon jetzt schwarze Zahlen schreiben, wenn sie nur die vorhandenen Modelle produzieren und verkaufen würde. Aber die Marke investiert in eine neue Modellreihe, mit der sie künftig in eine ganz andere Größenordnung wachsen kann und eine ordentliche Verzinsung erwirtschaften wird.

SPIEGEL: Toyota und Peugeot haben eine Kooperation vereinbart, um gemeinsam

„Ich merke recht schnell, wenn einer trickst“

ein Modell unterhalb des VW Lupo in der Preisklasse um 15 000 Mark zu entwickeln. Wäre es nicht sinnvoller, wenn VW seine Investitionen in solche Projekte stecken würde statt in Luxusmodelle?

Piëch: Wir investieren, wo sich eine Investition rechnet – oben wie unten. Dass dies auch mit einem solchen Billigauto geschieht, sehen wir noch nicht.

SPIEGEL: Auch bei der Qualität gibt es Nachholbedarf: In Langzeittests von Fachzeitschriften schneiden VW-Modelle regelmäßig sehr schlecht ab.

Piëch: Wir haben, weil die Fachmagazine immer möglichst schnell ein neues Modell haben wollen, denen die ersten Autos aus

der Vorserienproduktion zu Langzeittests überlassen. Wir meinten, etwas Gutes zu tun. Vielleicht haben wir das ja auch, wenn die Testergebnisse dann deren Auflage steigerten. Aber uns haben wir nichts Gutes getan. Unsere Kunden haben die Probleme, die dort beschrieben wurden, meist gar nicht gespürt. Weil die Fahrzeuge, die an Kunden ausgeliefert wurden, natürlich aus der normalen Serienproduktion stammen, in der Schwächen der Anlaufphase beseitigt sind.

SPIEGEL: Bei einem Rückruf von 560 000 VW Passat, Audi A4, A6 und A8 wegen technischer Probleme an den Spurstangen wurden aber auch Ihre Kunden verärgert. Wie konnte das passieren?

Piëch: Wir bauen die Spurstangen nicht selbst. Wenn einem Lieferanten da ein Fehler unterläuft, kann es sein, dass er es uns nicht sofort mitteilt. Wenn wir es dann feststellen, sind bereits einige Autos ausgeliefert. 560 000 klingt viel, doch es ist die Produktionsmenge von gerade mal einem guten Monat. Ärgerlich ist es allemal. Und ich hätte ja auch Herrn Pischetsrieder nicht als Vorstandskollegen mit der Qualitätssicherung beauftragt, wenn ich mit meiner eigenen Arbeit an dieser Stelle restlos zufrieden gewesen wäre.

SPIEGEL: Bernd Pischetsrieder wird im kommenden April Ihr Nachfolger. Sie selbst wollen als Vorsitzender in den Aufsichtsrat



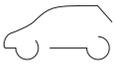
MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL

Piëch, SPIEGEL-Redakteure* „Das gehört mir erst zur Hälfte“

* Dietmar Hawranek und Stefan Aust vor dem Bild vom Kitzsteinhorn in Piëchs Wolfsburg Büro.

Werbeseite

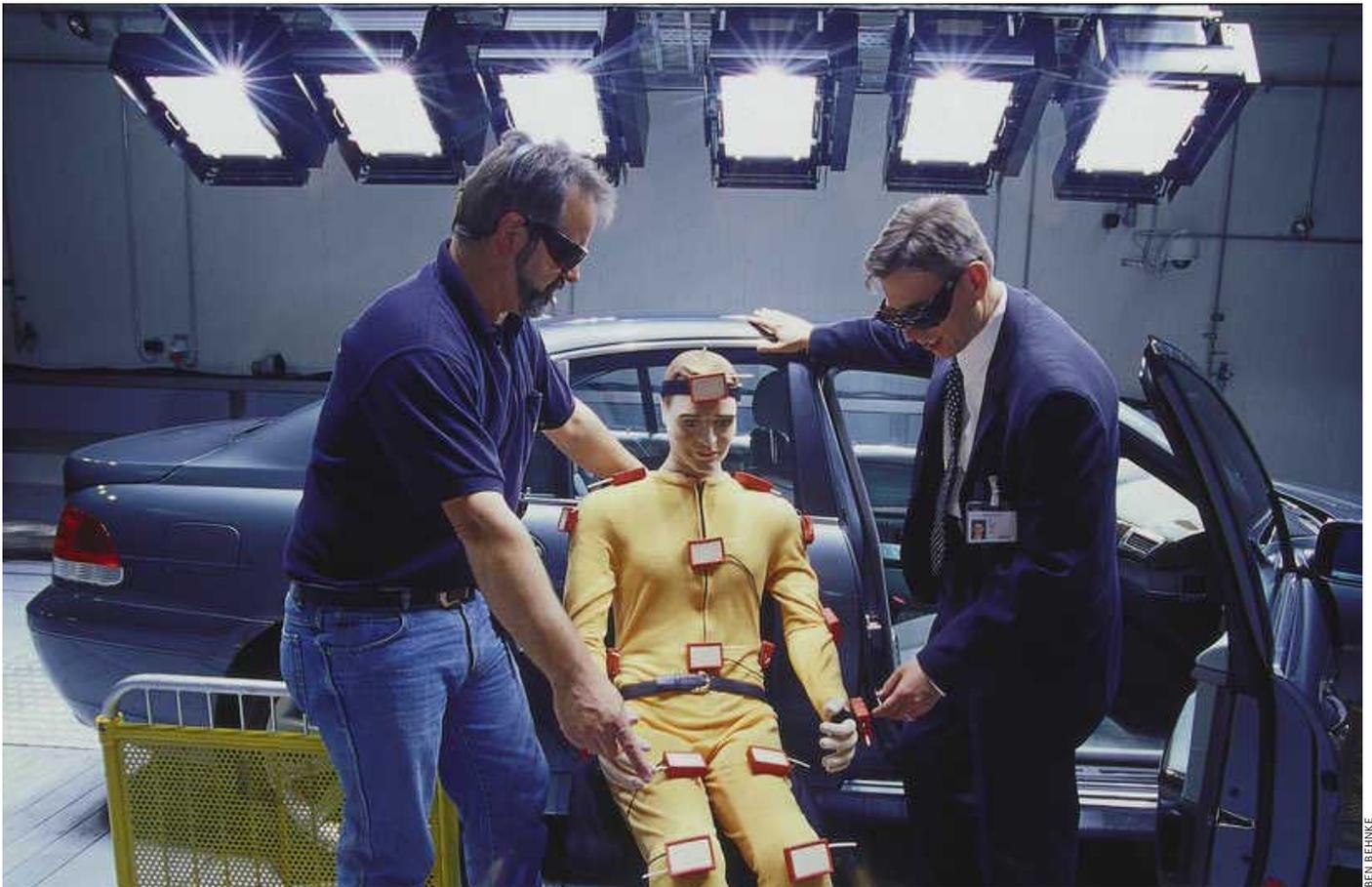
Werbeseite



TECHNIK

Weltklima hinter Glas

Winde fauchen mit Orkanstärke durch die Halle, tropische Hitzewellen treiben einer mit Messpunkten übersäten Testpuppe den Schweiß auf die Stirn – um Zeit und Kosten zu sparen, testen die Autohersteller ihre neuen Fahrzeuge immer intensiver in künstlichen Welten.



„Thermodummy“ im Klimakanal: Steigendes Wärmebedürfnis nach einer durchgefeierten Nacht

An diesem Morgen heißt der Wettergott Peter Wolfangel, ist 42 Jahre alt und von Beruf Maschinenbau-Ingenieur. Mit seinem Zeigefinger lässt er einen subpolaren Wintersturm aufziehen, dann feuchtkalten Nebel wabern und Äquatorsonne niederbrennen. Das Ganze in kaum mehr als 80 Minuten.

Wolfangel kontrolliert das Weltklima mit einer Computermaus. In einem 120 Quadratmeter großen Hallenraum lässt er die drei biblischen Elemente aufeinander prallen und beobachtet sein Werk durch zwei grünlich schimmernde Bleiglasscheiben.

Nun möchte er die Äquatorgegend wieder verlassen. 30 Breitengrade nach Norden. Flink springt er mit dem Cursor von einem Bedienfeld zum nächsten. Er ist zufrieden, die Naturgewalten gehorchen ihm mit äußerster Präzision. „Luftfeuchtigkeit

40 Prozent, Temperatur 40 Grad. Leichter Wind mit drei bis vier km/h“, liest Wolfangel vom Monitor ab und murmelt: „Ziemlich subtropisch, wie zwölf Uhr mittags in Houston.“

Er hält inne, scheint über den letzten Satz noch einmal nachzudenken und sagt: „Jetzt mache ich erst mal Mittagspause.“ Schnell schlingt Wettergott Wolfangel eine Portion Spätzle hinunter und stürmt wieder los, zurück in den Klimawindkanal des Stuttgarter Klima- und Motorkühlanlagenbauers Behr.

Auf den Ingenieur wartet die neue 7er Limousine von BMW, die er schon den ganzen Tag durch die Klimazonen des Planeten scheucht, ohne dass der Wagen auch nur einen Meter gefahren ist. „Die Natur ist eher unzuverlässig“, findet Wolfangel. Um ihr auf die Sprünge zu helfen, testet die

Firma Behr neue Produkte nicht mehr ausschließlich auf der Straße, sondern hat sich „die Straße ins Labor geholt“, wie der Maschinenbauer stolz bemerkt.

Der Klimakanal in Stuttgart, 24 Millionen Mark teuer und seit Anfang dieses Jahres in Betrieb, ist in seinen Möglichkeiten bislang einzigartig auf der Welt. Er vervollständigt eine ganze Reihe weiterer Simulationsanlagen rund um die Autobau-Hochburg Stuttgart. Neben den werkseigenen Anlagen von DaimlerChrysler betreibt die Universität Stuttgart eine Art künstliche Straße zum Austesten des Strömungsverhaltens. Im Fraunhofer-Institut für Arbeitswirtschaft und Organisation steht einer der wenigen Virtual-Reality-Räume, wo Designer die dreidimensionale Projektion eines Prototypen digital formen können. Bis zu drei Milliarden Mark



Nebel-Test im Klimakanal: „Ziemlich subtropisch“

müssen die Hersteller für die Entwicklung eines neuen Kraftwagens ausgeben. Zu viel, klagen die Finanzvorstände und beknien ihre Ingenieure, diesen teuren und langwierigen Prozess zu vereinfachen und abzukürzen.

Die Zauberformel der Technikstrategen lautet deshalb Simulation – die Verlagerung von immer mehr Entwicklungsschritten in künstliche, wenn nicht gar virtuelle Welten. Das spart Zeit und Geld. „Wir konnten die Gesamtentwicklungszeit von einstmals 50 Monaten um ein ganzes Jahr verkürzen“, verkündet Behr-Geschäftsführungsvorsitzender Horst Geidel.

Der Kunde im Neuwagenzentrum erfährt nur wenig vom Effizienzstreben der Autobauer. Die Revolution in der Serienfertigung findet hinter den Werkstoren statt, vorzugsweise im Verborgenen, weil sich kein Hersteller gern von seinem Konkurrenten beim Sparen zuschauen lässt.

Dennoch sind die gespitzten Bleistifte der Produktentwickler spürbar. Zwar sind die wesentlichen Betriebselemente des Automobils bereits vor zwei Jahrhunderten erfunden worden. Doch um Kolben, Zylinder, Achse und Antriebswelle herum gruppieren sich mittlerweile Lenk-, Brems- und Navigationshilfen sowie Radio, Fernsehen und Internet – ganz so, als gelte es, jede weitere Erfindung der letzten 115 Jahre zwanghaft auch im Auto unterzubringen. Das Resultat: benzinkraftgetriebene Großrechner mit stoßgedämpften Dosenhaltern.

Diese Technikwunder werden zu Preisen feilgeboten, die nur auf den ersten Blick immens wirken. Gemessen an den serienmäßig verbauten Gerätschaften, ist ein heutiges Auto geradezu spottbillig. „Wenn wir immer noch auf herkömmliche Weise ein Auto konzipieren würden, müsste jedes Nachfolgemodell stets 20 Prozent teurer werden“, erläutert Behr-Chef Geidel.

Zu Beginn einer Produktentwicklung wird am liebsten mit dem Computer simu-

liert. So haben Forscher an der Universität Duisburg eine Software programmiert, mit der sich Fahrdynamik und Kurvenverhalten im Voraus berechnen lassen. Sowohl das Antiblockiersystem als auch die Antischlupfregelung und das Elektronische Stabilitätsprogramm (ESP) standen erst einmal auf dem digitalen Prüfstand. Nun folgt der intelligente Tempomat.

Besonders großes Einsparpotenzial birgt die Simulation von Crashtests: Rund 300 000 Mark kostet es den Autohersteller, einen Prototypen zu bauen und gegen die Wand zu fahren. Computerprogramme wie PAMCRASH oder LSDY-

NA3D dagegen benötigen nunmehr zwar zehn Stunden für die Simulation eines Frontalaufpralls von rund einer zehnten Sekunde Dauer, wobei sie auf Supercomputern Milliarden von Rechenoperationen pro Sekunde durchrattern. Aber sie spielen mindestens 50 solcher Unfälle für den Preis eines real zerstörten Prototypen durch.

130 Messfühler registrieren die Temperatur in der Fahrgastzelle

Im fortgeschrittenen Stadium der Modellentwicklung reicht die binäre Scheinwelt nicht mehr aus. „Computer können nicht so komplex sein wie die Situationen, die ein Auto im Verkehr erwartet“, erklärt Behr-Geschäftsführer Geidel. Für die Autobauer beginnt damit eine sensible Phase, denn auf öffentlichen Wegen lauern die Spione der Konkurrenz oder die Papparazzi der Autozeitschriften. Auf Testständen wie bei Behr können die Konzerne die ungebetenen Gäste austricksen. „Absolute Diskretion ist bei uns oberstes Gebot“, schwört Geidel.

Das Eingangstor ist mit sichtdichten Vorhängen ausgestattet, die immer dann heruntergelassen sind, wenn ein neuer Proto-

typ in die Anlage gerollt wird. Chipkarten sichern jede Tür, hinter der ein neues Fahrzeug steht. „Selbst mich lässt das System nicht hinein“, sagt Geidel, „wenn Techniker von Mercedes oder BMW in der Anlage sind.“

Herzstück des Klimakanals ist eine große Röhre, die sich über zwei Stockwerke erstreckt. In der oberen Etage beschleunigt eine Turbine die Luft auf bis zu 130 Stundenkilometer. Eine überdimensionierte Klimaanlage kühlt oder erhitzt die Luft und regelt den Feuchtigkeitsgehalt. Im unteren Stockwerk öffnet sich die Röhre und lässt die Luft durch den eigentlichen Testraum strömen. An dessen hinterem Ende gähnt ein großer Schlund, der den Wind wieder aufnimmt und zurück zur Turbine befördert.

Der Probelauf des 7er BMW ist noch längst nicht abgeschlossen. Ihm steht noch eine getürkte Berg- und Talfahrt bevor, wie sie sich auch in der Sierra Nevada ereignen könnte. Mit einem Knopfdruck senkt Fahrleiter Wolfangel 18 gleißende Metallhalid-Scheinwerfer langsam in Richtung Fahrzeug ab. Sie leisten 1200 Watt pro Quadratmeter, das entspricht der Strahlungsintensität der Sonne. „Vorsicht!“, ruft ihm ein Kollege über den Kopfhörer zu. „Nicht

zu tief!“ Wenn die Hitzewand zu nahe kommt, wirft der Lack Blasen.

Der komplette Innenraum des Wagens ist verdrahtet. Insgesamt 130 Messfühler registrieren die Temperatur in der Fahrgastzelle: Kaum ein Gerät an Bord ist kniffliger zu konzipieren als die Klimaanlage.

Ist sie zu schwach, schwitzen die Passagiere und sind unkonzentriert. Bläst sie Eiseskälte gegen die Brust, liegen die Insassen am folgenden Tag mit einer Sommergrippe im Bett. Thermodynamikerin Brigitte Taxis-Reischl verrät das Einmaleins der Klimaanlagebauer: „Dem Körper darf nur so viel Kälte zugeführt werden, wie er Wärme abgibt, damit seine Körpertemperatur konstant bei 36 bis 37 Grad liegt.“

Große Abweichungen von dieser Temperatur tolerieren allenfalls die Oberschenkel. „Wenn die Stirn nur zwei Grad kälter wird, fühlt sich der Passagier unwohl“, weiß die Entwicklerin. Bei jedem Menschen funktioniert der körpereigene Thermostat höchst unterschiedlich. Außerdem schwankt die Empfindung je nach Seelenlage. „Nach einer durchfeierten Nacht steigt das Wärmebedürfnis um etliche Grade“, so Taxis-Reischl. Deshalb bugsieren die Tech-



Ingenieur Michelbach im Windkanal: „Tests bis 250 km/h“



niker einen stummen Testkandidaten auf den Fahrersitz. Der so genannte Thermo-dummy steckt in einem gelben Vlies-Anzug. An jeder Extremität ist er mit Messpunkten übersät. Sie liefern ihre Daten von der Spritztour durch die Sierra Nevada an einen Zentralcomputer, der errechnet, ob sich die Puppe auch behaglich fühlt.

Unterdes wird es (scheinbar) Abend in der Stuttgarter Klima-Folterkammer. Die heißen Kunstsonnen an der Hallendecke neigen sich entsprechend der Erddrehung. Immer wieder schnellen Metallblenden vor die Scheinwerfer und dunkeln den

um die Aerodynamik der Außenhaut: in der gegenwärtig modernsten Simulationsanlage für Strömungstechnik an der Uni Stuttgart.

„Wir können Autobahnfahrten bis zu 250 Stundenkilometern nachstellen“, erklärt der Leiter des Windkanals, Armin Michelbach. Der Testwagen steht dafür nicht nur im 3,4 Megawatt starken Gebläse. Unter dem Bodenblech rast auch mit gleichem Tempo eine Art Laufband mit. Die künstliche Straße sorgt für eine möglichst wirklichkeitsgetreue Luftströmung an der Fahrzeugunterseite.

Michelbach und seinen Kollegen ist zu verdanken, dass sich Autos bei Tempo 200 noch „mit dem kleinen Finger steuern lassen“, wie der Techniker sich ausdrückt. Bei dieser Geschwindigkeit zeigt sich die Qualität der Karosserie. Im Falle einer Vollbremsung würde der Wagen, den Gesetzen der Physik folgend, mit den Hinterreifen vom Boden abheben und ins Schleudern kommen. Mit einer clever geformten Fahrzeugoberfläche dagegen presst ihn der Fahrtwind stramm auf die Straße. 4000 Mark Miete pro Stunde lassen sich die Autokonzerne ihre Testfahrten in Stuttgart kosten. Tagelang hantieren sie mit Klebestreifen und provisorischen Holzspoilern an den Boliden.

Dabei interessieren sie sich nicht nur aus Sicherheitsgründen, sondern auch wegen des Komforts für die Luftwirbel. Jeder Einzelne davon produziert ein unangenehmes Rauschen und Pfeifen, weswegen Michelbach mit einem akustischen Messgerät Jagd auf die Minitornados macht.

„Mittlerweile sind manche Autos im Innenraum derart leise, dass man das Ticken der Uhr hören kann“, sagt der Diplomingenieur.

Das Feingefühl der Techniker hat aber auch seine negativen Seiten. Golf-GTI-Fahrer Michelbach: „Den Leuten kommt so langsam das Gefühl für die Geschwindigkeit abhanden.“

GERALD TRAUFFETTER

„Manche Autos sind innen so leise, dass man die Uhr ticken hört“

Testraum schlagartig ab. „Das sind Tunnel“, erläutert Wolfangel. Der über 200 PS starke Motor quält sich derweil einen kilometerlangen Berg hinauf. Wolfangel reguliert die Steigung, indem er den Widerstand der Rollen erhöht, auf denen der Wagen steht. „Wir liegen jetzt fast bei voller Auslastung“, sagt der Maschinenbauer, dem ein Blick auf den Monitor genügt, um behaupten zu können: „Motor und Fahrer laufen nicht heiß.“

Während sich die Ingenieure bei Behr um die inneren Werte des Fahrzeugs kümmern, geht es wenige Kilometer entfernt

„Bei einer derart schnellen Testfahrt würden uns in freier Wildbahn die Messgeräte wegfliegen“, brüllt Michelbach, der die Anlage bereits auf 93,7 Stundenkilometer beschleunigt hat. Aus einer langen Metallstange strömt ein feiner Strahl Nebel, der am Außenspiegel spiralförmige Wirbel bildet.

„Eine winzige Unebenheit an der Wagenoberfläche kann das Fahrzeug destabilisieren“, erklärt Michelbach, der sich trotz Skateboard-Schuhen mit extra dicker Gummisohle kaum mehr auf den Beinen halten kann.

Erzwungener Pfus

Im gnadenlosen Preiskampf zwischen Autoherstellern und Zulieferern wendet sich das Blatt. Die Lieferanten setzen zunehmend die Autoproduzenten unter Druck. Nicht selten leidet dabei die Qualität.

Die „Mondfähre“ ist aus der Sicht der Crashtestexperten von Volkswagen ein ebenso sicherheitsrelevantes wie labiles Teil. Bei einem Aufpralltest im Herbst 1999 brach sie, und der Fahrersitz eines Polos flog aus der Verankerung.

Das anfällige Bauteil ist etwa faustgroß, besteht aus Aluminium und dient als Lagerung der mittleren Sitzschiene bei nahezu allen Pkw des VW-Konzerns. Den Spitznamen „Mondfähre“ bekam das Werkstück, weil es in umgedrehtem Zustand einem lunaren Landefahrzeug mit Gleitkufen ähnelt.

Der Bruch beim Crashtest war die Folge nachlässiger Herstellung. Bei genauerer Analyse fanden die VW-Ingenieure Luftpfeifen, mit denen das vermeintlich massive Leichtmetall durchsetzt war wie manche alpenländischen Käsesorten.

VW stellt die Vordersitzlager nicht selbst her. Der Konzern bezieht die Teile von dem Lieferanten PWO aus Oberkirch bei Baden-Baden. Der wiederum lässt sie von Unterlieferanten fertigen. Als „schlanke Produktion“ rühmen die Autoproduzenten diese konsequente Auslagerung der Komponentenherstellung an Zulieferer. Bis zu 80 Prozent der Teile eines modernen Automobils werden mittlerweile von externen Firmen gefertigt.

Zweck der Produktionsverschlingung ist nicht die Herstellung besserer Produkte, sondern das Einsparen von Kosten. Unter extremem Preisdruck produzieren die Lieferanten nicht selten unterhalb der gesetzten Qualitätsstandards.

Rückrufaktionen und Nachbesserungen zählen bei manchen Herstellern schon fast zum Alltag wie Inspektionen und Ölwechsel. Verwiesen wird dann meistens auf den Lieferanten, obgleich das weder den Kunden tröstet noch den Hersteller aus der Verantwortung entlässt. Der steht letztlich vor dem Kunden für das Produkt gerade, erst recht, wenn von den schadhafte Zulieferteilen Lebensgefahr ausgeht.

560 000 Autos von VW und Audi mussten im März dieses Jahres wegen de-



Tödlicher Unfall mit Ford Explorer*: Ein Pakt kettet die Handelspartner aneinander

fekter Spurstangenköpfe zurück in die Werkstätten – ein Mangel, der im schlimmsten Fall das Fahrzeug unlenkbar macht. Schon im Sommer 1999 hatten beide Marken Fahrzeuge aus demselben Grund zurückgerufen; sie haben aus Erfahrungen nicht gelernt, aber in beiden Fällen Glück gehabt. Von Unfällen wurde nichts bekannt.

Anders erging es Ford in den USA. Zwischen dem zweitgrößten Autokonzern der Welt und dem Reifenhersteller Firestone entbrannte der dramatischste Lieferanten-Streit in der Geschichte der Automobilindustrie. Reifenplatzer sorgten dort für schwere Unfälle, bei denen 203 Menschen tödlich verunglück-



Zerstörter Firestone-Reifen*
203 Menschen starben

* Oben: Der Fahrer des Wagens betrauert seinen getöteten Sohn – vermutete Unfallursache: ein schadhafter Firestone-Reifen; unten: nach einem Labortest bei Ford.

ten. Gut 20 Millionen Reifen wurden seither aus dem Verkehr gezogen – allein für Ford ein Schaden von über vier Milliarden Mark.

Fernsehauftitte, in denen die Firmenchefs von Firestone und Ford einander wüst beschimpften, gaben in diesem Sommer eindrucksvoll die Stimmung zwischen den Herstellern und ihren Lieferanten wieder. Ein ungeschriebener Pakt kettet die Handelspartner aneinander, der in letzter Konsequenz den einen zum Pfuschen und den anderen zum Wegschauen zwingt.

Im Wettkampf um die Aufträge unterbieten die Lieferanten einander im Grenzbereich der Rentabilität. Den Zuschlag bekommt häufig der, der bereits insgeheim einkalkuliert, dass er bestimmte Anforderungen des Herstellers, etwa Spezifikationen für Material und Fertigungstechnik, nicht erfüllen wird.

Die Einkaufsmanager der Hersteller können anhand der Preise oft schon ahnen, dass der Zulieferer irgendwo schummelt. Sie stehen aber ihrerseits unter enormem Druck, die Kosten zu senken, nehmen das Risiko in Kauf und bauen darauf, dass potenzielle Mogeleyen verborgen bleiben.

Eine böse Überraschung erlebte kürzlich die Adam Opel AG. Jahrelang waren die Rüsselsheimer Manager der Überzeugung, die Schallschutz-Kapselungen unter den Motoren ihrer Diesel-Pkw bestünden aus gepresstem, glasfaserverstärktem Kunststoff. Tatsächlich aber hatte die HP-chemie Pelzer GmbH aus Witten an der Ruhr, mehrfach vom Opel-Dachkonzern General Motors als „Lieferant des Jahres“

Werbeseite

Werbeseite

gelobt, jahrelang Teile aus weit billigerem und weniger stabilem Spritzguss angeliefert. Die Trickserie flog im Frühjahr auf, nachdem es wiederholt zu Brüchen an den Kunststoffverkleidungen gekommen war.

Konsequenzen hatte die Entdeckung nicht. HP-chemie liefert weiter die gespritzten Teile, inzwischen mit offizieller Billigung von Opel. Die Werkstücke, so die heutige Opel-Erklärung, seien in der Planung „overengineered“ gewesen. Spritzguss reiche vollkommen aus. Die Brüche hätten andere Ursachen gehabt.

Opel hätte den Lieferanten für die Unregelmäßigkeit zur Rechenschaft ziehen können, hätte auf Kosten der HP-chemie mehr als eine Million Fahrzeuge zurückgerufen und einstweilen die Produktion sämtlicher Dieselmodelle einstellen können, bis die geänderten Pressgussteile verfügbar gewesen wären.

Doch die Zeche dafür hätten die Rüsselsheimer letztlich selbst bezahlt: Der Gesamtschaden in dreistelliger Millionenhöhe



Crashtest bei VW

Der Fahrersitz flog aus der Verankerung

wurde, schlossen sich die meisten Zulieferfirmen zu großen Verbundsystemen zusammen. Oft sind diese, wie HP-chemie im Fall Opel, die einzigen Anbieter eines bestimmten Teils, denn nur wer gigantische Stückzahlen fertigt, kann das billigste Angebot machen.

Von dem Exklusiv-Lieferanten hängt der Hersteller jedoch auf Gedeih und Verderb ab, und die Teileproduzenten nutzen diese Machtstellung konsequent aus. Ein Schock ging durch die Branche, als vor drei

Die Manager nehmen in Kauf, dass der Zulieferer schummelt

hätte die HP-chemie flugs in den Konkurs befördert, und Opel wäre auf dem Problem sitzen geblieben. Den Billigkunststoff gesundzubeten war letztlich für alle Beteiligten die attraktivere Lösung.

Schon eine Woche nach Bekanntwerden des Debakels wurde HP-Chef Helmut Pelzer bei Opel vorstellig und erbat eine schriftliche Zusage, dass die Geschäftsbeziehungen unverändert weiterbeständen. Andernfalls drohten seine Banken, wie er

Jahren der Türschloss-Lieferant Kiekert seinem Unmut bei Verhandlungen mit Ford dadurch Ausdruck verlieh, dass er unter Verweis auf angebliche EDV-Probleme die Lieferung einstellte. Autos ohne Schlösser lassen sich nicht verkaufen. Tagelang stand die Produktion still, bis Ford schließlich einknickte und sich mit Kiekert einigte.

Handelsbeziehungen, die unter solchen Vorzeichen stehen, münden nicht gerade in ein geordnetes Krisenmanagement, wenn

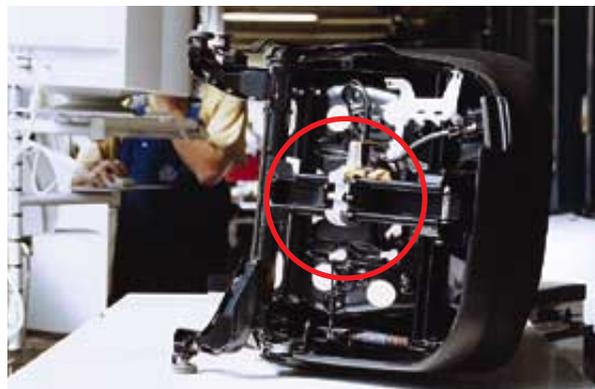
Qualitätsmängel auftreten. Als die „Mondfähre“ bei VW brach, hätte der Konzern einen Generalalarm auslösen können: Ein Sitz, der jedes Jahr millionenfach in VW-Modelle eingebaut wird und im Routine-Crashtest aus der Verankerung fliegt, ist keine Lappalie. Doch die Kunden erfuhren nichts von dem Missgeschick. Volkswagen und PWO sahen keinen Grund für Nachbesserungen oder gar Rückrufe.

Auf eine Anfrage des SPIEGEL verweigerte der

Lieferant jegliche Auskunft und verwies an VW. Von dort kam die Nachricht, bei der „Mondfähre“ habe es zwar „bei einer Lieferung Abweichungen zum Serienstandard“ gegeben, um ein „generelles Problem mit diesem Bauteil“ handle es sich jedoch nicht.

Bei dem fraglichen Crashtest seien „für einen speziellen Einsatz“ Teile geprüft worden, „die in dieser Form nicht zum Serieneinsatz gekommen sind“.

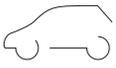
CHRISTIAN WÜST



Bauteil „Mondfähre“: *Lufteinschlüsse im Leichtmetall*

mitteilte, mit Sperrung der Kreditlinien – eine Konsequenz, die große Teile der deutschen Autoindustrie lahm gelegt hätte: Im Falle einer Pleite der HP-chemie stünden wenige Tage später eine Reihe von Fließbändern still.

Der Fall zeigt exemplarisch, welche Spielräume und welche Macht dem Lieferanten im Produktionsablauf der Automobilindustrie zugewachsen sind. Durch den extremen Preisdruck, der in den neunziger Jahren auf die Zulieferindustrie ausgeübt



Straßenverkehr in San Francisco

PHOTOHEQUE SDF / MAURIMIT

AUTOKULT

„Der Rowdy steckt in uns allen“

Deutsche drängeln, Amerikaner schwimmen brav im 65-Meilen-Strom. Beim Fahrverhalten und bei den Autovorlieben liegen Welten zwischen den beiden Kontinenten.

Hitze schmilzt die Luft über dem Highway. Wie immer niemand außer ihm unterwegs – James dreht die Klimaanlage seines Jeeps zwei Grad kühler und schaut auf den Tacho: noch 330 Meilen nach Santa Fé. Great – nur noch fünf Stunden, bis er bei seinen Kids ist! Er nimmt einen Schluck aus der Cola-Dose.

Autobahn Magdeburg–Berlin. Frank perlt der Schweiß zwischen den Schulterblättern, aber nicht wetterbedingt: Schon wieder so ein verdammter Bummler vor ihm. Blinker links und auffahren, diesmal ganz nah ran bei Tempo 210, nicht schlecht – nichts kann diesen idiotischen Corsa rüberscheuchen. Okay, also die Lichthupe ... na, geht doch. Warum nicht gleich so?

Autofahren funktioniert in den USA anders als in Deutschland. Fahren ist Reisen, heißt stundenlang unterwegs zu sein, nur um mal eben Oma zwei US-Staaten weiter

westlich zum Thanksgiving Dinner zu besuchen.

US-Bürger verbringen einer Schätzung zufolge zehn Jahre ihres Lebens im Wagen, für sie ist Fahren die Fortsetzung des Wohnens mit anderen Mitteln. Und ohne Auto geht gar nichts, weil weder der Supermarkt noch die Kirche gleich um die Ecke liegen. Selbst die Bank ist vielerorts ein Drive-through, wo sich die Dollarnoten ohne Aussteigen abholen lassen wie die Pommes bei McDonald's.

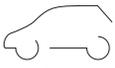
Die Amerikaner kaufen in drei Wochen so viele Autos wie die Russen in einem Jahr. Insgesamt gab es in den USA 1999 rund 127 Millionen Pkw und Kombis. Fahrverhalten und Vorlieben beim Autokauf unterscheiden sich zwischen beiden Küsten des Atlantik so sehr voneinander wie ein Bistro in Bordeaux und ein Denny's Schnellrestaurant in Rapid City, South Dakota.

Deutsche Autobahnen treiben vermutlich den Herzschlag vieler Touristen aus den USA dicht an die Infarktzone. Denn daheim zuckeln sie meist brav im Tempolimit von 65 Meilen, also um die 100 Stundenkilometer, hintereinander her, eine Fahrerei, ähnlich wie einst auf der Transitstrecke durch die DDR. Wer auf mehr Speed besteht, drängelt nicht, sondern schlängelt sich durch – rechts überholen ist erlaubt.

Abgesehen vielleicht von New Yorker Taxifahrern, hupen die US-Bürger nur zur Not. Das Fernlicht dient der Beleuchtung einsamer Strecken bei Nacht – die Lichthupe, von Europäern in den Staaten manchmal nichts ahnend eingesetzt, verwirrt Amerikaner. Mit dem linken Blinker als Überholwunschsinal können sie schon gar nichts anfangen – sie kleben unbeeindruckt auf ihrer Spur.

„Wir dagegen drängeln, schneiden, sind zu schnell“, sagt Klaus Atzwanger, Anthropologe an der Uni Wien, der die Aggression auf der Straße untersucht. Das Angst einflößende Auffahren bei hohem Tempo, fand Atzwanger heraus, wird nicht etwa nur von einzelnen Rowdys, sondern von der Mehrheit der Autofahrer praktiziert. „Der Rowdy steckt in uns allen drin.“

15 Prozent Raser finden sich unter deutschen Autofahrern, dazu noch ungefähr ebenso viele aggressive Frustrierte, zumeist Möchtegern-Flitzer, ohne die entsprechenden PS unterm Gasfuß. Mehr als 20 Prozent der Deutschen nennen als Grund



für ihre Liebe zum Fahren das Gefühl, „schneller zu sein als die anderen“. 7600 Autobahnkilometer (von insgesamt 11 400) ohne Geschwindigkeitsbeschränkung machen es den Rasern leicht.

Dennoch sterben weniger Menschen auf deutschen Autobahnen als auf amerikanischen: 4,5 Tote pro einer Milliarde gefahrener Kilometer zählte die deutsche Statistik im Jahr 1999, in den USA sind es 5,4. Deutsche Fahrer verursachen ein Drittel aller tödlichen Unfälle ohne Einwirkung eines anderen Verkehrsteilnehmers, in den USA dagegen sind es fast die Hälfte. Mögliche Ursache: Ermattung durch stundenlanges Fahren auf einsamen Highways, die über Hunderte von Meilen

Mars. Derzeit verbrauchen die US-Bürger so viel Benzin wie seit 20 Jahren nicht mehr: im Flottendurchschnitt 11,5 Liter pro 100 Kilometer – in Deutschland sind es 4 Liter weniger. Der Benzinpreis liegt, trotz Steigerungen im vergangenen Jahr, immer noch bei umgerechnet 90 Pfennig pro Liter.

So können sich die Amerikaner ihre Lieblingskarossen, von denen manche bis zu 30 Liter im Stadtverkehr verbrauchen, auch leisten: Pick-ups, mächtige Mehrzweckvehikel mit Ladefläche, vor allem aber Sport Utility Vehicles (SUV), bullige Geländewagen mit Allradantrieb.

Die Hälfte aller im vorigen Jahr in den USA verkauften Neuwagen gehört in diese Kategorie der Kleinlaster. Seit 1994 sind

Da stört es nicht, wenn, wie bei vielen Amerikanern, das nächste Konzerthaus Hunderte von Meilen entfernt ist. Brouse gibt auch zu, dass er in den sieben Jahren, in denen er einen Jeep Grand Cherokee besitzt, neulich zum ersten Mal auf wilder Piste gefahren ist. „Ich will ihn nicht zerkratzen“, sagt er. Und, nach einer kleinen Pause: „Aber ich *könnte* offroad fahren, wenn ich wollte.“

Nicht einmal sechs Prozent der SUV-Käufer benötigen den Allradantrieb, und sowieso braucht eigentlich niemand mehr als 50 PS, um im Supermarkt Milch und ein paar Cracker zu besorgen.

Die Kleinlaster beschleunigen langsamer und brauchen längere Bremswege als andere Autos – kein Wunder, denn sie müssen ja die Masse zweier normaler Fahrzeuge zum Stehen kriegen. Der Ford Excursion etwa, derzeit mit 5,76 Meter Länge und über 2 Meter Höhe weltgrößter Geländewagen, wiegt dreieinhalb Tonnen. Die potenzielle Nutzung als Wildnis-Vehikel, das verlässlich Furten und Pässe bezwingt, scheint sentimentale Go-West-Instinkte zu wecken. „Bei manchen Amerikanern hat sich das Bewusstsein nicht ganz von Marlboro Country entkoppelt“, sagt Ferdinand Dudenhöffer, Automobil-Experte und Professor für Marketing an der Fachhochschule in Gelsenkirchen.

Allgemein werfen Kritiker vielen US-Automobilen das Fehlen jeder technischen Finesse vor: weiche, unpräzise Lenkung und simple Fahrwerke, die das Auto eher gemütlich wiegen als exakt federn. Selbst Stars am US-Autohimmel wie etwa die Wiederauflage des Ford Thunderbird besitzen ABS, als höchstes der Ingenieur-Gefühle – keine Rede von Technikdetails wie dem Bremsassistenten oder ESP, seitlichen Kopf-Airbags oder Xenonlicht.

Als typisch für deutsche Detailversessenheit gelten die von VW-Chef Ferdinand Piëch angestrebten winzigen Spaltmaße an



PETER WEISSNER / ACTION PRESS

Raser auf der Autobahn (Polizeifoto): „Wir drängeln, schneiden, sind zu schnell“

von den immergleichen Bergketten gesäumt sind.

Atzwanger glaubt, im streng regulierten Beisammenleben in Mitteleuropa fehle den Menschen der Freiraum. Straßen würden daher als eine der wenigen Möglichkeiten begriffen, „subtiles aggressives Potenzial auszuleben“. In den USA hingegen hätten die Bürger ein völlig anderes Raumgefühl. „Bei Distanzen wie dort ist einem eher bewusst, dass das Hetzen um jede Sekunde nichts bringt“, vermutet der Anthropologe.

Wie das Land, so die Autos: In den USA muss das Fahrzeug geräumig genug sein, um die ganze Familie samt Baseball-Ausrüstung, Barbiepuppen-Sammlung und Camping-Klappstühlchen bequem über die Rocky Mountains zu kutschieren. An jeden Sitzplatz gehören mindestens ein Becherhalter für Kaffee oder Getränkedosen, eingebaute Behälter für Pappkästchen mit Cheeseburgern oder Chicken Nuggets.

Kleinwagen wie der Smart, von dem sechs auf den Parkplatz einer Stretchlimousine passen, werden in den USA gar nicht erst angeboten. Die Amerikaner fänden ihn funny, würden sich kopfschüttelnd und grinsend um ihn scharen. Aber kaufen? Eher nicht. Wozu auch ein Kleinwagen – wo doch die klassische US-Stadt praktisch als einziger riesiger Parkplatz, umsäumt von Geschäften, konzipiert ist?

Vom Zweiliterauto sind die Amerikaner so weit entfernt wie vom Wohnen auf dem

SUV das am schnellsten wachsende Segment im amerikanischen Automarkt. Die „Big Three“, die großen drei US-Hersteller GM, Ford und das Konglomerat DaimlerChrysler, verdienen inzwischen nur noch an den Kleinlastern – mit klassischen Limousinen und kleineren Modellen rutschten sie in den roten Bereich.

Im Gegensatz zu den Deutschen, bei denen Geländewagen nur 2,6 Prozent aller Neuwagenverkäufe ausmachen und Pick-ups nur aus „Lassie“-Filmen und amerikanischen Road-Movies bekannt sind, lieben

Kuhfänger vorn, Gewehrhalter im Heckfenster

Amerikaner die monströsen Karren, an denen sich vorn ein Kuhfänger montieren und im Heckfenster der Gewehrhalter unterbringen lässt. Auch können sie damit die alte Tradition der „Tailgate-Party“ fortführen: Die geöffnete Heckklappe gilt bei Baseballspielen und Rodeos als Picknickanrichte für Familie und Freunde.

„Nachmittags um drei kann ich noch Müll zur Kippe bringen und abends dann im Smoking vor dem Konzerthaus vorfahren“, schwärmt Bill Brouse, Gründer der Sport Utility Vehicle Owners' Association of America, einer Interessenvertretung der Geländewagenbesitzer in Brookfield, Wisconsin. „Überall macht der Wagen eine gleich gute Figur.“

Kofferraumklappen und anderen Ritzen, die ihm den Spitznamen „Fugen-Ferdl“ eingebracht haben. Schmale Spalten – so Piëchs Vermutung – erhöhten die Qualitätsanmutung. Und die ist deutschen Käufern wichtig.

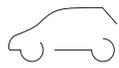
„Amerikaner lachen sich schief, wenn sie von den extraschmalen Spalten hören“, sagt Ferdinand Dudenhöffer. „Denen ist wichtig, dass die Fugen Wasser und Wind draußen halten.“ Die Deutschen, meint er, seien in beinahe jedem Punkt einfach „autoverrückter“ als die Amerikaner.

„Das Auto ist nun einmal unser liebstes Kind“, resümiert der Marketing-Fachmann. „Beim Amerikaner ist es mehr ein rollendes Sofa.“

RAFAELA VON BREDOW

Werbeseite

Werbeseite



MOTORSPORT

Vom Zirkus lernen

Wieweit lässt sich Formel-1-Technik in die Serienfertigung übernehmen? Beispiel BMW: Der Rennsportmotor liefert den Münchner Ingenieuren Ideen für ihre 7er Limousine.

Als Mario Theissen, Motorsportdirektor bei BMW, vor zwei Jahren verkündete, das Münchner Autowerk werde den Zehnzylinder-Motor für das Formel-1-Comeback komplett im eigenen Haus fertigen, reagierten die Fachleute, wie sich der Ingenieur erinnert, „mit verwunderten Blicken“.

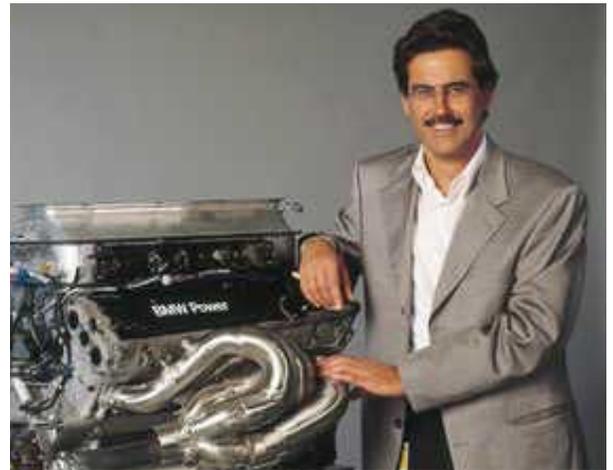
Als er dann noch hinzufügte, man wolle dazu keine Formel-1-erfahrenen Ingenieure „teuer einkaufen“, sondern Kräfte aus der hauseigenen Serienauto-Entwicklung einsetzen, „da haben einige gelacht“.

Inzwischen hat das Vergnügen die Seite gewechselt. Jetzt lacht BMW – über seinen ersten Grand-Prix-Sieg an Ostern in Imola nach nur 13 Monaten Anlaufzeit und über den mit mutmaßlich 850 PS stärksten Motor im Feld. Branchenkenner sagen voraus, dass die BMW-Williams-Rennwagen als heiße Favoriten in die WM-Saison 2002 starten werden.

Gut 200 angestammte BMW-Techniker sind für die Entwicklung des Grand-Prix-Triebwerks in die Eliteeinheit im Anton-Ditt-Bogen 6 übergewechselt. Das waren Ingenieure, die vorher die Ventilsteuerung der jüngsten Vierzylinder-Generation konstruiert, das Kurbelgehäuse eines Z8 gegossen oder die Zündwinkel des M5 pro-

grammiert hatten. Aus dem Grand-Prix-Zirkus verpflichtete Theissen, 49, promovierter Maschinenbauer und selbst seit 1977 dem Münchner Haus zugehörig, weniger als zehn Experten für das Projekt.

Im Zeitalter des Outsourcing – Mercedes beispielsweise lässt seine Rennmotoren ausnahmslos von einem englischen Spezialisten entwickeln und bauen – musste dieser entschlossene Selbsterfahrungstrip der Bayern wie kühner Anachronismus wirken. Theissen: „So wie wir hat das noch keiner angepackt.“ Der Sport-Chef folgte damit einer Vorgabe des BMW-Vorstands, der 1997 die Rückkehr ins Formel-1-Gewerbe beschlossen und gefordert hatte: Der Auftritt von BMW als Motorenpartner eines Rennstalls soll nicht nur draußen beim Kunden die technische Kompetenz der Marke beweisen und deren sportliches



BMW-Mann Theissen, Formel-1-Motor: „Einige lachten“

Image stärken, sondern soll auch nach innen wirken – als Technologieschub für alle kreativen Köpfe des Konzerns.

Die Notwendigkeit, den Motorsport zu rechtfertigen, in den ein Werk heutzutage mehrere hundert Millionen Mark pro Jahr investieren muss, ist fast so alt wie der Rennzirkus selbst. Vor dem Zweiten Weltkrieg waren Rennfahrer vor allem Testpiloten. Mercedes-Idole wie Rudolf Caracciola trieben im Wettstreit gegen Auto-Union-Recken wie Bernd Rosemeyer den Fortschritt voran. Sie erprobten auf der Straße,



Formel-1-Rennwagen BMW-Williams: 14-tägliche Hightech-Jagd an den Grenzen der Physik



Neuer 7er BMW
Software wie an der Rennstrecke

was sich Ingenieure am Reißbrett ausgedacht hatten.

Doch schon Ende der fünfziger Jahre gerieten die Veranstalter der Automobil-Weltmeisterschaften in Erklärungsnot, weil sich die Serienentwicklung längst auf abgesperrtem Werksgelände abspielte. Die Rennen brächten keinen technischen Nutzen, forderten aber Menschenleben, geißelten Kritiker. Allein 1959 starben zwölf Fahrer in ihren Rennwagen.

In den folgenden Jahrzehnten befruchteten im Motorsport eingeführte Systeme wie die kontaktlose Zündung oder der Abgas-Turbolader zwar vereinzelt die Technik gewöhnlicher Straßenautos. Dass sich gerade seit den Neunzigern immer mehr Automarken in der Formel 1 tummeln (mit dem Einstieg von Toyota werden es nächs-

Formel-1-Konstrukteure und Serienentwickler dicht beieinander – und jeder hat Zugriff auf die Daten im Rechner des anderen.

Wie vernetztes Arbeiten funktioniert, zeigte sich etwa am Montag nach dem Großen Preis von England. In Silverstone war im Rennen ein Motor explodiert. Als der Treibsatz anderntags in München seziiert wurde, traten zwei Ingenieure aus dem Pkw-Versuchslabor mit an die Werkbank: Wie ein Kolben aussieht, der bei 18000 Touren den Heldentod gestorben ist, kann auch für einen Serienkonstrukteur aufschlussreich sein.

Zum Gutachtergremium gesellten sich auch Mitarbeiter aus dem Bereich „Unternehmensqualität“. Sie wollten lernen, wie die Ingenieure der Formel-1-Crew den „Fehlerbeseitigungsprozess“ vorantreiben: Für die Entwicklung von Pkw-Motoren bis zur Serienreife nehmen sich die Ingenieure bisher fünf Jahre Zeit. Die Motorsportler müssen Probleme in knapp zwei Wochen zwischen den Rennen lösen.

Die Anfangsphase, in der die Formel-1-Truppe vor allem das vorhandene Wissen der Pkw-Konstrukteure abschöpfte, scheint allmählich überwunden. Inzwischen, so urteilt Theissen, halte sich der Technologietransfer in beide Richtungen die Waage.

Dem neuen 7er BMW, der auf der IAA Premiere feiert, wurde für seine umfangreiche Elektronik (inklusive Internet-Zugang und Navigationssystem) jene Spei-

„So wie wir hat das noch keiner angepackt“

tes Jahr sieben Hersteller sein), liegt jedoch vorrangig an dem damit verbundenen Schaufeffekt: Rennpisten als weltumspannende Marketingbühne. „Ein Formel-1-Motor“, sagt Theissen, „ist so weit weg vom Serienmotor, dass kein einziges Bauteil unverändert übernommen werden kann.“

Worauf BMW aber setzt, sind Lerneffekte aus der 14-täglichen Hightech-Jagd nach Hundertstelsekunden. Permanent suchen die Ingenieure nach dem noch höher drehenden, noch weniger verbrauchenden, noch leichteren und dennoch standfesten Triebwerk. Sie loten physikalische Grenzen unter extremen Bedingungen aus, ähnlich wie Sportler ihren Körper im Höhentrainingslager stählen.

Bei Ferrari, das beispielsweise seine Motorelektronik von der Firma Magneti Marelli bezieht, oder bei Mercedes, das die Zylinderköpfe im fernem Brixworth ausfräsen lässt, ist solcher Know-how-Gewinn von vornherein eingeschränkt. Bei BMW dagegen wohnen

chertechnologie einverleibt, die auch im BMW-Williams-Rennwagen steckt. Ihr Clou: So wie die Computerspezialisten von München aus in der Lage sind, die Programmierung ihrer Motoren an der Rennstrecke zu verändern, kann auch die 7er Limousine künftig ihre Software updaten. Dank des so genannten Flashspeichers können Weiterentwicklungen oder neue Funktionen in der Autoelektronik vom Händler einfach nachgeschoben werden.

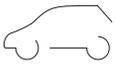
Dass die Serienfertigung in einigen Bereichen demnächst auf Formel-1-Niveau angehoben wird, deutet sich auch in der BMW-Gießerei in Landshut an. In deren Erweiterungsbau, dessen Zugangskontrollen so streng sind wie beim Bundesnachrichtendienst, werden derzeit Gussverfahren entwickelt, die dünnere Wandstärken ermöglichen und damit Gewicht sparen sollen.

Die von der Übergewichtigkeit ihrer Fahrzeuge geplagten Serienkonstrukteure haben für Landshut neuerdings ein Faible entwickelt. Gespannt schauen sie den Formel-1-Kollegen über die Schulter: Was mehr als 18000 Umdrehungen pro Minute aushält, sollte schließlich auch für 7000 Touren gut sein.

ALFRED WEINZIERL



ANDREAS RENTZ / BILDGARTEN



OLDTIMER

„Formen wie ein Frauenkörper“

Freude an der Ästhetik zeitlosen Designs, Genuss am „Autofahren pur“ und die Freude am stetigen Wertzuwachs der alten Gefährte – all das eint die stark anwachsende Gemeinde der Oldie-Sammler. Manchmal soll auch nur Schwarzgeld vor dem Fiskus gerettet werden.

Das kleine alte Gefährt, das da jahrzehntelang in einer Garage im oberfränkischen Hiltlpoltstein stand, zählte zu den letzten Exemplaren seiner Art. Ein autogeschichtliches Unikum: Die Alliierten hatten nach dem Krieg Stahl rationiert, und so verpassten seine Konstrukteure dem Fahrzeug einen Rahmen aus Holz.

Eigentlich hätte der kastanienbraune Lloyd LP 300 des Baujahrs 1952 längst ins Museum gehört; stattdessen musste er es sich gefallen lassen, Span für Span verpeist zu werden. Eine Schar von Holzwürmern hatte sich, zur täglichen Nahrungsaufnahme, in die hellbraunen Spanten des Buchenholzrahmens verbissen. Kaum noch trug der Holzaufbau die Türen, morsch ätzte er unter der Last des Dachs – Würmer achten die Kulturgüter der Menschen nicht.

Dann kam Hilfe.

Liebevoll kümmert sich der Hiltlpoltsteiner Arzt Burghart Vogelsang, 61, nun wieder um seinen Lloyd, wie um einen schwer leidenden Patienten. In seiner Studentenzeit hatte er ihn erworben und später, als er sich teurere Autos leisten konnte, einfach weggestellt. Vor ein paar Jahren entschloss er sich, seine kränkelnde Jugendliebe aufzupäppeln.

Der Doktor nahm den Würmern ihr täglich Brot: Der Motorhaube, den Türschweller und den Fensterrahmen spendierte er neues, gut getrocknetes Buchenholz. Dann verkleidete er das Gerippe originalgetreu mit Sperrholzstreifen, an denen sich eine Lage Filz und der Kunstlederbezug festhalten, der sich von außen über das ganze Fahrzeug wölbt.

Wie einst, als das Wirtschaftswunder begann, heult der Zweitakter nun wieder si-

renhaft durch Franken, und gern lässt Vogelsang dafür seinen S-Klasse-Mercedes stehen. Am Volant des 49 Jahre alten Lloyd zu sitzen, das sei „wie eine Zeitreise in die Vergangenheit“, schwärmt der Arzt.

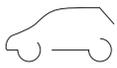
Seine Leidenschaft für alte Autos teilt Vogelsang mit vielen Deutschen – epidemisch hat sich die Lust an der Reanimation verrotteter Vehikel ausgebreitet. Kenner und Liebhaber schätzen die Schönheit vergangener Design-Epochen und die Fortbewegung in Fahrzeugen, in denen noch alle Macht vom Fahrer ausgeht – ohne Bevormundung durch Stabilitätskontrolle, ABS und Servolenkung. „Autofahren pur“ erlebt der Elektroinstallateur Uwe Kretzer, 33, aus dem rheinland-pfälzischen Kretz, wenn er mit seinem 44 Jahre alten MG A-Roadster losknattert.

Überall wird alten Autos Sympathie entgegengebracht, sogar von den Behör-



Oldtimer-Fan Vogelsang, restaurierter Lloyd LP 300: „Zeitreise in die Vergangenheit“

WOLFGANG MARIA WEBER



den. Der TÜV sei „Oldtimern gegenüber wohlwollend“, hat der Bundesverband Deutscher Motorveteranen-Clubs beobachtet; da wird in den Gruben des Überwachungsvereins schon mal die Prüflampe ausgeknipst, wenn es am Unterboden zum Schwur kommt.

Auch die Werbewirtschaft setzt zunehmend auf Oldtimer. Das Wirtschaftsmagazin „Capital“ lockt mit der Sport-Antiquität Cobra, Nissan wirbt mit einem Jaguar XK 120 und die Brauerei Warsteiner mit dem antiquierten VW-Käfer. „Authentizität“ werde mit solchen Bildern signalisiert, sagt der Heidelberger Marktforscher Horst Nowak. Von einem „hohen Schmusefaktor“ der Oldies spricht Jochen Pläcking, Chef der Düsseldorfer Werbeagentur DDB.

Die Zahl der Altvehiikel in Deutschland steigt sprunghaft. 1995 registrierte das Flensburger Kraftfahrtbundesamt rund 90 000 zugelassene Autos, die 30 Jahre und

„Das ist kein Lärm, das ist Musik – wie in der Oper“

älter waren. Bis zum Beginn dieses Jahres stieg die Zahl auf über 150 000. Hat eine Karosse das kritische Lebensalter von 30 Jahren erreicht, darf es mit dem „H“-Kennzeichen für „historische Fahrzeuge“ betrieben werden, und der Fiskus begnügt sich mit einem jährlichen Pauschalsteuersatz von 375 Mark.

Ihr Hobby pflegen die Auto-Freaks nicht gern im Stillen, sie schätzen den Diskurs mit Gleichgesinnten. In Hunderten von Clubs – wie den Darmstädter „Heckflossenfreunden“ – debattieren sie beispielsweise darüber, ob das „Fieberthermometer“, die länglich flach zuckende Säule im Tacho der Mercedes-Baureihe W 111 (Baujahr 1959 ff.), als schwerer Fauxpas der Ingenieure zu gelten habe oder nicht. Und im Internet (www.leichenwagen.de) verneinen die Fans ausgedienter Bestattungsfahrzeuge geduldig die stets aufs Neue gestellte Frage: „Riecht das nicht komisch?“

Immer mehr gut verdienende Handwerker, Ärzte und Rechtsanwälte legen 20 000 Mark für einen alten Alfa oder 40 000 Mark für einen betagten Porsche 911 hin und investieren dasselbe noch mal in die Generalüberholung. Steinreiche Industrielle imponieren sich und anderen, weil sie den Markt der rund 400 000 Mark teuren, noch unrenovierten Mercedes Flügeltüren und Roadster vom Typ 300 SL praktisch leer gekauft und sie noch einmal für den gleichen Betrag quasi zum Neufahrzeug haben erblühen lassen.

So darf sich ein inzwischen saturierter Herrenausstatter darüber freuen, einen winzigen Teil seines Vermögens in Autos investiert zu haben. Allmorgendlich kann er sich am Anblick seiner zwölf SL erfreuen – und daran, dass deren Wert von der-



Ford A Cabrio



Jaguar XK 120



BMW Isetta 300



DKW AU 1000 S



Porsche 365



Citroën 11 CV

zeit gut zehn Millionen Mark jedes Jahr noch um fünf bis acht Prozent steigt.

Der mögliche Spekulationsgewinn aber steht für wahre Oldtimer-Freunde nicht an der Spitze in der Hierarchie ihrer Motive. Manch einen, wie den Kaufmann Winfried Jeandré, 51, aus dem rheinland-pfälzischen Altenahr, trieben Jugenderinnerungen zum Oldtimer-Kauf. Mit dem Hinweis „Ich hab mit dem doch immer beim Kartenspielen im Autoquartett gewonnen“ begründet Jeandré, warum er 60 000 Mark für sein rotes Jaguar E Cabriolet ausgegeben und weitere 40 000 Mark in die Restaurierung gesteckt hat.

Das Altwagen-Hobby ist eine klassische Männerdomäne, und offenbar erlaubt es vielen Beteiligten, einen Teil der Sinnlichkeit auszuleben, die sie sonst unterdrücken.

Fritz B. Busch, Grandseigneur der deutschen Autokritik und eifriger Sammler rollenden Kulturguts, schätzt Oldies, weil deren Technik unter dem Blechkleid nicht verschwindet, sondern durch das Design betont wird – „so wie ein schöner Frauenkörper in einem hautengen Kleid zur Geltung kommt, das hinreißend gekonnt geschneidert ist“.

Für Gerhard Merkel, Anzeigenchef des Fachblatts „Motor Klassik“, ist das akustische Erlebnis, mit seinem Alfa Romeo Spider Fastback des Baujahrs 1977 durch einen Tunnel zu fahren, „ein Fest für die Sinne“. Was er dabei in tiefer Frequenz wahrnimmt, komme einem Opernbesuch gleich: „Das ist kein Lärm, das ist Musik.“

Die kakophonischen Konzerte finden meist im Sommer statt. Sind das Blech (mit einem) und der Chrom (mit einem anderen Lappen) auf Hochglanz gebracht, schwärmen die Altauto-Fans zu einem der 40 bis 50 Oldtimer-Treffen aus, zu denen Clubs an fast jedem Wochenende zwischen Flensburg und Passau, Trier und Bautzen einladen.

Frauen in Petticoats und Männer mit Elvis-Tollen stolzieren da umher, Tausende von Zuschauern stöbern auf Flohmärkten zwischen Nierentischen und Gus-Backus-Schallplatten – und oberstolz wie Zweijährige, die ihren Eltern das erste selbst gebaute Lego-Haus vorzeigen, präsentieren die Oldtimer-Eigner in all dem Trubel sich und ihre Pretiosen.

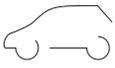
Die Liebe zum aufgemöbelten Blech könnte die Gemeinde der Oldtimer-Freunde einen; in Wahrheit herrscht ein stark ausgeprägtes Klassenbewusstsein vor, das sich aus dem Wert des vierrädrigen Besitzstandes herleitet und den Neigungswinkel bestimmt, in dem die Eigentümer ihre Nasen tragen.

Ganz oben und nahezu gottgleich stehen im hoch differenzierten Kastensystem der Schnauferl-Kutscher die „Kompressor-Leute“ – Männer, die zwei Millionen Mark für einen Mercedes SSK-Rennwagen aus den dreißiger Jahren ausgeben können –,

**Oldtimer auf dem Nürburgring*
Liebe zum aufgemöbelten Blech**

* Beim Oldie-Treffen in Adenau am 29. Juli.

FOTOS: M. SASSE / LAIF



knapp gefolgt von den Flügeltürer-Fans mit ihren Mercedes 300 SL.

Die Gemeinde der Ferrari-Fans fällt dagegen etwas ab, vielleicht auch, weil manche Fahrer diesen Typs beim Oldtimer Grand Prix allzu ungeniert ihre Rolex und die Damen in ihrer Begleitung allzu heftigen Goldschmuck zur Schau stellen.

Mit diesen beiden Gruppen am selben Tisch speisen zu wollen würde den Fahrern der Preisklasse zwischen 100 000 und 200 000 Mark auch im Traum nicht einfal-

sie verhängen, im stillen Konsens der Kasteneroberen, die schlimmste Strafe, die auf dem Asphalt denkbar ist: Sie grüßen die Unberührbaren nicht.

Dabei gibt es gerade unter den Hochnäsigen einige Schlingel, die sich, auch nach Meinung ehrlicher Sammler, Bewunderung nicht recht verdient haben: Vor allem Freiberufler kaufen seit Monaten verstärkt Oldtimer, um angesichts der Euro-Einführung schwarze D-Mark-Restbestände vor dem Fiskus zu retten. Selbst in renommierten

heute beschäftigt der Ditzinger Mercedes-Spezialist 72 Mitarbeiter. Seine Kundenkartei umfasst 600 Mercedes-SL-Fans – „alles Namen, die man aus der Zeitung kennt“, wie Kienle anmerkt.

Aber auch indische Maharadschas oder Mitglieder der thailändischen Königsfamilie müssen bei ihm zwei Jahre warten, bis sie an der Reihe sind, ein weiteres Jahr dauert die Restaurierung eines 300 SL.

Zu den angenehmen Seiten des Hobbys zählt: Um Ersatzteile muss sich der gut betuchte Altauto-Fan nicht sorgen. Geht was kaputt, stellen die Automobilwerke umgehend Ersatzwerkstücke bereit. Denn die Firmen, allen voran Mercedes-Benz, haben längst die Werbewirksamkeit von Oldtimern erkannt: Rollende Veteranen, weiß Stefan Röhrig, Chef des Classic Center von DaimlerChrysler im schwäbischen Fellbach, seien doch „der beste Beweis für die Langlebigkeit der Produkte“.

Selbst wenn der Zylinderkopf eines SSK-Rennwagens seine Arbeit verweigert, kann Mercedes helfen. Zum Stückpreis von rund 70 000 Mark lässt sich das teuerste Auto-Ersatzteil der Welt beschaffen – aber wer zwei Millionen Mark für einen SSK ausgegeben hat, wird kaum einen Kredit dafür aufnehmen müssen.

Manche Klassiker, etwa der Mercedes 190 SL, Dienstwagen der 1957 ermordeten Frankfurter Edelhure Rosemarie Nitribitt, kann vollständig aus Ersatzteilen neu zusammengebaut werden, Kosten: 200 000 Mark. Da kommt es allerdings billiger, einen gut erhaltenen Gebrauchten für rund 100 000 Mark zu erwerben und ein paar Mark für Feinarbeiten bereitzulegen.

Selbst bei Automarken wie MG, Triumph oder Austin, die längst vom Markt verschwunden sind, klappt die Ersatzteilversorgung „inzwischen besser als zu Lebzeiten der Firmen“, sagt Peter Hoffmann, Wetzlarer Niederlassungsleiter des Briten-Spezialisten Anglo-Parts Autoteile. Einen Tag müssen seine anglophilen Kunden auf eine Lichtmaschine für die schönen Road-



W. SASSE / LMF

Oldtimer-Rallye in Adenau: Gottgleich in alten Autos

len. In dieser Kategorie gibt es wunderschöne restaurierte Katzen aus Coventry wie den Jaguar XK 120 und würdige deutsche Altvordern wie den Porsche 356. Besitzer solcher Trouvailles wiederum werden bewundert von der Kaste der Triumph-TR-3- und TR-4-Fahrer, der Porsche-911-Fans und der Alfa-Spider-Eigner, die auch jeder ein paar zehntausend Mark haben springen lassen.

Angewidert schließlich dreht sich manch einer aus den oberen Kästen ab, wenn die Unberührbaren vorgehen. Denn das ist doch nun wirklich die Frage, unter hartgesottene Oldtimer-Fans geradezu die Frage des Jahres: Darf man den Club für Leute öffnen, die sich neuerdings mit simplen Brot-und Butter-Autos wie dem Opel Rekord, dem VW 1500 oder dem Ford Granada bei Oldtimer-Treffen frech unter die Schausteller mischen?

„Zum Entsetzen mancher Fahrer“, notierte Bernd Wieland, Geschäftsführender Redakteur der „Motor Klassik“, habe sein Blatt im Sommer bei der legendären Rallye Silvertta Classic Montafon „sogar einen hallenbadblauen, originalen Ford Capri I von 1971“ zugelassen, um damit die ganze Bandbreite des Automobilbaus in jenen Jahren zu repräsentieren.

Klage können die Hardliner gegen solche Entscheidungen nicht erheben. Aber

Autohäusern tauchen vermehrt Handwerker auf, die ein paar hunderttausend Mark für einen restaurierten Mercedes, Porsche oder Jaguar in bar bezahlen möchten – ohne Rechnung. Allenfalls bieten sie halbe an, eine Hälfte auf Rechnung, die andere unter der Hand.

„Das hat spürbar zugenommen“, sagt Jochen Strauch, Kraftfahrzeugsachverständiger und Chef des Oldtimer-Bewerters Classic Data in Castrop-Rauxel. Auffällig

„Da legen Leute 1,4 Millionen für einen Ferrari auf den Tisch“

sei zudem eine Verjüngung der Szene. „Da kommen Leute, die keine Ahnung von Autos haben, aber gleich 1,4 Millionen Mark für einen Ferrari aus den fünfziger Jahren auf den Tisch legen“, sagt Strauch.

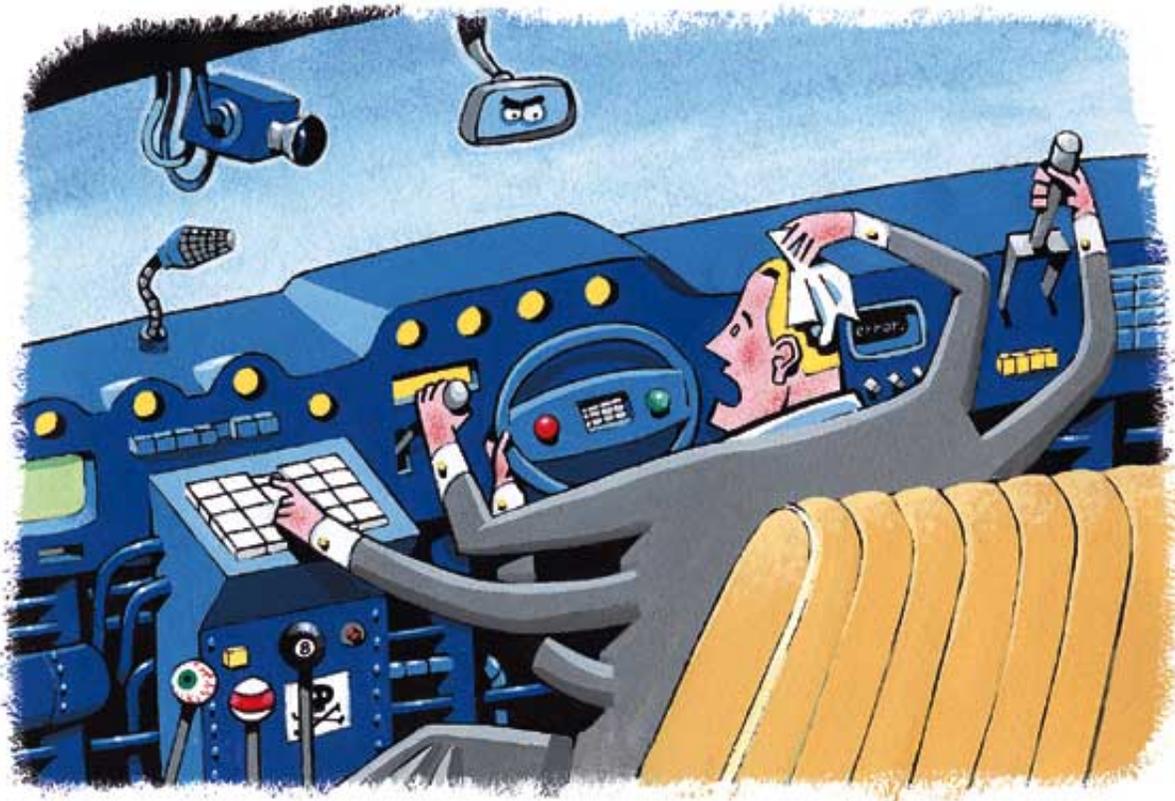
Die Branche boomt, der Preis für einen Jaguar XK 120 etwa stieg binnen eines Jahres um 25 000 auf 135 000 Mark, ein Ferrari Lusso kletterte im selben Zeitraum gar von 60 000 auf 340 000 Mark. Am Zuwachs profitieren auch Hunderte von Spezialwerkstätten, die die Jahrzehnte alten Autos wieder herrichten.

Mit zwei, drei Oldtimern beispielsweise hat der schwäbische Restaurator Klaus Kienle einst in einer Garage angefangen,

ster MG A und MG B warten, eine Woche auf einen Kotflügel.

Leidenschaftliche Kollektionäre wie der Autokritiker Busch beschäftigen sich unterdes eher mit Zukunftsgedanken als mit dem schnöden Problem der Ersatzteilbeschaffung. Die für ihn wichtige Frage lautet: „Welches Auto soll ich mir jetzt weglegen, damit ich morgen damit richtig liege?“ Die Antwort ist überraschend.

Ein nagelneuer Smart, so Busch, könnte die richtige Wahl sein. Mit diesem Gefährt dürfte sich der Sammler in 30 Jahren in einem Oldtimer-Korso vom zu erwartenden Pulk der Mazda MX-5 und Porsche 911 recht vorteilhaft abheben. CARSTEN HOLM



MILS FLEIGNER

DESIGN

Versager im Cockpit

Die Knöpfervielfalt moderner Automobile ist von Laien kaum mehr zu meistern: Jedes Mal ein neues Rätsel, wenn man sich in ein Mietauto wagt. Gibt es einen Weg zurück zum einfachen Fahren?

Zu Hilfe, wo ist jetzt der Scheibenwischer? Es tröpfelt, es prasselt, gleich wird es schütten, und die Scheibe ist schon blind. Vom Wischerhebel keine Spur. Wo er sonst immer verlässlich herausragt, rechts am Lenkrad, da ist er nicht. Also runter von der Straße mit knapper Not, heraus mit dem Handbuch und fleißig geblättert.

Aha, ein Mercedes geruht den Wischer auf der linken Seite zu haben. Dort findet sich, gut versteckt hinter dem Lenkrad, eines dieser Knüppelchen zum Kippen, Drücken und Ziehen, die über und über mit Funktionen beschriftet sind. Dieses hier, so zeigt sich, kann auch noch gedreht werden.

Jedes Mal ein neues Rätsel, wenn man sich heutzutage in ein Mietauto wagt. Wäre die Wahl auf einen Renault gefallen, dann säßen auf dem linken Hebel statt der Scheibenwischer die Hupe und das Licht, letzteres verteilt auf gleich zwei Drehringe nebeneinander. (Wer nicht aufpasst, dreht mit dem Abblendlicht auch das grelle Nebelschlusslicht an, was ein strafbewehrtes Vergehen ist.)

In einem Toyota Lexus wiederum kann man selbst nach dem Heizungsknopf lange suchen. Der Knopf ist weg; es gibt ihn nur noch virtuell: Der Fahrer muss auf einem Bildschirm herumtippen, bis das Heizungs-menü erscheint. Dann studiert er die Verteilung der Schaltflächen, drückt schließlich aufs gewünschte Feld, und schon wird es gemütlich – es sei denn, der Bildschirm ist wieder mal verschmiert vom Fingerfett. Es empfiehlt sich, zuvor einen Parkplatz anzusteuern.

Ein modernes Auto will gemeistert sein. Dafür bietet es immer neue Funktionen: vom multipel verstellbaren Lenkrad bis zur Lendenstütze, die sich auf Wunsch aus der Rückenlehne herausbeult. Ein Mercedes der S-Klasse hat so viele Schalter, dass das Handbuch stolz von einem „Cockpit“ spricht. Die Piloten gebieten hier über Knöpfe, die SYS heißen, MFA oder RET C. Auch in anderen Modellen sprießen die Schalter; selbst der Golf hat jetzt am Scheibenwischerhebel ein Knöpfchen, auf dem RESET steht.

Die Fahrer können ja gefälligst nachschlagen, aber das ist eine Aufgabe für sich. „So ein Handbuch kommt heute daher wie

ein Kinder-Brockhaus“, sagt Gert Hack, altgedienter Autotester bei der Zeitschrift „Auto, Motor und Sport“. Rund 1500 Modelle hat Hack in seiner Laufbahn ausprobiert, aber auch ihm blühen noch Überraschungen.

Beim Einsteigen fängt es schon an. Wer ahnt denn, dass beim Chrysler Cherokee die hinteren Türen erst aufgehen, wenn man zweimal auf den Knopf fürs Funk-schloss gedrückt hat? Das Modell Voyager dagegen springt nur an, wenn die Kupp-lung voll durchgetreten ist. Das hat Hacks Kollege Thomas Fischer erlebt. „Bei einem Saab wiederum“, sagt Fischer, „lässt sich der Zündschlüssel nur abziehen, wenn der Rückwärtsgang eingelegt ist.“

Die Autoindustrie spekuliert auf die Trägheit des Fahrers. „Der gewöhnt sich ja schnell an alles“, sagt Fischer. So entwickelt ein jeder Hersteller sein höchst-gegenes Bedienkonzept. Aber sollten nicht wenigstens die Hebel und Schalter des täg-lichen Bedarfs auch für den Neuling auf Antrieb erreichbar sein?

Die Zeiten, da Papi sein Lebtage Daimler oder Opel fuhr, sind ohnehin vorbei. Das Mietwagengeschäft blüht; rund vier Mil-

lionen Automietverträge im Jahr schließt allein der Marktführer Sixt ab.

Der Mietwagenfahrer erlebt den ganzen Reichtum der Bedienkonzepte – und sich selber als Versager: Vorm Losfahren fingert er schon erbittert an den Instrumenten herum, weil der Vormieter das Multifunktionsdisplay auf französische Anzeige umgestellt hat. Später, auf einem Parkplatz, blättert er schwitzend im Handbuch, während die Alarmanlage jault ohne Unterlass – nur weil er Funkschloss und Türklinke in unzulässiger Reihenfolge betätigt hat.

Zum Höhepunkt kommt es schließlich beim Volltanken. Testredakteur Fischer berichtet von Fahrern, die an der Tanksäule

Auf den Mittelkonsolen nahmen dafür Navigationscomputer, Autotelefone und CD-Wechsler Platz; ohne Copiloten geht da leicht der Überblick verloren. Den größten Beitrag zur Wirrsal leisten die Hersteller von Autoradios, die sich immer winzige Knöpfe ausdenken und mit Buchstabenrätseln wie „SRC/MDS“ beschriften. „Bei manchen Radios“, sagt ADAC-Tester Peter Thywissen, „ist schon das Einschalten ein Problem.“

Hoffnung gibt allein noch der „Normenausschuss Kraftfahrzeuge“. Dort ringen Vertreter der Industrie darum, dass in den verschiedenen Automodellen die Bedienelemente wenigstens einheitlich verteilt werden. Ein mühseliges Geschäft.

ten, sagt Sicks. Neue Symbole werden nur noch widerstrebend angenommen.

Hermann Künzner, Ergonomieforscher bei BMW, findet auch, dass es langsam genug ist. In einem Modell der jüngsten 7er Reihe hat er 35 Anzeigen und 65 Bedienelemente gezählt. Darunter ist ein Knopf, der den eingebauten Kassettenspieler veranlasst, etwaige Leerstellen auf dem Tonband zu überspringen. Ob ihn jemals ein Mensch gedrückt hat?

BMW will nun mit der nächsten 7er Reihe die Umkehr einleiten. Das neue System iDrive, das auf der IAA vorgestellt wird, ist von klösterlicher Schlichtheit. Die wichtigsten Funktionen – Scheibenwischer, Blinker, halbautomatische Knopfschaltung – finden sich direkt am Lenkrad. Ein guter alter Drehknopf am Armaturenbrett bewirkt, dass es wärmer oder kälter wird; ein anderer macht die Musik lauter oder leiser. Viel mehr ist nicht zu sehen.

Den ganzen gewaltigen Rest haben die Konstrukteure weggeräumt in eine Bildschirmsteuerung. Rund 700 Funktionen warten dort auf Wagemutige. Bedient wird nicht durch Herumfingern auf dem Monitor, sondern über einen handgroßen runden Kuppelschalter nahe der Mittellehne, der sich wie ein Joystick in die acht Richtungen der Windrose drücken lässt. So ist er blind zu bedienen: Im Süden ist immer das Entertainment, im Westen das Klima. Wer will, kann sich dort in den Exzessen der Feinabstimmung verlieren – und zum Beispiel der Sitzheizung beifahrerseite befehlen, die Lehne um zwei Grad wärmer zu halten als die Sitzfläche.

Wer aber bloß fahren will, muss sich darum nicht kümmern. Das Auto nimmt es ihm nicht einmal übel, wenn er den Draht zum Bildschirm mit der Kombizange durchzwickelt.

MANFRED DWORSCHAK

„Der Fahrer gewöhnt sich ja schnell an alles“

in ihren Wagen herumkriechen und nach einer Viertelstunde schamzerfressen und unbetankt weiterziehen. Sie haben einfach nicht herausgefunden, wie der Tankdeckel zu entriegeln geht.

Früher hatten die Autos bestenfalls ein Schloss am Deckel. Heute ist da meist gar nichts mehr, und der Deckel geht trotzdem nicht auf. (Kleiner Tipp: Den Bodenbereich um den Sitz herum nach Druckknöpfen absuchen! Im Golf ist die erlösende Taste gleich neben der Handbremse.)

So ist das, wenn die Elektronik regiert: Die Hebel und Knöpfe haben sich gelöst von ihren angestammten Plätzen, und nun sind sie auf Wanderschaft. Die Schalter fürs elektrische Schiebedach zum Beispiel verkrochen sich unters Armaturenbrett. Es dauerte Jahre, bis Mercedes auf die Idee kam, sie oben beim Schiebedach unterzubringen, wo früher auch die Handkurbel war.

Jüngstes Beispiel: die neue Halbautomatik, die das Schalten per Knopfdruck erlaubt. Ein Knopf schaltet zum nächsthöheren Gang, der andere zum niedrigeren. Welcher soll nach vorne?

Der Laie würde wohl den vorderen Knopf zum Höherschalten wählen; der Wagen wird davon ja auch schneller. Doch ein jeder Autokonzern hält es nun, wie er mag. Der Trend, sagt Ausschuss-Geschäftsführer Walter Sicks, geht eher zum Gegenteil: Höherschalten nach hinten – wie es im Rennsport aus unerfindlichen Gründen der Brauch ist. „Die Hersteller argumentieren: Man wird ja auch nach hinten gedrückt beim Beschleunigen.“

Auf einem Feld immerhin konnte der Normenausschuss Maßstäbe setzen: Die wichtigsten Knöpfe sollen in jedem Auto gleich aussehen. Allerdings enthält der Katalog des Ausschusses bereits 200 Standardsymbole. Jetzt heißt es Einhalt gebie-

Werbeseite

Werbeseite

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Beauty-Queen am Scheideweg“

Adidas-Vorstandschef Herbert Hainer über Sportstars als Helden in der Werbung, die Lehren aus dem „ran“-Desaster von Sat.1 und das Zusammenwirken mit dem FC Bayern München

SPIEGEL: Herr Hainer, wem haben Sie die Daumen gedrückt am vorletzten Samstag in München beim WM-Qualifikationsspiel Deutschland gegen England?

Hainer: Natürlich der deutschen Mannschaft. Wieso fragen Sie?

SPIEGEL: Englands Kapitän ist David Beckham, eine Ikone, mit der Sie weltweit werben. Wenn Beckham bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2002 nicht dabei wäre ...

Hainer: ... würde ich ihn schwer vermissen. Und wir würden alles versuchen, seine Strahlkraft während des Turniers trotzdem zu vermarkten. Aber die Sorge scheint ja seit dem 1:5 unbegründet.

SPIEGEL: Erst dieser Tage haben Sie in Großbritannien wieder eine große Werbekampagne mit ihm gestartet. Was macht die Figur Beckham so faszinierend?

Hainer: Er ist ein hervorragender Fußballer, das ist das Wichtigste. Er kann Flanken schlagen wie kein Zweiter. Hinzu kommt, dass er sicher sehr gut aussieht und dadurch für junge Fans sehr attraktiv ist. Unsere Hauptzielgruppe sind nun mal die 12- bis 20-Jährigen.

SPIEGEL: Hätte der eher schüchterne Sohn eines Küchenmonteurs auch ohne die Liaison mit einer Sängerin der Spice Girls Kultstatus erlangt?

Hainer: Diese Verbindung hat alles noch einmal getoppt. Mit Beckham und seiner glamourösen Frau kann die Presse sicherlich mehr anfangen als mit einem soliden Stopper vom FC Liverpool.

SPIEGEL: Während Adidas früher seine Werbegelder

quasi mit der Gießkanne über die Sportarenen hat regnen lassen, setzen Sie jetzt konsequent auf eine Hand voll Athleten wie Beckhams französischen Kollegen Zinedine Zidane, den australischen Schwimmer Ian Thorpe oder den US-Basketballprofi Kobe Bryant. Welche Eigenschaften muss einer haben, um die Botschaft von den drei Streifen um die Welt zu tragen?

Hainer: Erstens: Er muss in seiner Sportart ein absoluter Ausnahmeathlet sein. Zweitens muss er bestimmte Charaktereigenschaften haben: Siegeswillen, Durchsetzungsvermögen, Glaubwürdigkeit. Und er darf nicht von einer Affäre in die nächste stolpern.

SPIEGEL: Private Affären? Doping-Affären?

Hainer: Zu Doping haben wir eine klare Firmenphilosophie: Wenn einer erwischt wird, lösen wir den Vertrag sofort auf.



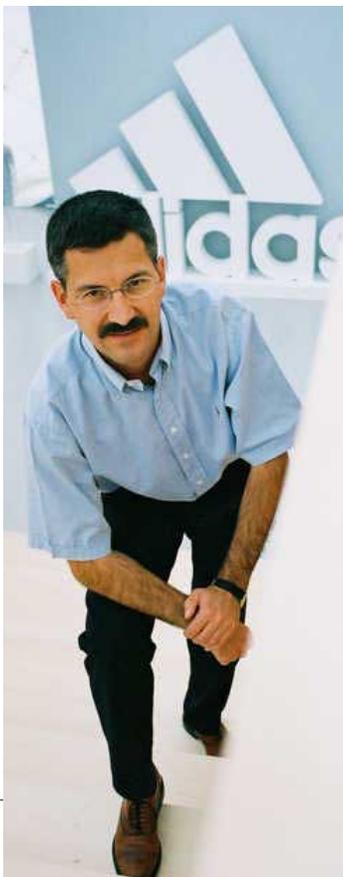
Anna Kurnikowa, 20, spielt seit 1992 in Adidas-Kleidung. Das bringt ihr rund 6 Millionen Dollar im Jahr ein. Dafür steht sie Adidas an sechs bis zehn Tagen für PR-Termine oder Werbeaufnahmen zur Verfügung.

SPIEGEL: Ihr schärfster Wettbewerber schweigt Doping lieber tot. Neulich auf einer Nike-Presskonferenz bei der Leichtathletik-WM würgte ein Marketingmanager die Diskussion ab mit den Worten: „Im Sinne des Sports werden keine Fragen zum Thema Doping beantwortet.“ Ist so eine Haltung die Konsequenz aus den Millionen, die die Industrie in den Sport pumpt?

Hainer: Nein. Adidas hätte vorher sicher gestellt, dass unser Mitarbeiter bei der Pressekonferenz dieses Statement nicht machen würde.

SPIEGEL: Das Ausblenden unliebsamer Aspekte ist unter den Vermarktern der Sportler längst ein gängiger Reflex. Diese Manager schicken ihre Klienten in Rhetorikseminare und schleifen jede Kante rund. Ein Irrweg?

Hainer: Junge Sportler, die sehr früh zu Ruhm und Geld kommen, brauchen Hilfestellung. Falsch ist aber, Menschen zu verbiegen und sie zu unnatürlichen Gestalten zu machen. Jeder hat bestimmte Charakterzüge, für die man ihn mag oder nicht mag. Ich glaube nicht an den Einheitsportler. Im Fußball sucht man nach dem mündigen Profi, der Verantwortung auf dem Spielfeld



Herr der drei Streifen

Herbert Hainer, 47, ist seit 1987 bei Adidas. Der ehemalige Bayernliga-Fußballer der SpVgg Landshut übernahm im März den Vorstandsvorsitz des Sportartikelherstellers. Bei Umsatzerlösen von 11,4 Milliarden Mark gab Adidas-Salomon im Vorjahr für das **Marketing rund 1,5 Milliarden Mark** aus – je zur Hälfte für Werbung und Sponsoring. Für die nahe Zukunft strebt Hainer Gewinnsteigerungen von jährlich 15 Prozent an. Dazu will Adidas vor allem im weltgrößten Sportmarkt USA wachsen, bei Schuhen von 12 auf 20 Prozent Marktanteil. Hainer: „Der durchschnittliche Deutsche verbraucht eineinhalb Paar Sportschuhe pro Jahr, der Amerikaner sechs bis sieben.“

Umsätze weltweit in Millionen Euro



Das Gespräch führten die Redakteure Alfred Weinzierl und Michael Wulzinger.

JORG OBERHEIDE



David Beckham, 26, Manchester United, trägt seit 1998 Adidas-Fußballschuhe. Jahresgage: rund 3,3 Millionen Mark. Der Schönheitsfehler: Sein Club und die englische Nationalelf spielen in Trikots der britischen Konkurrenzmarke Umbro.



Kobe Bryant, 23, Los Angeles Lakers, schloss 1996 für rund 5 Millionen Dollar einen Sponsoringvertrag mit Adidas ab. Damals noch ein unbekannter High-School-Spieler, zählt Bryant heute zu den Topstars der NBA. Sein Schuh „The Kobe“ machte 2000 einen weltweiten Umsatz von 62,5 Millionen Dollar. Ein Nachfolgemodell kommt im November.

ALLSPORT / ACTION PRESS (L.); VINCE BUCCI / AFP / DPA (R.)

übernehmen soll – doch nach dem Schlusspfeiff soll er den Mund halten, wie in eine Schachtel verpackt gucken und lächeln, wenn eine Kamera in der Nähe ist. Das passt nicht zusammen.

SPIEGEL: Die Vereine wollen das aber so.

Hainer: Das ist ein Fehler. Der Sport lebt von den Emotionen, von Exoten und von Vielfalt. Wenn alles dem Mainstream untergeordnet ist, wird das schnell langweilig. Nehmen Sie die Tennisspielerin Jennifer Capriati, die war mit 16 ein Superstar, geriet dann aus der Spur ...

SPIEGEL: ... und mit ihren Drogeneskapaden und Fressanfällen zum Alptraum eines jeden Sportmanagers.

Hainer: Aber sie ist zurückgekommen, hat in diesem Jahr Grand-Slam-Turniere gewonnen. Darin liegt der Reiz des Sports.

SPIEGEL: Ihr weiblicher Werbestar, Anna Kurnikowa, hat keinen Absturz hinter sich, war aber auch noch nie richtig oben. Trotzdem ist die Russin mit 14 Millionen Dollar jährlich die bestbezahlte Sportlerin der Welt.

Hainer: Sie sind ungerecht. Anna war in den Top Ten und stand in einem Grand-Slam-Halbfinale. Das muss man erst mal erreichen.

SPIEGEL: Aber gewonnen hat sie noch kein Turnier. Gilt das Adidas-Gesetz, wonach nur die Allerbesten zur Werbung taugen, bei Anna Kurnikowa nicht?

Hainer: Anna steht nach meinem Dafürhalten am Scheideweg. Nur die Beauty-Queen zu sein, das wird auf Dauer nicht ausreichen. Sie muss noch einmal ernsthaft angreifen und dann hoffentlich auch ein Turnier gewinnen, damit sie auch als Sportlerin ernst genommen wird.

SPIEGEL: Kurnikowa ist seit mehr als einem halben Jahr verletzt. Dennoch steht sie permanent in den Schlagzeilen, zuletzt wegen ihrer vermeintlichen Hochzeit mit einem Eishockey-Profi.

Hainer: Mir wäre es lieber, wenn sie vorige Woche bei den US Open in New York gespielt hätte. Denn nur wenn sie spielt, auf dem Bildschirm bei einem Tennismatch erscheint, kann sie unsere Marke glaubwürdig transportieren. Aber derzeit ist sie nun mal verletzt.

SPIEGEL: Kann Adidas aus einem Sportler einen Star machen?

Hainer: Wir können dazu beitragen.

SPIEGEL: Indem Sie ihn zur Werbefigur befördern und ihm dadurch weltweite Popularität verschaffen?

Hainer: Das klingt mir zu abschätzig. Wir können dem Sportler in der Vermarktung seines Popularitätsgrades helfen, wie derzeit bei Beckham oder Bryant.

SPIEGEL: Bei NBA-Star Kobe Bryant scheint es eher umgekehrt. Sie müssten ihm dankbar sein: Unter seinem Namen haben Sie in den USA erstmals einen Sportschuh jenseits der 100-Dollar-Grenze verkauft.

Hainer: Das war ein großes Risiko. Jeder hat gesagt, 125 Dollar ist viel zu hoch im Preis, ihr seid verrückt. Nun, wir haben jeden produzierten Schuh verkauft: 500 000 Stück.

SPIEGEL: Adidas galt bei den Kids in den USA als uncool. Weltmarktführer Nike wählt in seiner öffentlichen Darstellung eine sehr aggressive Sprache, spricht gern vom „Krieg ohne Kugeln“, wenn vom Kampf um Marktanteile die Rede ist. Ist Adidas zu brav?

Hainer: Wir haben ganz einfach andere Wertvorstellungen. Nike hat 1996 in Atlan-

ta folgende Werbebotschaft verbreitet: Du hast nicht Silber gewonnen, sondern Gold verloren. Das würde Adidas niemals so formulieren. Da fehlt jeglicher Respekt gegenüber den Athleten.

SPIEGEL: Christoph Bieber, Autor eines beachtlichen Buchs über die Sportgiganten Nike und Adidas, will erkannt haben, dass Sie nicht mehr Ihre Produkte als Helden inszenieren, sondern sportliche Helden zu den eigentlichen Produkten machen. Hat er Recht?

Hainer: Ich mag solche Extreme nicht. Der Sportler war immer schon Mittler einer Werbebotschaft. Jesse Owens 1936 genauso wie Emil Zátopek in den Fünfzigern. Heute ist das natürlich alles sehr sophisticated gemacht.

SPIEGEL: Seit Jahren taucht in Ihren internationalen Fußball-Werbespots kein Deutscher auf. Warum?

Hainer: Wir haben uns entschlossen, Bayern München zu einem unserer Topsymbole zu machen, da wollten wir nicht einzelne Spieler herausheben. Auf der anderen Seite ist die deutsche Nationalelf nicht in der Verfassung, dass wir sagen können: Mit denen planen wir bis ins Finale.

SPIEGEL: Ihre Manager sehen in einer Fußball-Weltmeisterschaft den „Lebensnerv von Adidas“. Ist es dann für die WM 2006 im eigenen Land nicht dringend geboten, einen deutschen Helden präsentieren zu können?

Hainer: Der Held kann auch die Mannschaft sein. Aber natürlich lebt der Sport von Typen, die die Kraft haben, Massenbewegungen zu inszenieren.

SPIEGEL: Sehen Sie so einen Typen am Horizont?

Hainer: Sebastian Deisler hat gute Voraussetzungen, ein internationaler Topstar zu werden. Er muss im richtigen Team spielen, das Team muss erfolgreich sein, er muss richtig beraten werden.

SPIEGEL: Wenn Adidas, wie es heißt, Anteile an einer Bayern München AG erwirbt, können Sie ja Einfluss darauf nehmen, dass Deisler vom Nike-Club Hertha BSC Berlin an die Isar wechselt.

Hainer: Dass ich Deisler, der ja in Adidas-Schuhen spielt, lieber bei einem Adidas-

Bayern. Auch über einen Einstieg in die Sportvermarktung wird in Ihrem Haus nachgedacht. Die Pleite von ISL, einer ehemals aus dem Adidas-Imperium hervorgegangenen Vermarktungsfirma, schreckt Sie nicht?

Hainer: Im Moment haben wir genügend Baustellen im eigenen Haus. Deshalb haben wir uns auch nicht um einen Rückkauf der Agentur ISL bemüht. Aber Sportvermarktung ist ein interessantes Thema, das zu uns passt. Wir verstehen eine Men-



FC Bayern München, Champions-League-Sieger, ist seit 1963 mit Adidas verbunden. Geschätzte 15 Millionen Mark erhält der Club pro Jahr, für Titel gibt es Prämien. Indes wirbt auch Konkurrent Nike um den Münchner Imagerträger.

Club sehe als in einem, der von einem Wettbewerber ausgerüstet wird, versteht sich von selbst. Was den Ausbau unserer Zusammenarbeit mit dem FC Bayern angeht, sind wir in sehr engen Gesprächen. Aber für Details ist es noch zu früh.

SPIEGEL: Bayern-Manager Uli Hoeneß denkt an eine „strategische Partnerschaft“, in der Sie zehn Prozent der Clubanteile übernehmen könnten. Welche Vorteile hätte das für Adidas?

Hainer: Jetzt reden wir über eine Hypothese. Wir könnten mit Bayern München sehr viel mehr machen, als wir das heute tun. Das ist ein Club mit weltweitem Ansehen. Vor allem in Asien könnten uns die Bayern helfen, die Marke Adidas im Fußball weiter nach vorn zu bringen.

SPIEGEL: Ist eine Beteiligung von Adidas abhängig vom Bau eines neuen Stadions in München?

Hainer: Mir scheint unabdingbar, dass die Bayern ein neues Fußballstadion bekommen. Aber eine engere Zusammenarbeit streben wir auch an, wenn der Club weiter im Olympiastadion spielen müsste.

SPIEGEL: Ihre Ausweitung der Geschäftsfelder beschränkt sich nicht auf den FC

ge davon. Wenn wir also heute über einen Zeitraum von fünf bis zehn Jahren nachdenken, dann sehe ich dort ein weiteres Standbein für unser Unternehmen.

SPIEGEL: Der Markt unterliegt einem Konzentrationsprozess wie nie zuvor. Ist daher nicht Eile geboten?

Hainer: Es wird eine Marktbereinigung geben. Ein Beispiel: Jeder hat gesagt, wer auf den Internet-Zug nicht aufspringt, verpasst den Anschluss. Gott sei Dank haben wir da kein Geld verbraten. Oder nehmen wir Tennis: Das wurde vom Fernsehen kaputtgesendet. Da muss man aufpassen. Genauso wie der Fußball aufpassen muss, dass der Zuschauer nicht übersättigt wird.

SPIEGEL: Was die Rückverlegung der Sat.1-Sendung „ran“ angeht, haben die Zuschauer für eine Korrektur gesorgt, nicht die Händler der Ware Fußball.

Hainer: Weil die Vermarkter aus der Tenniskrise keine Lehren ziehen wollten. Fußball ist ein Massensport, den kann man unmöglich im Pay-TV verstecken – der muss allen Leuten zugänglich sein.

SPIEGEL: Herr Hainer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

FUSSBALL

Gefangen im Geflecht

Medienunternehmer Kölmel, einst von maroden Clubs als Retter gefeiert, hat in deutschen Ligen für Verwirrung gesorgt. Ein Konkursexperte warnt die Vereine.

Fußballersprüche voller unfreiwilliger Komik schmücken die Homepage des Düsseldorfer Unternehmens Sportwelt. Eines dieser Zitate, ein verunglücktes Spiel-Resümee, das dem Dortmunder Stürmer Fredi Bobic zugeschrieben wird, liest sich wie das aktuelle Firmenstatut von Michael Kölmels Fußballvermarktungsbetrieb: „Man darf jetzt nicht alles so schlecht reden, wie es war.“

Woran weder Schönredner noch Schwarzmalerei zweifeln: Die Zeiten, da der aufstrebende Filmhändler Kölmel bei Jahreshauptversammlungen maroder Traditionsclubs als Deus ex Machina bejubelt und bei Stadionbesuchen wie Mutter Teresa empfangen wurde, sind passé. Seit Kölmels Kinowelt Medien AG in die Bredouille geriet und nach Zeitungsberichten gar „unmittelbar vor dem Konkurs“ („Süddeutsche Zeitung“) angelangt sein soll, macht sich bei den Partnern aus dem Ballgewerbe Verunsicherung breit.

Rund 120 Millionen Mark hat die Sportwelt, an der die Kölmel-Brüder Michael und Rainer 90 Prozent und Kölmels Kinowelt 10 Prozent der Anteile halten, bisher in sanierungswürdige Vereine gesteckt. Im Gegenzug für Darlehen und Bürgschaften sicherte sich der vermeintliche Samariter zumeist Gesellschaftsanteile und Optionen auf die Vermarktung von Fernsehrechten. Geblieben ist ein heilloser Durcheinander.

Ganz gleich, ob die Sportwelt weiter besteht, eventuell von einem Investor übernommen wird oder in Liquidation geht: Am Ende werden wohl Gerichte darüber entscheiden, wer wem noch was schuldet – und ob das Chaos auch manchen Verein vor den Konkursrichter bringt.

Die ersten deutschen Clubs haben Kölmels einst aus 14 Vereinen bestehendes Fußballreich schon verlassen. Bereits im Juni hatten fünf weitere Vereine erhoffte Millionenbürgschaften des Vermarktungspartners vermisst. Der 1. FC Magdeburg etwa sicherte sich die Regionallizenz des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) nur dank einer bundesweiten Spendenaktion. Und die Punkrockband Die Toten Hosen rettete ihren Heimatclub, Düsseldorfs Fortuna, mit einem Notsponsoring vor dem Konkurs.



ALEXANDER HASENSTEIN / BONGARTS

Filmhändler Kölmel: „Ohne Sinn und Verstand“

Zwei Sanierungsfälle aus Kölmels Wirkungsbereich – der SSV Ulm und Sachsen Leipzig – wanderten hingegen ins Insolvenzverfahren ab. Andere melden angebliche Zahlungsrückstände: Dynamo Dresden wartet noch auf 680 000 Mark aus der vergangenen Spielzeit; nach Angaben des Sportwelt-Sprechers Michael Meeske ist „den existierenden vertraglichen Verpflichtungen nachgekommen worden“.

Der Zweitliga-Aufsteiger Union Berlin dagegen glaubt nicht, dass von Kölmel noch viel zu erwarten ist – spätestens seit dem Verkauf der Rechte am Uefa-Cup-Spiel gegen den finnischen Club Haka Valkeakoski. Die Union-Marketinggesellschaft, immerhin mehrheitlich eine Tochter der Sportwelt, ließ das Geschäft mit dem ZDF über einen Kölmel-Konkurrenten abwickeln: Die Agentur Ufa, so Bertram, habe schlicht mehr Geld gebracht.

Der Regionalligaclub Fortuna Düsseldorf will gerichtlich klären lassen, ob der Partner den Darlehensvertrag im Mai rechtmäßig gekündigt hat. Kölmel argumentiert, die Fortuna habe zu viel Geld ausgegeben – und zwar „ohne Sinn und Verstand“. Düsseldorfs heutiger Schatz-

meister Kai Seibel moniert, dass Sportwelt die Verwendung der Mittel nicht überwacht habe. Statt den Clubs Wirtschaftspläne abzuverlangen, rügt der ehemalige Sportwelt-Berater und Ex-Profi Uwe Fuchs, „schützte Kölmel gutherzig sein Füllhorn aus“. Sportwelt verweist auf vereinbarte Auflagen: Die Clubs müssten etwa „Budgettreue“ nachweisen.

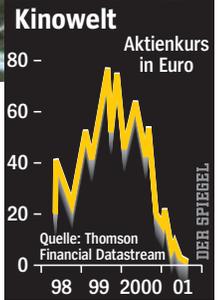
Auf den Rückfluss des geliehenen Geldes kam es dem großzügigen Partner anscheinend jedoch gar nicht immer an. Wichtiger war Kölmel die Aussicht auf TV-Rechte. So bekam Borussia Mönchengladbach nach eigenen Angaben die Option eingeräumt, ein 15-Millionen-Mark-Darlehen 2005 in Form eines 20-Prozent-Anteils an der Vermarktungs-GmbH zurückzuzahlen – für den Fall, dass die Fernsehrechte dann für jeden Club frei verkauft werden dürfen. Bislang werden sie vom DFB zentral vermarktet.

Clubs wie Mönchengladbach oder die Zweitligisten Aachen und Karlsruhe, die versprochene Kölmel-Gelder bereits einstrichen, meinen, sie hätten bei einem Sportwelt-Aus für ihren Spielbetriebset nichts zu befürchten. Wird das Unternehmen am Ende verkauft, droht jedoch Ratlosigkeit. Wilfried Straub, Geschäftsführer der Deutschen Fußball Liga, sieht die Vereine schon als „Gefangene eines Vermarktungsgeflechts“.

Zwar wähen sich manche Clubs für den Fall eines Sportwelt-Konkurses in der Gewinnerrolle. Union-Berlin-Chef Bertram hofft, dass er dann 16 Millionen Mark Darlehen „nicht zurückzahlen“ müsste.

Es kann jedoch auch anders kommen. Wird Sportwelt liquidiert, mahnt der renommierte Kölner Konkursrechtler Wilhelm Uhlenbruck, könne der Insolvenzverwalter die Darlehensverträge kündigen und die Beträge „sofort fällig stellen“.

MAIK GROSSEKATHÖFER, THILO THIELKE



Werbeseite

Werbeseite

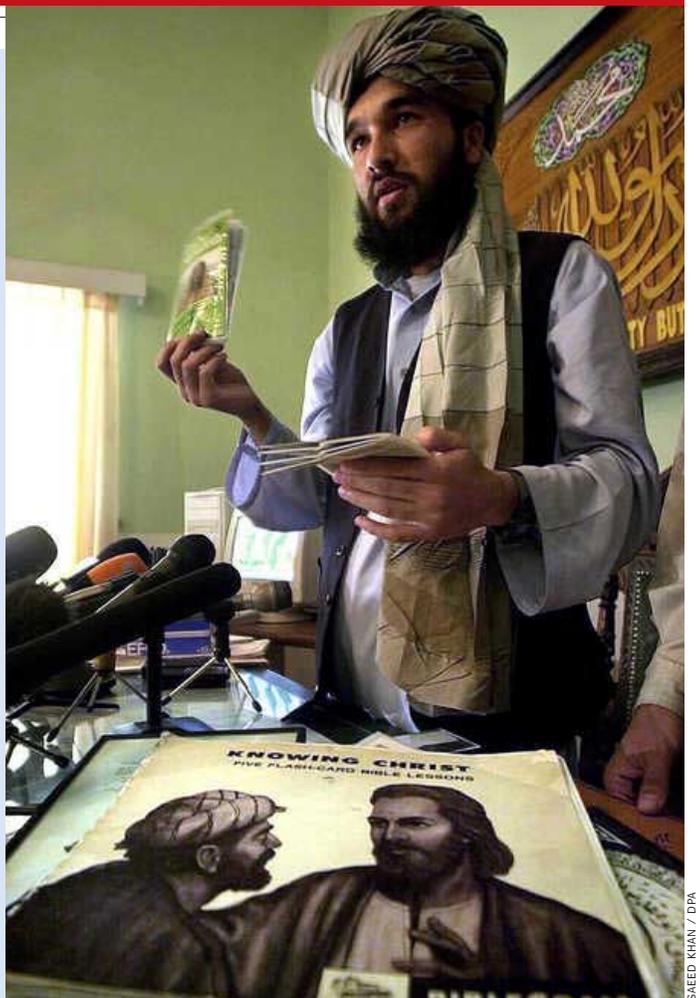
AFGHANISTAN

Hilfe vom Geheimdienst

Um die acht in Kabul inhaftierten Mitarbeiter des Hilfswerks Shelter Now, darunter vier Deutsche, vor harten Strafen zu bewahren, baut die Bundesregierung jetzt auf die Vermittlung des pakistanischen Geheimdienstes. Der ISI (Inter-Services Intelligence) besitzt beste Verbindungen zur Spitze der radikal-islamischen Taliban in Afghanistan. Ein Sonderemissär Berlins traf sich in Islamabad mit ISI-Chef Mahmood Ahmed und lobte später dessen „sehr konstruktive Rolle“. Denn auf einen Wink des ISI, einst Pate und Ausrüster der afghanischen Gotteskrieger, erhielten die in Kabul ausharrenden westlichen Diplomaten Mitte voriger Woche über Vertrauensleute Zugang zu den Inhaftierten. Diese seien, so die Nachricht, „in guter physischer und psychischer Verfassung“.

Neuerlichen Berichten, den Inhaftierten drohe wegen christlicher Missionierung womöglich das Todesurteil und die Hinrichtung, wurde von pakistanischer Seite widersprochen. Nach Erkenntnissen des ISI werde das islamische Oberste Gericht mit einer harten Strafe für die ausländischen Entwicklungshelfer zwar „ein Exempel statuieren“, womöglich mit einem summarischen Urteil, das für alle Angeklagten die gleiche Strafe vorsieht. Doch müsse der Richterspruch von Mullah Mohammed

Omar, dem geistlichen Führer und De-facto-Oberhaupt des Taliban-Regimes, bestätigt werden. Der Mullah könne dann jedoch die Abschiebung der Ausländer anordnen und werde sich für diese „vernünftige Lösung“ wohl auch entscheiden. Das Verfahren, so Helmut Landes, deutscher Diplomat in Kabul, kann allerdings dauern: 15 Richter wälzen in Kabul eine Anklageschrift, die mehrere hundert Seiten dick ist. Die Taliban glauben, mit den Gefangenen als Faustpfand auf die Ge-



Beamter des Taliban-Außenministeriums, Beweismaterial

neralversammlung der Vereinten Nationen einwirken zu können, die von Dienstag dieser Woche an wieder zusammenkommt. Eine glimpfliche Entscheidung durch Mullah Omar soll erreichen, dass die Sanktionen der Uno gegen Afghanistan gelockert oder ganz aufgehoben werden.



Diplomat Landes (l.)

TAIWAN/CHINA

Annäherung unter Rivalen?

In das gespannte Verhältnis zwischen der Volksrepublik China und Taiwan ist Bewegung gekommen. Staatliche Ölfirmen der beiden Rivalen planen, gemeinsam in der Meerenge zwischen der Insel und dem Festland nach Öl und Gas zu suchen. Ein entsprechender Vertrag soll im November unterzeichnet werden. Auch zwei Luftfahrtgesellschaften beabsichtigen, künftig zusammenzuarbeiten: Taiphehs China Airlines will sich mit 25 Prozent an dem Frachtunternehmen der Schanghai China Eastern Airlines einkaufen. Ob die wirtschaftliche Kooperation auch ein Zeichen für

eine Verbesserung der politischen Beziehung ist, bleibt allerdings dahingestellt: Bei grundsätzlichen Fragen zeigen sich Pekings Funktionäre nach wie vor hartleibig. So lehnten sie die jüngste Offerte von Taiwans Präsidenten Chen Shui-bian ab, direkte Handelsbeziehungen aufzunehmen. Bislang dürfen Unternehmen der Insel keine Investitionen von über 50 Millionen Dollar machen. Peking allerdings will direkte Wirtschaftskontakte nur erlauben, wenn Taiwan das Prinzip der „Ein-China-Politik“ anerkennt. Nach Ansicht der Volksrepublik ist Taiwan eine abtrünnige Provinz und kein eige-



Ölbohrinsel im ostchinesischen Meer

ner Staat. Dies demonstrierte die KP vergangene Woche sogar gegenüber ausländischen Unternehmen: Sie bestrafte das Schweizer Geldinstitut Credit Suisse First Boston, das taiwanische Politiker und Unternehmer zu einer Marketingtour eingeladen hatte, indem sie die Bank wegen „politischen Fehlverhaltens“ aus einem Zehn-Milliarden-Dollar-geschäft warf. Auch Japans Elektronikkonzern Matsushita drohte von Peking mit einem einjährigen Verkaufsbann auf Handys abgestraft zu werden – auf den Displays der Mobiltelefone wurde Taiwan als „Republik China“ angezeigt.

FRANKREICH

Unberührbarer Chirac

Acht Monate vor den Präsidentschaftswahlen hat sich im Elysée-Palast Siegeszuversicht eingestellt. Lange Zeit hatten Jacques Chirac und seine Berater gefürchtet, die zahlreichen Korruptionsaffären um den Staatsoberhaupt könnten wie „schleichendes Gift“ wirken und die Integrität des um seine Wiederwahl kämpfenden Amtsinhabers in Frage stellen. Nun ist der Präsident unerwartet seinen hartnäckigsten Verfolger losgeworden: Dem Untersuchungsrichter Eric Halphen, der seit sieben Jahren wegen illegaler Schmiergeldzahlungen an die Gaullistenpartei RPR ermittelt, wurde der Fall entzogen. Das Berufungsgericht in Paris hielt Halphen vorige Woche gravierende Verfahrensfehler vor und erklärte einen Teil seiner Ermittlungsergebnisse für nicht verwertbar. Dazu gehören ausgerechnet die stärksten Beweisstücke, die der Untersuchungsrichter in den letzten zwei Jahren gegen Chirac zusammengetragen



Präsident Chirac



Richter Halphen

hatte, darunter auch das postume Videogeständnis des Spendensammlers Jean-Claude Méry. Alle Indizien sprächen dafür, so die Schlussfolgerung von Halphen, dass „Jacques Chirac als Urheber oder als Komplize an der Ausführung der Straftaten beteiligt gewesen sein könnte“. Dieser Bescheid ist einstweilen annulliert; ein neuer Untersuchungsrichter muss die Akte Chirac übernehmen und die Ermittlungen weiterführen. Der Rückschlag der Justiz führt dazu, dass vor den Wahlen im Mai 2002, bei denen wohl auch der sozialistische Premier Lionel Jospin als Kandidat antreten wird, die Untersuchungen gegen den Präsidenten kaum abgeschlossen werden können. Chirac ist zwar juristisch noch lange nicht aus der Klemme. Aber der unverhoffte Zeitgewinn könnte ihm Gelegenheit geben, die Korruptionsvorwürfe aus dem Wahlkampf herauszuhalten und sich als verfolgte Unschuld darzustellen.

GEORGES GOBET / AFP / DPA
JACK GUEZ / AFP / DPA

RUSSLAND

Wankender Vorposten

Der nördliche Kaukasus, den Präsident Wladimir Putin in der vorigen Woche besuchte, wird mehr und mehr zur Krisenregion, erschüttert von Terroranschlägen und Aufstandsbewegungen. Am Montag explodierte im Regierungsgebäude in Grosny während einer Kabinettsitzung der von Moskau eingesetzten tschetschenischen Verwaltung eine Bombe. Die mächtige Detonation im ersten Stockwerk in unmittelbarer Nähe des Sitzungssaals riss ein



Gesprengte Gleise in Dagestan, zerbombtes

klaffendes Loch in die Stirnseite des Betonklotzes, tötete eine Reinigungskraft und verletzte fünf Menschen. Zu dem Anschlag gegen die so genannten National-Verräter haben sich die im Untergrund tätigen muslimischen Separatisten bekannt. Auch in Nachbarrepubliken Tschetscheniens, die zu den ärmsten Russlands zählen, schlagen mit den dortigen Rebellen verbündete Islamisten zunehmend den Weg des Terrorismus ein. In Dagestan sprengten Untergrundkämpfer am 29. August die

DÄNEMARK

Beschränkter Horizont

Königin Margrethe II. hat wenige Wochen vor den Wahlen erneut Sorge über die zunehmende Fremdenfeindlichkeit in ihrem Land und die mangelnde Bereitschaft zur Integration von Einwanderern erkennen lassen. Die Monarchin bezeichnete ihr Volk als eine Art „Dorf-gemeinschaft“, die „gute und schlechte“ Seiten habe. „Die Leute kennen sich, sind gegenseitig leicht erreichbar und verstehen sich“, nannte die Königin als positive Eigenschaften. Das Risiko eines solchen Lebensgefühls in einem so überschaubaren Kollektiv („Jeder weiß, was der Nachbar tut und was er nicht tut“) sei allerdings ein „ziemlich beschränkter Horizont“, so Margrethe II. Das dänische Staatsoberhaupt, das sich laut Verfassung nicht zu politischen Fragen äußern darf, hatte bereits anlässlich ihres 60. Geburtstags im Frühjahr vorigen Jahres ihre Landsleute davor gewarnt, sich zu einer verschworenen Gemeinschaft gegen alles Fremde zu entwickeln; im Vorfeld des Besuchs von Bundespräsident Johannes



Rechtsradikale in Dänemark

Rau bekräftigte die Monarchin ihre Befürchtungen. „Ich denke nicht, dass sich die Situation bei uns in den letzten zwei oder drei Jahren drastisch verbessert hat.“ Die Sorge der Regentin ist berechtigt. Im Vorfeld der Wahlen, die turnusmäßig spätestens im März anstehen, aber schon vorab im Herbst stattfinden könnten, spielt die Ausländerpolitik eine zentrale Rolle. Nach dem Aufschwung



Regierungsgebäude in Grosny

aus Aserbaidschan nach Russland führende Ölpipeline. Am vergangenen Dienstag zerstörte ein Zehn-Kilo-Sprengsatz nahe der dagestianischen Hauptstadt Machatschkala die zentrale Bahnlinie der Kaukasusrepublik. Die Anschläge waren begleitet von Aufrufen im Internet zum Kampf „gegen Moskau und seine Satelliten“. In Dagestan, das als Russlands „Vorposten“ („Prawda“) im Kaukasus gilt, waren in den letzten Monaten massenhaft Flugschriften aufgetaucht, die zum „heiligen Krieg“ riefen. In der Republik Inguschien planen Anhänger des im Untergrund lebenden Tschetschenen-



ITAR-TASS/BILDERBERG

Präsidenten Aslan Maschadow für den 15. September einen „Tschetschenischen Nationalkongress“. Attentate und Unruhen fürchten russische Sicherheitsexperten auch in der Bergrepublik Karatschai-Tscherkesien. Dort hat das Innenministerium in den vergangenen Wochen bei umfangreichen Razzien gegen islamistische Organisationen 22 Extremisten festgenommen. Insgesamt zählen die zuständigen Behörden dort mehrere hundert militante Gotteskrieger, von denen rund 50 in Tschetschenien in Lagern des berüchtigten jordanischen Guerrillaführers Chattab ausgebildet wurden.

TÜRKEI

Folter und Misshandlungen beim EU-Kandidaten

Während die Regierung in Ankara in ihrem jüngsten „Europa-Fahrplan“ eine nachhaltige Verbesserung der Menschenrechtslage verspricht, geht die türkische Justiz schärfer denn je gegen Regimekritiker vor: Nach einem Bericht des Menschenrechtsvereins IHD forderten türkische Staatsanwälte im vergangenen Halbjahr für 1519 Angeklagte in Meinungs- und Pressedelikten Haftstrafen von insgesamt 3125 Jahren – viermal so viel wie im ersten Halbjahr 2000, fast zehnmal so viel wie 1999. Auch die Zahl der Foltervorwürfe gegen die Sicherheitskräfte hat deutlich zugenommen, seit Ankara vor knapp zwei Jahren zum EU-Kandidaten ernannt wurde: 435 Untersuchungshäftlinge erstateten in den vergangenen sechs Monaten Anzeige wegen Misshandlungen in Polizeigewahrsam, im Vorjahr waren es im gleichen Zeitraum 263. Weder das türkische Parlament noch Justiz und Verwaltung erfüllten die im Programm zur „Beitrittspartner-schaft“ gegebenen Versprechen, beklagte IHD-Präsident Hüsnü Öndül: Die Zahl der Menschenrechtsverletzungen nehme „mit Höchstgeschwindigkeit“ zu. Auch Amnesty International setzte sich mit einer Vielzahl von Notaktionen für die Rettung akut gefährdeter Häftlinge ein. Misshandlung und Folter in türkischen Untersuchungsgefängnissen sei nach wie vor „weit verbreitet“, Ankara tue nichts, um Folterer dingfest zu machen. Stattdessen nehme der Druck auf Menschenrechtler zu.

POLEN

Konservative auf Kamikaze-Kurs

Jerzy Buzeks rechte polnische Minderheitsregierung, der nach allen Umfragen bei der Parlamentswahl am 23. September ein Desaster droht, plant zum Ende ihrer Amtszeit einen absurden Akt: Eine Woche nach der Wahl will sie mit dem alten Parlament den Haushalt für das nächste Jahr beschließen – freilich ohne ihn vor der Wahl der Öffentlichkeit vorzustellen. Der Vorgang ist juristisch unanfechtbar, politisch jedoch ohne Legitimation, kritisiert die linke Opposition. Eine solche Parlamentsabstimmung, der jegliches inhaltliche Mandat fehlen würde, ist sogar im für politische Überraschungen berühmten Italien noch nicht vorgekommen.

„Wir fordern seit Wochen, dass die Regierung endlich die Karten auf den Tisch legt“, sagt Michal Tober, Sprecher der sozialdemokratischen SLD. Doch selbst ein Vermittlungsversuch von Präsident Kwaśniewski, der in der vergangenen Woche den nur in Krisensituationen zusammentretenden Kabinettsrat

einberief, blieb ohne Ergebnis. Sollten die Konservativen von ihrem Plan nicht abrücken, führe das nach Ansicht von Tober aber zu keiner langfristigen Krise. „Wir haben nach den Wahlen noch viel Zeit, den Haushaltsentwurf wieder zu ändern“, erklärt der SLD-Mann.



CABANIS / AFP / DPA

Königin Margrethe, Prinz Henrik

der rechtspopulistischen Dänischen Volkspartei, der möglicherweise zur Bildung einer neuen Regierung mit Bürgerlichen und Konservativen führen könnte, versuchen viele Politiker, mit Ressentiments gegen Einwanderer und Flüchtlinge Stimmung zu machen – auch im Regierungslager der Sozialdemokraten.



CZAREK SOKOLOWSKI / AP

Regierungschef Buzek



MICHAEL KAPPELER / DDP

Truppenbesucher Schörping, deutsche Soldaten in Skopje*: „Sehr starkes Signal“

MAZEDONIEN

Partner oder Protektorat?

Die Nato-Mission, die Frieden stiften soll zwischen slawischen und albanischen Mazedoniern, trägt Züge eines Diktats: Die verfeindeten Lager sind nur mit massivem Druck zum Mitmachen zu bewegen, ein Ende der internationalen Präsenz ist nicht abzusehen.

Es ist eine bewegte Woche für die deutsche Truppe. Am Montag Schwenkfleisch und Bier im Kasinozelt, es spielt die Lagerband Sender Freies Erebin. Am Dienstag Joschka Fischer als Schlager im Feldlager – er erklärt den Soldaten, warum sie hier in Mazedonien gebraucht werden. Am Mittwoch volle Konzentration auf die Gefechtsbereitschaft.

Die Panzerfahrer aus Neustadt am Rübenberge traben, angeführt von Stabsfeldwebel Husstein, mit dem gemurmelten Leitspruch „Ohne Mampf kein Kampf“ zum Mittagstisch. Oberfeldwebel Kolb, Mitbegründer der UCK (Uniformiertes Comedy Kontingent) erzählt im Versorgungszelt „McTet“ von Kabarettabenden und vom guten Geist in der Truppe. Infanteristen simulieren am Hügel den Nahkampf, und die Kampfmittelspürhunde Ben und Bill werden über die Felsen gehetzt. „Damit sie online sind, wenn's endlich losgeht“, sagt der Hundeführer.

Am Donnerstag dann – Schörping. Ausgerechnet. Der von Plantschfotos und Flugaffären gebeutelte oberste Dienstherr kommt als Minister auf Abruf. Landet in Skopje, läuft mit seinem zur Maske gewordenen Ich-weiß-gar-nicht-was-Sie-von-mir-wollen-Blick am Pulk der Journalisten vorbei und entschwindet hurtig zu einem „Deutschen Abend“.

Anderntags gastiert er bei der Truppe. Die steht zu diesem Zeitpunkt vor ihrem ersten Einsatz im Rahmen der auf 30 Tage befristeten Waffensammel-Operation „Bedeutende Ernte“. Schörping schließt sich mit Soldaten ins Zelt ein, stakst danach storchengleich ins Freie und verkündet, dass seine ganze Sorge derzeit den Soldaten und ihren Familien gelte.

Der steife Auftritt des Noch-Ministers bei seinen Soldaten wirkt wie ein Symbol – auf der dritten großen Balkan-Mission

* Vorigen Freitag vor dem neuen Bundeswehr-Schutzfahrzeug „Dingo“.

der Nato binnen sechs Jahren, nach Bosnien und dem Kosovo, liegt wenig Segen.

Zwar hat sich das mazedonische Parlament am Donnerstagabend, nach einer beinahe sechs Tage währenden, in grotesken Abgeordneten-Monologen gipfelnden Debatte entschlossen, den Prozess einer Verfassungsänderung zu Gunsten der albanischen Minderheit erst einmal in Gang zu setzen. Und auch Waffen sind seither wieder eingesammelt worden bei den albanischen UÇK-Rebellen. Die zweite von drei Stufen des Friedensprozesses ist erreicht.

Doch was sagen die unter massivem westlichen Druck erreichten 78 Prozent Ja-Stimmen im Parlament von Skopje über Einsicht und Friedenswillen der zerstrittenen Mazedonier wirklich aus? So viel wie erhobene Hände im Angesicht einer Pistolenmündung.

„Ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung“ sei nun getan, behauptet EU-Unterhändler Javier Solana. Von einem „sehr starken Signal“ spricht auch Schar-



ANJA NIEDRINGHAUS / AFP / DPA

Nato-Soldaten, eingesammelte Waffen: „Wir sind auf dem richtigen Weg“

ping in Skopje. Es soll schließlich so aussehen, als hätten nicht die unzähligen Seelenmassagen der Nato- und EU-Emissäre den Ausschlag gegeben, sondern die weit-sichtigen mazedonischen Demokraten selbst. Niemand wolle ein „Protektorat“, sagt Joschka Fischer, Ziel sei ein „partnerschaftliches Verhältnis“ zu Mazedonien.

Doch in dieser Partnerschaft stehen fast 800 Millionen Bürger aus den Nato-Staaten 2 Millionen – untereinander zerstrittenen – Mazedoniern gegenüber. Die Mission „Bedeutende Ernte“ wirkt deshalb bisweilen, als hätte sich ein Elefant auf eine Stechmücke gelegt, vorgeblich um sie zu schützen. Und als wunderte er sich dann, dass sie ihm, in Todesangst, den Stachel ins Fleisch zu bohren versuchte.

Staatspräsident Boris Trajkovski hat bis zuletzt für das Abkommen geworben, das die Entwaffnung der UÇK in drei Schritten mit einer konstitutionellen Besserstellung der albanischen Minderheit koppelt. Er scheint überzeugt, dass der mazedonische Staat die von slawischem Überlegenheitsgefühl getragene Unterdrückung der Albaner auf Dauer nicht überleben würde.

Doch vom nationalistischen Premier Ljubčo Georgievski über den militanten Innenminister Boškovski bis zum gefinkelten Parlamentspräsidenten Stojan Andov sehen das die meisten Mächtigen im Land anders. Viele mazedonische Slawen hätten das Gefühl, mit einer Verfassungsänderung würden die „albanischen Terroristen“ – der Nato-Vertragspartner UÇK – letztendlich belohnt, sagt Andov kurz nachdem mit der Abstimmung der erste Schritt ge-

tan ist. Er gibt so zu verstehen, was er von dem Abkommen hält.

In gut zwei Wochen, beim endgültigen Votum, kann alles noch kippen. Die Nato stünde dann blamiert und ohne Erfolgswachweis da. Mazedonisches und albanisches Blut im gleichen Organismus, das könne nicht länger gut gehen, weissagt schon jetzt Aleksandar Kirovski: „Das ist wie bei einer Blutvergiftung im Arm, da gibt es nur zwei Möglichkeiten: Arm ab, oder sterben.“

Kirovski, von Beruf Ingenieur, befürwortet die Amputation – des albanischen Volkskörpers natürlich, dessen Lebensraum er von seinem Sitzplatz aus Richtung Berge deutend beschreibt. Hier, im Dorf Siričino jedenfalls, 500 Einwohner, kein Albaner, wo vor dem Kolonialwarengeschäft die slawischen Männer Flaschenbier trinkend auf einem abgesägten Platanenstamm Kriegsrat halten, glaubt keiner mehr an ein friedliches Zusammenleben im gemeinsamen Land.

Noch im Sitzen sieht Kirovski die gehissten deutschen Fahnen auf dem Hügel des streng abriegelten Feldlagers Erebino. Er registriert, wie sich die Deutschen eingerichtet haben in den alten Kasernen der jugoslawischen Armee, die er selbst als Ingenieur 1984 hat bauen helfen. Er sagt: „Wir haben nichts gegen die Deutschen. Aber wir wollen sie hier nicht. Wo fremde Stiefel auf

unserem Boden waren, wird kein Gras mehr wachsen.“

Es ist zufällig der 60. Jahrestag der Gründung der mazedonischen Partisanenarmee, als Oberst Ernst Wilhelm Harder, Kommandeur der deutschen Truppen, oben am Berg sagt, es werde alles getan, damit „wir uns hier auch zu Hause fühlen können“. Vorübergehend, meint er hoffentlich. Im Allgemeinen treten die Deutschen mit leisen Stiefeln auf in Mazedonien. Sie sagen, sie wollen versöhnen, und versprechen, danach unaufgefordert wieder zu verschwinden.

Schon das wäre, aus mazedonischer Sicht, ein Fortschritt. Im Ersten Weltkrieg setzten die Mitglieder der Heeresgruppe Scholtz hier ein Zeichen deutschen Eroberungswillens. Sie blieben bis zum Zusammenbruch der Balkan-Front im September 1918. Gut zwei Jahrzehnte später waren die Deutschen, diesmal in Wehrmachtsuniform, schon wieder da.

Am 7. April 1941, einen Tag nach der Bombardierung Belgrads, rückte die 12. Armee unter Generalfeldmarschall Wilhelm List über Kumanovo vor und nahm Skopje ein. Die in der Gegend ansässigen Juden wurden später deportiert. In Krivolak, wo die eingesammelten UÇK-Waffen gebunkert werden, sprengten die Deutschen vor ihrem Abzug 1944 die Brücke über den Vardar. List wurde später in Nürnberg als Kriegsverbrecher verurteilt.

Im Humus dieser Geschichte wurzelt der mächtige deutsche Trieb, es diesmal besser zu machen. Der alte Bismarck-Spruch, dass der Balkan nicht „die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers“ wert sei, wird als diplomatische Handlungsanleitung nicht einmal mehr in Betracht gezogen. Krisenprävention im europäischen Verbund heißt die Losung nun.



ROBERT ATANOVSKI / DPA

Premier Georgievski, Außenminister Fischer
Hohe Ziele, hoher Ton

Fast 7000 deutsche Soldaten sind derzeit über Bosnien, Kosovo und Mazedonien verteilt. An die 6,5 Milliarden Mark sind seit Beginn in die Balkan-Missionen geflossen. In ihrem Willen, allen denkbaren Anfängen von Krieg und Rassenhass in Europas Hinterhof zu wehren, legen die Deutschen einen Eifer an den Tag, der selbst



GERO BREIDEN/ AFP / DPA

UÇK-Kämpfer, erbeuteter Panzer: Die besseren Waffen über die Grenze gebracht?

bei Gleichgesinnten aus befreundeten Staaten für Aufsehen sorgt.

Zudem haben die Deutschen den Verbündeten bestaunenswerte Exotika voraus: als Außenminister und Co-Architekten einer friedlichen Balkan-Ordnung einen emeritierten Straßenkämpfer; als grüne Wehrexpertin eine Dame mit baumelndem Zöpfchen, die früher militante Antimilitaristin war und heute in Erebino präzise nach Waffenarten fragt; des Weiteren ein Parlament, das über den Mazedonien-Einsatz erst entschied, als die Briten schon UÇK-Waffen stapelten – und zu einer Verlängerung des Mandats müsste es erneut seinen Segen geben.

So multinational kann kein Einsatz sein, dass nicht die nationalen Besonderheiten ins Licht gerückt würden – wenn die Deutschen als Einzige mit „Leopard“- und „Marder“-Panzern in einem 13-stündigen Ritt aus dem Kosovo herüberkommen, ruft das bei den heutigen Verbündeten und ehemaligen Leidtragenden des Panzerkriegs eine Mischung aus Amüsement und Entsetzen hervor.

Weil die „Bedeutende Ernte“ eine britisch geführte Operation ist, mit beinahe 1900 Briten gegenüber nur 500 Deutschen im Einsatz, bestimmen die Briten in Abwesenheit der Amerikaner die Gangart. Nach den Briten kommen hierarchisch die Franzosen, bei denen die Deutschen mit zwei mechanisierten Kompanien im gemeinsamen Einsatzbataillon untergeschlüpft sind. Auch gibt es Niederländer, Italiener, Spanier.

Jede Nation wacht eifersüchtig darüber, wann sie endlich dran ist. Nur wer vorn bei der „freiwilligen Abgabe“ durch die UÇK-Rebellen steht, ist abends in den Hauptnachrichten des Fernsehens. Wer den äußeren Sicherungsring bilden muss,

wie die Deutschen im Rücken der Franzosen, hat Pech.

Ist ein Land endlich an der Reihe, gibt es ungerne zu, dass die aufgehäuften Schießprügel nicht notwendigerweise aussehen, als hätten sie eine Gefahr für die europäische Nachkriegsordnung begründen können. Keiner will derzeit den Verdacht äußern, die besseren Waffen seien versteckt oder über die Grenze ins Kosovo und nach Albanien verbracht worden.

Je nagender die stillen Zweifel am Sinn des Ganzen, desto häufiger kommt Besuch aus der Heimat. Deutschland sei „Weltrekordhalter bei der Zahl der Ministerbesuche“, heißt es in der Bundeswehr-Führung. Die Soldaten, bedingungslosem Gehorsam ohnehin verpflichtet und mit 180 Mark netto unpfändbarem Risikozuschlag pro Tag für die raue Unwirtlichkeit fern der Heimat entschädigt, freuen sich trotzdem über jeden Minister.

Denn wenn zwischen Bunkern voller Feldbetten der leibhaftige Chefdiplomate der Nation sich die Ehre gibt, so ist das ein Erlebnis. Joschka Fischer, im anthrazitfarbenen Dreiteiler auf dem Feldherrenhügel



MICHAEL KAPPELER / DDP

Deutscher Soldat, Spürhund: Mit leisen Stiefeln

von Erebino postiert, in seinem Rücken die Sonne hinter den Gebirgskämmen des Šar-Planina-Massivs versinkend, dort, wo die Mächte der Finsternis wohnen, die Kalaschnikow-schwenkenden albanischen Bergsöhne, bringt einen Hauch von Weltpolitik unter die Truppe. „Das framework agreement“, lernen Soldaten und Journalisten, sei „eine große Chance für Mazedonien“. Wie groß? „Fragen Sie mich das später.“

Die hohen Ziele, der hohe Ton sind bezeichnend für das Sendungsbewusstsein vieler über den Balkan shuttelnder Diplomaten. Einer, der mit der UÇK verhandelt hat, sagt: „Wir sind auf dem richtigen Weg. Wir sind besser geworden.“ Nato-Sprecher Peter Altmannspenger definiert: Die Allianz wolle „einen Bewusstseinswandel erzeugen bei den Leuten hier, einen geistigen Prozess in Gang setzen, damit die die Waffe vom Tisch nehmen und den Dialog pflegen. Das wäre faszinierend, gerade hier, wo diese Tradition nicht verwurzelt ist.“

Ja, das wäre faszinierend. Momentan bemühen sich 4500 Nato-Soldaten um 3300 Waffen. Da kommen zwei Waffen auf drei Soldaten und leise Zweifel zur lauten Nato-Prosa – von der unstrittigen Sinnhaftigkeit des Unternehmens „Bedeutende Ernte“. Rund 135 Millionen Mark hat die deutsche Bundesregierung für die ersten 30 Tage bewilligt. Von begleitenden bilateralen Maßnahmen, wie Fischer deutsches Geld für zivile Projekte in Mazedonien nennt, ganz zu schweigen. Der Außenminister, so sickert durch, will „zurück zum Stand von 1999 – ohne Wenn und Aber der Partner sein, dem Mazedonien am meisten vertraut“.

Wie es weitergehen soll in einem Land, das zum Frieden gezwungen werden muss? „Mit Druck, mit permanentem Druck“, sagt ein Nato-Verteidigungsminister. Mit der Drohung, Geld und Hilfe bei Missliebigkeit zu entziehen, streuen deutsche Diplomaten. „Mit Beharrlichkeit“, sagt Fischer. Ein weiteres Nato-Mandat, zum Schutz der EU- und OSZE-Beobachter, die nach Ende der Mission die friedliche Rückkehr zur Normalität garantieren sollen, gilt als wahrscheinlich.

Und obwohl keiner so genau weiß, was die Bürger Mazedoniens wollen, freuen sich alle, wie gut die Aktion „Bedeutende Ernte“ klappt. Lauthals gepriesen wird die Zusammenarbeit von Deutschen und Franzosen, „das Klima ist wirklich gut, da können Sie mich ruhig zitieren“, sagt der Nato-Sprecher. Gerühmt wird, wie entschlossen die EU diesmal Flagge zeigt, während die USA abseits stehen. Und wie passgenau Nato und EU inzwischen verzahnt seien.

Noch ist Mazedonien nicht in Europa angekommen. Aber ohne Mazedonien wüsste Europa nicht, wo es steht. WALTER MAYR

Werbeseite

Werbeseite



Sicherheitskräfte, Schüler in Nord-Belfast

„Abschaum, Bastarde“

testanten Tür an Tür. Doch dann versuchten militante Nationalisten auf beiden Seiten sich in ethnischer Säuberung. Sie zündeten Häuser an, vertrieben Mitglieder der jeweils anderen Glaubensgemeinschaft durch Terror und Mord. Über 500 Menschen sind bei diesem Bruderkrieg in Nord-Belfast schon umgekommen.

Viele Protestanten zogen weg, noch rund 1000 sehen sich heute in Ardoyne etwa 7000 Katholiken gegenüber. Die Katholiken nehmen sich das biblische Dik-

tum „Seid fruchtbar und mehret euch“ offenbar stärker zu Herzen. So wuchs die Zahl der katholischen Kinder, die zur Oberschule gehen, in den letzten vier Jahren in Nord-Belfast um 17 Prozent, die der protestantischen nur um zwei Prozent.

Noch stellen die Protestanten in Nordirland die Mehrheit. Doch sie fürchten, von den Katholiken in absehbarer Zeit überflügelt zu werden, die dann den Anschluss der britischen Provinz an die benachbarte Republik Irland auch mit demokratischen Mitteln erreichen könnten.

Die Loyalisten sehen sich mit dem Rücken zur Wand – nicht immer grundlos. So wurde vergangene Woche eine Katholikin wegen Mordverdachts verhaftet, die offenbar vorsätzlich einen protestantischen Teenager mit dem Auto überfahren hatte. Danach flogen wieder Steine und Molotow-Cocktails in den tristen Straßen Nord-Belfasts.

Der neue Konflikt um die Holy-Cross-Schule stört einen Prozess, den die politischen Parteien eigentlich schnell durchziehen müssen: die Entwaffnung der paramilitärischen Gruppen, vor allem der IRA, und die Reform der von Protestanten dominierten Polizei. Wenn bis zum 23. September kein Kompromiss gefunden ist, muss Nordirland-Minister Reid die mühsam gebildete Mehrparteienregierung in Belfast wieder absetzen.

Vorangehen bei den Friedensbemühungen kann es aber nur, wenn die Einsichtigen sich auf beiden Seiten gegen die Fanatiker durchsetzen, wenn beispielsweise Männer wie Billy Hutchinson Einfluss gewinnen würden. Der protestantische Abgeordnete für Nord-Belfast im Regionalparlament saß selbst lange Jahre wegen Mordes an zwei Katholiken im Gefängnis.

Nach dem Bombenangriff auf die Schulkinder ist Hutchinson entsetzt: „Ich schäme mich, ein Loyalist zu sein.“

MICHAEL SONTHEIMER

NORDIRLAND

Bomben gegen Kinder

Alptraum in Belfast: Der Kampf um eine Schule offenbart den Irrsinn des Bruderkriegs und torpediert den Friedensprozess.

Die Polizisten und Soldaten sind in gepanzerten Geländewagen vorgefahren. Mit ihren Fahrzeugen bilden die bewaffneten Sicherheitskräfte ein schützendes Spalier für kleine Mädchen, die auf dem Weg in die katholische Holy-Cross-Grundschule von ihren Müttern und Vätern begleitet werden. Hinter den Sicherheitsketten johlen Protestanten: „Irischer Abschaum, Bastarde!“

Dann fliegen auf einmal Steine. Und plötzlich detoniert zwischen den Polizisten mit ohrenbetäubendem Lärm eine Bombe, nur zehn Meter von den Schulkindern entfernt. Traumatisierte Mädchen und ihre Mütter schreien in Todesangst, vier Polizisten werden durch den Sprengsatz verletzt. „Sie haben versucht, unsere Kinder zu ermorden“, schreit Tracy Maguire: „Sie sind keine Menschen, sie sind Tiere.“

Die Attacke auf die vier bis elf Jahre alten Kinder vorigen Mittwoch schockierte sogar die gegenüber Gewalt in Nordirland abgestumpften Briten. „Auf dem Weg in die Barbarei“ sah der Nordirland-Minister John Reid die Unruheprovinz. Eilends flog er nach Belfast, um den bedrohten Friedensprozess zu retten.

Am Norden der Stadt, wo sich protestantische „Loyalisten“ und katholische „Nationalisten“ unbeirrt bekriegen, sind diese Befriedungsversuche bislang vorbe-



gegangen. Hier, wo über sechs Meter hohe Metallbarrieren die verfeindeten Lager entlang von „peace lines“ trennen, wird um jedes Haus, um jede Straße gekämpft.

Die Holy-Cross-Schule liegt in der aus 212 Häusern bestehenden protestantischen Enklave Glenbryn im katholischen Viertel Ardoyne. Die Loyalisten wollen erreichen, dass die katholischen Mädchen nicht mehr durch ihre Straße zur Schule gehen und statt des Vordereingangs eine Hintertür benutzen.

Das wollen viele der katholischen Eltern nicht hinnehmen. Deshalb muten sie ihren Kindern den täglichen Speißrutenlauf zu. Protestantische Anwohner werfen den Katholiken wiederum vor, die Kinder als „lebende Schutzschilde“ zu missbrauchen – bei den vernagelten Fanatikern in Nordirland hat prinzipiell die andere Seite Schuld.

Nachgeben will niemand. So dachten die Protestanten nach dem Bombenanschlag keineswegs daran, ihre täglichen Blockaden aufzugeben, sondern verzichteten nur auf physische Gewalt. Die Katholiken werden seitdem nur noch ausgepiffen und beschimpft. Doch die Lektion in „Alptraumkunde“ („Süddeutsche Zeitung“) wird dadurch für die Kids nicht eben erträglicher.

Bevor die „Troubles“ 1969 aufflammten, lebten in Nord-Belfast Katholiken und Pro-



Antisraelische Kundgebung, Gegendemonstration in Durban: Mangelnde Distanz zu fragwürdigen Gruppen

SÜDAFRIKA

Taube Ohren

Die Antirassismus-Konferenz scheiterte am Nahost-Konflikt: Juden wurden als Nazis verteufelt.

Die Israeli Ruth Gillis, 38, war nach Durban gekommen, um ihre Geschichte zu erzählen. Doch Gehör fand sie auf der Antirassismus-Konferenz der Vereinten Nationen nicht.

Vor sieben Monaten hatte die Mutter von fünf Kindern ihren Mann, einen Jerusalemer Leukämie-Spezialisten, durch einen Schuss aus dem Hinterhalt verloren. Er starb, weil er Jude war. Dennoch blieb Gillis Stimme selbst auf jenem Forum ohne Widerhall, das für die Opfer von Rassismus, Fremdenhass und Diskriminierung sprechen wollte: auf dem Forum der Nichtregierungsorganisationen (NGOs).

Der Palästinenser Dschamal al-Durra, 37, war nach Durban gereist, um anzuklagen. Die Fernsehbilder vom Sterben seines Sohnes Mohammed hatten die Welt entsetzt. Mit dem eigenen Körper hatte der Lkw-Fahrer versucht, den Zwölfjährigen vor israelischen Kugeln abzuschirmen. Doch für Mohammed gab es kein Entrinnen. Er starb, weil er Palästinenser war. Deshalb hatte der Vater in Durban kein Problem, sich Gehör zu verschaffen.

Der Nahost-Konflikt überschattete eine Konferenz, die sich der Völkerverständigung verschrieben hatte. Mit Pamphleten und Hetzreden erhoben Menschenrechtler und Regierungsvertreter Anklage gegen einen einzelnen Staat, forderten Extremisten Toleranz für ihre Intoleranz, gerieten die Anliegen jener, die für Ausländer- und Minderheitenrechte eintraten,

für Schuldenerlass und Armutsbekämpfung, für Wiedergutmachung von Sklaverei und Kolonialisierung, fast in Vergessenheit.

Tausende vermeintliche Rassismus-Gegner skandierten, mit dem Konterfei des toten Jungen auf der Brust, antisemitische Parolen. Und während Durra in Rundfunk und Fernsehen das alltäglich erlebte Unrecht beschreiben durfte, sah sich die Jüdin Gillis ähnlich menschenverachtenden Anfeindungen ausgesetzt wie ihre Großeltern in Nazi-Deutschland vor 65 Jahren.

So ließ ein Flugblatt mit dem Foto Hitlers den Diktator fragen: „Was wäre, wenn ich gewonnen hätte? Gut wäre: Es gäbe kein Israel und kein palästinensisches Blutvergießen. Schlecht wäre: Ich hätte den neuen Volkswagen nicht bauen lassen.“

Ein Plakat forderte: „Man hätte Hitler sein Werk beenden lassen sollen.“ Karikaturen, die israelische Soldaten mit Fangzähnen, Hakennasen und Hakenkreuz am Stahlhelm zeigten, lagen offen am Bücherstand der als regierungsunabhängig registrierten Arabischen Juristenvereinigung aus. Und im Kongresszentrum wurden Pamphlete herumgereicht, die Israels Besatzungsarmee mit Hitlers SS gleichsetzten.

Bei den Veranstaltern stießen die Proteste jüdischer Organisationen auf taube Ohren. In dumpfer Solidarität hatten sich vor allem die südafrikanischen NGOs die Sprache faschistoider Extremisten und islamischer Fundamentalisten zu Eigen gemacht. Antisemitismus, so scheint es, wurde zum Bindemittel für eine Opposition, die nicht nur um neue Ideologien ringt, sondern auch um mehrheitsfähige Feindbilder.

Bereits 1978 und 1983 waren Antirassismus-Konferenzen am Nahost-Konflikt gescheitert. Diesmal vergifteten ausgerechnet jene NGOs, die ihren Regierungen moralisches Vorbild und Mahner sein wollen, mit ihrer Abschlusserklärung das Klima.

So wird in der Resolution der Koalition zivilgesellschaftlicher Gruppen Israel als rassistischer Apartheid-Staat bezeichnet und des Genozids, ethnischer Säuberungen und systematischer Kriegsverbrechen bezichtigt. Es wird zur Gründung einer internationalen antiisraelischen Bewegung aufgerufen und dazu, den jüdischen Staat ebenso zu isolieren wie einst Südafrika.

81 Menschenrechts- und Entwicklungshilfegruppen hatten sich bis vorigen Freitag von der Erklärung ihres eigenen Komitees distanziert: Die Sprache des Dokuments sei „extrem intolerant“ und „verletzend“. Die einzige Passage, die auch den Opfern palästinensischer Gewaltakte Rechnung getragen hätte, war gestrichen worden. Die Präambel, die einräumte, dass nicht alle Opfer zu Wort gekommen seien, verschwand über Nacht.

Für die jüdischen Menschenrechtsgruppen war damit die Konferenz beendet. Und nach drei Tagen antisemitischer Propaganda im Plenum zogen auch Israels Regierungsdelegierte gemeinsam mit ihren US-Verbündeten die Konsequenzen.

Zurück blieben eine entzweite Menschenrechtsbewegung, die sich mangelnde Distanz zu fragwürdigen Regimen und Interessengruppen wird vorwerfen lassen müssen, und eine südafrikanische Regierung, die in einer Frage zu vermitteln versuchte, die für den Schwarzen Kontinent nicht das Hauptanliegen war. Buchstäblich in letzter Minute schien es, als sei zum Thema Nahost eine Sprachregelung gefunden, mit der selbst die Hardliner unter den arabischen Staaten einverstanden waren.

Für die Israeli Gillis wird Durban dennoch als Ort im Gedächtnis bleiben, an dem ihrem Anspruch auf Selbstbestimmung mit Intoleranz und Rassenhass begegnet wurde. Still wie sie gekommen war, reiste sie wieder ab. Umjubelt wie ein Star nahm dagegen der Palästinenser Durra Abschied von Südafrika.

BIRGIT SCHWARZ

Werbeseite

Werbeseite

ISRAEL

Pizza, Pernod und Panik

Soll sich Israel mit einer Mauer abschotten? Gehört Arafat auf eine Todesliste – oder Sharon aus dem Amt gejagt? Haben Friedensverhandlungen noch eine Chance? Der Boulevard Scheinkin in Tel Aviv gilt als Stimmungsbarometer der Nation: Es steht auf Sturm. *Von Erich Follath*



Israelische Szenegänger auf dem Scheinkin-Boulevard, orthodoxe Juden: Debatten über Kriegsangst und die neue Samenbank

Hier fühlen sie sich zu Hause, die Schüler von David Ben-Gurion und Bill Gates. Hier muss sich keiner dafür rechtfertigen, dass er den Messias anbetet, den Mammon oder die Popsängerin Madonna. Hier begegnen sich linke Friedensaktivisten im Pensionsalter, rechtsgerichtete Religionsstudenten und atheistische Computerfreaks. Sie schlendern durch schicke Boutiquen, die jemenitischen und amerikanischen und polnischen Juden gehören, sie trinken in verwinkelten Hinterhöfen Kaffee, sie diskutieren über ihre persönliche Zukunft und die Lage der Nation. Sie mögen sich, weiß Gott, nicht alle – aber sie üben Toleranz. Treffpunkt Boulevard Scheinkin.

Die Straße hat eine Länge von einem Kilometer, liegt in der Nähe des Karmel-Markts und damit im Herzen von Tel Aviv. Sie erinnert ein wenig an New Yorks Lower East Side oder Londons Hamstead Heath: so chaotisch, so aufreizend hässlich, so vital. Baukräne reißen gerade wieder Zahnlücken in das anarchische Straßengebiss. Ungebremst wirkt der Wildwuchs, per-

manent die Improvisation. Und dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, sind hier einige der traditionsreichsten Restaurants des Landes, Versammlungsorte von Politikern wie Journalisten.

Vielen ist die Scheinkin mehr als ein faszinierender Ort für ein Rendezvous: ein Sinnbild des demokratischen, weltoffenen Israel, ein Stimmungsbarometer der Nation – nicht nur geografisch weit entfernt von diesem schrecklich heiligen Jerusalem

mit den fast unlösbaren Problemen und den täglichen Ausbrüchen von Hass und Gewalt. Hier konnte man lange den Nahost-Konflikt negieren. Gaza, Hebron, Ramallah – böse Nachrichten aus einer anderen Welt.

Doch der Terror ist auch in Tel Aviv angekommen. 1994 zum ersten Mal, als am nahen Dizengoff-Boulevard eine Bombe in einem Bus detonierte. Besonders dramatisch in jener Nacht des 1. Juni 2001,

als sich einige hundert Meter von der Scheinkin entfernt ein palästinensischer Selbstmordattentäter vor einer Stranddiscothek beim „Dolphinarium“ in die Luft sprengte und 21 Jugendliche mit in den Tod riss.

Hamas- oder Dschihad-Attentat, israelische Vergeltung, neuer palästinensischer Anschlag. Und wieder gezielte israelische Rache durch Bombardierung palästinensischer Polizeistationen oder das „Aus-schalten“ – heißt: Liquidieren – potenzieller Gewalttäter. Alle sind sich einig, dass es so nicht weitergehen kann, so nicht weitergehen darf. Doch kennt jemand den Weg aus



Scheinkin-Resident Burstein: „Verzweifeln nie“



MICHAEL KREMER / AFP / DPA

Anschlag auf die Stranddisco beim „Dolphinarium“: „Unsere Angst verschwindet nie“

der Katastrophe, in die der Nahe Osten immer schneller schlittert?

Es gibt verschiedene Vorschläge, den Teufelskreis zu durchbrechen. Der frühere Premier Ehud Barak rät zu einer sofortigen einseitigen Separation von den Palästinensern – Israel solle einige seiner besonders exponierten Siedlungen im Westjordanland und im Gaza-Streifen aufgeben, dann eine Grenze zum Autonomiegebiet festlegen und diese per Mauer und Stacheldraht gegen alle Kontakte schützen; nach einer „Abkühlzeit“ von einigen Jahren könnte die Abschottung überprüft werden.

Der Barak-Freund und Nahost-Kenner Thomas Friedman von der „New York Times“ denkt, dass die Nato das Westjordanland und den Gaza-Streifen übernehmen und dort auf israelische Einladung einen „Nato-regierten palästinensischen Staat à la Kosovo und Bosnien errichten sollte“. Also auch Deutsche an die Front.

Der stellvertretende Jerusalemer Polizeiminister und ehemalige Vize-Chef des Inlandgeheimdienstes Gideon Ezra regt an, potenzielle Selbstmordattentäter dadurch abzuschrecken, dass Israels Regierung ein „Auslöschchen“ ihrer ganzen Familie ankündigt; außerdem sollten die Überreste solcher Mörder zusammen mit dem Blut von in den Augen der Muslime unreinen Schweinen beerdigt werden – als Zeichen der Verachtung.

Der amerikanische Starkolumnist und Pulitzer-Preisträger Charles Krauthammer hält es für „unvermeidlich“, dass Israel von sich aus einen Krieg beginnt. „Jedes Element der Infrastruktur in Arafats Polizeistaat muss zerstört werden: Hauptquartiere, Polizeistationen, Fernsehstationen und regierungsnahen Zeitungen.“ Einige Tage gibt der einflussreiche Publizist den Israelis für einen „überwältigenden und massiven“ Feldzug; er ist überzeugt, dass es sich bald so ereignen wird, „vielleicht nicht nach dem nächsten Terroranschlag (gegen Juden), aber nach dem übernächsten“.



ANDRÉ BRÜTTMANN

Nachtschwärmer in Tel Aviv: Zwischen Techno und Terror

Kommt wirklich die einseitige Trennung, droht gar ein Krieg – oder haben die Gespräche, die Jassir Arafat und Schimon Peres auf Anregung des deutschen Außenministers Joschka Fischer für die nächsten Wochen planen, doch noch eine Chance? Was denkt die Scheinkin?

„In der Nacht des Disco-Anschlags am 1. Juni klopfte es an meine Tür. Meine Nachbarin erzählte mir voller Panik, ihr Sohn sei da zum Tanzen – also fuhr ich mit ihr zum Dolphinarium“, erzählt der Schriftsteller Yoram Kaniuk, 71, im Café Tamar. Seine Stimme stockt noch immer, wenn er zurückdenkt. „Furchtbar. Das große Schlachten. Überall abgerissene Arme, Beine, mal ein Kopf. So etwas vergisst man nie – und es hinterlässt Spuren.“

Es herrscht Hochbetrieb in der Kneipe der linken und liberalen Intellektuellen auf der Scheinkin. Fast alle sind Stammgäste, manche seit dem Eröffnungsjahr 1954. Schwer zu sagen, was sie am Tamar finden. Die Plastikstühle sind von erlesener Hässlichkeit. Auf dem Tresen steht eine alte Waage, die wackeligen Tische wirken wie vom Sperrmüll. Zwischen zwei abgehackten Baumstämmen im Ladeninneren, die als eine merkwürdige Dekora-

tion dienen, hängen Bilder und Poster von „Frieden Jetzt“-Aktivisten. Und überall Zeichnungen, Karikaturen, Fotos von Jizchak Rabin, der hier regelmäßig seinen Kaffee trank.

Vielleicht ist es gerade diese hemdsärmelige Atmosphäre, die alle anzieht, das Wissen um die kontroverse und hochkarätige Diskussion, die sich im Tamar jederzeit führen lässt – das Café ist eine Institution. Auch das blitzblanke neue McDonald's-Restaurant, das kürzlich auf der anderen Straßenseite eröffnet wurde und in das die Jugendlichen drängen, kann diesem literarischen Hinterhof-Salon nichts anhaben. Autor Kaniuk („Der letzte Jude“) begrüßt den gebrechlichen Kapitän der „Exodus“, der gerade hereinkommt. Dann sagt Kaniuk, dass er nicht mehr an den Frieden glaubt.

„Wir Friedensbewegte wurden benutzt. Aber vor allem haben wir uns selbst etwas vorgemacht“, meint der Schriftsteller, der im Unabhängigkeitskrieg mit der Waffe in der Hand um seinen Staat gekämpft, dann ein Leben lang für die Aussöhnung mit den Palästinensern gestritten hat. Kaniuk hält ein Abkommen mit der anderen Seite nicht mehr für möglich, seit Barak die Forderungen Arafats „zu 97 Prozent erfüllte“ und der in Camp David doch nicht zum Handschlag bereit war. „Wir haben den ganzen Konflikt falsch verstanden. Die Palästinenser wollen keinen territorialen Kompromiss, sie beanspruchen das Rückkehrrecht für ganz Palästina, wie Arafat übrigens immer wieder betont hat. Das ist ihnen so zentral und unverzichtbar wie uns Juden das Einreiserecht nach Israel.“

Die linken Vorstellungen von einer Fortsetzung des Oslo-Friedensprozesses durch Treffen von Peres und Arafat sind nach Kaniuks Ansicht genauso illusorisch wie die rechten Vorstellungen, die jüdischen Siedlungen in den besetzten Gebieten ewig halten zu können. „Es hilft jetzt nicht, nach Frieden zu suchen, es geht nur darum, den Terror einzudämmen. Eine behutsame Trennung muss her mit Formeln, um die Feindschaft abzukühlen. Auch wenn es auf beiden Seiten nicht mehr sein wird als ein Leben auf Rasiermessers Schneide.“

Ist das nicht zu wenig nach all den Jahren der Annäherung zwischen den semitischen Völkern mit dem gemeinsamen Urvater Abraham? „Jede Seite versucht, sich einzugraben. Unser Traum, dass dieser nahöstliche Alptraum einmal enden könnte, ist verloren gegangen“, sagt der große alte Mann der israelischen Literatur. „Zurück bleibt der schale Geschmack verlorener Chancen.“

In seiner Heimat hat Kaniuk gerade ein ironisches Buch über die englische Königin

und ihre angeblichen Seitensprünge veröffentlicht: „Die Königin und ich“. Nur nichts Politisches in diesen Zeiten – „die Leute wollen lachen, und das haben sie auch verdient“. In Deutschland wird als Nächstes eine literarische Bilanz seiner lebenslangen Auseinandersetzung mit dem Land von Goethe und Grass, Heine und Hitler erscheinen. Kaniuk, dessen Vater ihm immer von Heidelberg vorgeschwärmt hat, sagt zum Abschied: „Trotz allem, was Deutsche Juden angetan haben, verstehen diese beiden Völker einander immer noch besser als Juden und Palästinenser.“

An der nächsten Kreuzung der Scheinkin protestieren junge israelische Tierschützer gegen die Massenhaltung von Hühnern in Käfigen, für mehr Auslauf. Kaum einer beachtet sie. Daneben verteilt die Israel School of Fools Handzettel für „die preiswerte Ausbildung zum Clown“. Ein paar Passanten greifen danach. Doch wesentlich größer ist der Andrang in dieser Mittagsstunde bei Doktor Leck, dem Fachgeschäft für Eiscreme.

Unter den auffallend hübsch gekleideten Mädchen – Schlaghosen, knappe Tops, bauchfrei – fallen zwei Soldatinnen in Khaki-Uniformen auf, die Uzis lässig über die Schultern gehängt. Ihr Diskussionsstoff: die allgegenwärtige Angst vor dem Terror, die Gefahr eines Kriegs. Und der Plan des israelischen Verteidigungsministeriums, eine Samenbank für Soldaten einzurichten.

„Es gibt keinen Grund, einem jungen Soldaten, der nicht sicher ist, ob er lebend wieder zurückkommt, das Recht auf Kinder zu nehmen“, hat der Ministeriumssprecher erklärt und versprochen, auch unverheiratete Freundinnen der Wehrpflichtigen sollten die Samenbank nutzen können. Zudem hätten doch die Eltern getöteter Soldaten das Recht, etwas zu erhalten, was an ihre Söhne erinnert – und was wäre da mehr wert als ein Enkelkind? Ein Ausschuss werde jetzt religiöse, juristische und medizinische Aspekte des Vorhabens prüfen.

Keine Diskriminierung der Frauen beabsichtigt: Sarah weiß, dass zumindest für Frauen in Kampfeinheiten schon verlangt wurde, Eier für eine spätere Verpflanzung aufzubewahren. Ihre Kollegin Rachel schüttelt den Kopf und meint: „Ich bin mir nicht sicher, was ich davon halten soll. Vielleicht wäre es besser, unsere Bosse sorgten dafür,



Dschihad-Kämpfer, Intifada-Opfer*: Mit Schweineblut gegen „Märtyrer“?

dass wir erst gar nicht umgebracht werden.“ Ihren vollen Namen will sie ebenso wenig nennen wie Kollegin Sarah – „Interviews sind bei der Armeeführung anzumelden“, sagen die beiden.

Mit den freizügigen Passantinnen und den gestylten Verkäuferinnen der Modeboutiquen „Elite“ oder „Rave“ hat der Scheinkin-Resident Abraham Leib Burstein, 29, etwa so viel zu tun wie Porno mit der Bibel. Burstein gehört zu den besonders religiösen Chassidim. Er ist stolz auf seine Schläfenlocken, den Vollbart, den schwarzen Umhang der Orthodoxen; seine gleichfalls strenggläubige Freundin verbirgt mit einem Kopftuch jede Haarsträhne und trägt inmitten der sexy Outfits auf der Scheinkin ein knöchellanges Sackkleid mit blickdichten, dunklen Strümpfen. Ein großes Schild wirbt für Bursteins Geschäft mit religiöser Literatur und Klezmer-Musik.

Burstein hat nichts gegen Araber, sagt er. Er habe sogar schon mit welchen Tee getrunken. „Aber wie sollen wir mit ihnen gemeinsam leben, wenn sie unsere Brüder wegbomben?“ Eine politische Lösung gebe es nicht, weder Krieg noch Rückzug, die



Israelische Soldatin in Scheinkin-Café: Recht auf Kinder und Enkel

einzigste Chance liege im permanenten Gebet – und im Optimismus. „Verzweifle nie! Es ist verboten, die Hoffnung aufzugeben“, lautet einer der wichtigsten Lehrsätze des Rabbi Nachman von Brazlaw (1771 bis 1810), den Burstein und seine Gemeinde verehren. Und den sie auch für die Tagespolitik konsultieren.

Die Friedenstaube und das Abrüstungsmotiv sind out bei den Tätowierungskünstlern von Dragon Tattoo nebenan. Stattdessen sind ganz andere, unpolitische Bilder zum Sticheln und als Hautaufkleber gefragt: wilde Blumenmuster,

Drachen, fernöstliche Mystik. Retro-Flower-Power der sechziger Jahre gilt bei den israelischen Jugendlichen modisch als ebenso angesagt wie Retro-Achtziger. „Unsere Gegenwart ist beschissen, und wir haben Angst vor der Zukunft“, sagt ein junger Student, der sich die Tattoo-Auslage betrachtet. „Was bleibt uns schon anderes übrig, als in die Vergangenheit zu fliehen?“

Auf der Scheinkin werben nicht nur die globalisierten Allerweltsboutiquen des GapGucchiGuess, sondern auch Israel-spezifische Geschäfte um Kunden. Knallharter Wettbewerb regiert, Moden kommen und gehen, die Fluktuation ist groß. Da gibt es beispielsweise einen neuen Laden für frisches Olivenbrot, einen anderen für Seifen aus besonderen nahöstlichen Kräutern. Das Geschäft für Krücken und andere menschliche Ersatzteile, immer schon irritierend und deplatziert auf dieser Flaniermeile, ist seit einigen Monaten weg. „Die mussten sich vergrößern“, sagt einer der Kaufleute.

Zu den schönen Cafés auf der Scheinkin, kurz bevor sie in Falafel-Ständen und dem umtriebigen Karmel-Markt endet, gehört das Sus Ez, das Schaukelpferd.

Hier ist gelegentlich auch der Schriftsteller und Soziologe Ruvik Rosenthal, 55, zu Gast. Er sieht sich als Linker im israelischen Spektrum, zog während der ersten Intifada gemeinsam mit palästinensischen Aufständischen durchs besetzte Westjordanland. Der Abschluss der Friedensvereinbarungen von Oslo 1993 war einer seiner „glücklichsten Tage“. Doch jetzt fühlt er sich von Arafat verraten und

* Bei einem israelischen Vergeltungsangriff im Gaza-Streifen am 8. Mai getötetes palästinensisches Baby.

von Sharon sowieso. Der psychische Schaden beider Völker sei womöglich schon irreparabel. „Die Israelis sind sich nur in einem sicher: dass die Palästinenser sie hassen, umgekehrt ist es genauso. Wir klettern eine Leiter hinauf, deren Sprossen hinter uns verbrennen – der Weg hinunter wird unmöglich.“

Der Geschichtswissenschaftler Mosche Zimmermann, 57, ist noch radikaler in seinem Urteil – und unerbittlich gegenüber der israelischen Politik, vor allem gegenüber den illegalen Siedlern in den besetzten Gebieten. „Die Frage, was Palästinenser zu Terroranschlägen treibt, wird gar nicht gestellt. Man setzt sie schlicht auf die Liste der ewigen aggressiven Antisemiten, die Juden gefallen sich in der Rolle der ewigen Opfer.“ Keines der diskutierten Konzepte habe einen Hauch von Erfolgchance, auch die Idee von der einseitigen Trennung nicht: „Wir träumen von einer Wunderwaffe. Aber es gibt sie so wenig wie die Wunderwaffe für die Deutschen im Zweiten Weltkrieg.“

Zimmermann bedauert, dass die israelische Friedensbewegung „so stumm“ geworden sei. Und er beklagt die zunehmende Verrohung der israelischen Gesellschaft. „Unglaublich, dieser Vorschlag des Vize-Polizeiministers, die Sippenhaft in Israel einzuführen und die Familien von Selbstmordattentätern zu liquidieren. Und fast genauso schlimm, dass ein öffentlicher Aufschrei dagegen ausblieb, dass die Geschichte keine Spuren hinterließ.“

Haben denn nicht Intellektuelle wie die Autorin und Auschwitz-Überlebende Cordelia Edvardson ihre Scham über diese faschistoiden Ideen öffentlich gemacht? „Natürlich gibt es ‚das andere Israel‘ noch, das sich nicht anstecken lässt, aber der große Aufstand der Anständigen war das nicht“, sagt der Professor für Deutsche Geschichte an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Befindet sich Israel denn nicht in einem Kriegszustand? Kann irgendjemand in einer solchen Situation nur ruhig dasitzen und über Kants Sittenlehre diskutieren? Ist es womöglich sogar verständlich, wenn international gültige Normen gebrochen werden und moralische Maßstäbe verloren gehen?

Zimmermann lässt solche Rechtfertigungsversuche nicht gelten. Jeden Tag fährt er von Tel Aviv den Berg hinauf zur Heiligen Stadt. Er nimmt die kürzere, aber

weitaus gefährlichere Straße, von der die Armee abrät, weil sie durch palästinensisch kontrolliertes Gelände führt. Sechs Israelis sind in den letzten elf Monaten der Aksa-Intifada auf dieser Straße nach Jerusalem bereits durch einen Hinterhalt umgekommen. „Mir passiert schon nichts“, sagt der Historiker – als müsse er durch seinen Mut beweisen, dass die Normalität noch eine Chance hat.

Normalität ist auch das Stichwort für die Jugendlichen. Viele treffen sich in der Disco, die am schrecklichen Terror-Schauplatz Dolphinarium wieder aufgemacht hat. Hier unten an der Küste, in der Verlängerung der Scheinkin zum Meer, wirkt Tel Aviv unbeschwert wie ein italienischer Urlaubsort: eher Jesolo als Jericho. Es ist voll, laut, bierselig. Aber die Ausgelassenheit wirkt bei näherem Hinsehen doch nur aufgesetzt; die Stimmung: verzweifelt vergnügt.

„Unsere Angst verschwindet nie ganz aus den Hinterköpfen“, sagt die 18-jährige Schülerin Sigal. Sie hat in der Stranddiscotheek – wie fast alle – ein Handy dabei, Geschenk ihrer Eltern. Die wollen immer wissen, wo die Tochter zu erreichen ist, und haben ihr verboten, sich an langen Schlangen anzustellen oder sich ins Getümmel zu stürzen. Aber ist die Tanzfläche nicht immer ein Getümmel? Sigal stärkt sich erst einmal mit Pizza, Pepsi und einem Pernod.

Und dann ein Moment der Panik: Der Türwächter,

der bei jedem Gast Leibbesichtigung macht, scheint etwas Verdächtiges entdeckt zu haben. Entwarnung: Was der junge Mann da unterm Jackett trug, war eine Taschenlampe, kein Bombengürtel.

Sigal stürzt sich mit ihrem Freund auf die Tanzfläche. Zwischen Techno und Rap hat der DJ auch mal etwas Langsames aufgelegt, „unsere Hymne“, wie die Schülerin sagt. „Losing My Religion“ heißt das Stück, ein R.E.M.-Hit, der in der Version eines gregorianischen Männerchors wie ein beschwörendes Kirchenlied gegen den Weltuntergang klingt.

Die Zeitungsmeldungen des nächsten Tages: erschossene Palästinenser in Hebron, verletzte Israelis in Jerusalem, keine Vorkommnisse in Tel Aviv. 62 Prozent der Israelis finden, ihre Regierung sollte militärisch noch härter gegen die Palästinenser vorgehen. 81 Prozent der Palästinenser in den Autonomiegebieten befürworten Selbstmordattentate, solange Israel mit seiner jetzigen Politik weitermacht. ◆



Literat Kaniuk
„Wir wurden benutzt“



Historiker Zimmermann
Aufstand der Anständigen

FOTOS: ANDRÉ BRITMANN

Werbeseite

Werbeseite



Historischer Nord-Süd-Gipfel von Pjöngjang (Juni 2000)*: Imagewandel für den „Schurkenstaat“

KOREA

Auf in den Kalten Krieg

Nach der Charme-Offensive droht im geteilten Korea wieder ein Rückfall in Konfrontation. Friedensnobelpreisträger Kim Dae Jung steht vor dem Scheitern seiner Versöhnungspolitik.

In seiner Zeit als Dissident hat Kim Dae Jung, 75, schon viele Gefahren überlebt: Mordanschläge, eine Entführung, gar ein Todesurteil. Immer wieder obsiegte der Kämpfer für die Demokratie über seine Gegner. Doch vergangene Woche erlitt Südkoreas Präsident eine Niederlage, von der er sich nur schwer erholen dürfte und die den potenziellen Konfliktherd Ostasien in den Kalten Krieg zurückwerfen könnte.

Die Krise schlug so heftig ein, dass der alte Kämpfer Kim zunächst wie unter Schock zu stehen schien. Mit einem erfolgreichen Misstrauensvotum hatten die größte Oppositionskraft, Große Nationalpartei, und Kims kleiner konservativer Koalitionspartner den Vereinigungsminister Lim Dong Won gestürzt, den Architekten von Kims Sonnenscheinpolitik gegenüber dem verfeindeten Norden.

Das politische Chaos in Seoul, über das Präsident Kim seine parlamentarische Mehrheit einbüßte und sein Kabinett umbilden musste, schreckte die ganze Region auf: Durch den historischen Gipfel mit Nordkoreas Diktator Kim Jong II hatte Kim Dae Jung im Juni vergangenen Jahres weltweit Hoffnungen auf ein Ende der Konfrontation auf der koreanischen Halb-

insel geweckt. Nun aber liegt eben diese Politik, für die dem koreanischen Willy Brandt auch der Friedensnobelpreis verliehen wurde, in Scherben.

Ob der angeschlagene Präsident seine Versöhnungspolitik in den restlichen 18 Monaten seiner Amtszeit fortsetzen kann, ist fraglich. Nur noch 30 Prozent der Landsleute unterstützen seine Linie. Die Mehrheit aber zweifelt an seinen Friedensvisionen: Kims politische Gegner werfen ihm und seinem gestürzten Minister vor, sie seien dem Norden zu weit entgegengekommen, ohne genügend Gegenleistungen ausgehandelt zu haben.

Geradezu als Bestätigung dieser Vorwürfe musste es wirken, dass Nordkoreas Diktator Kim Jong II, 59, ausgerechnet am Tag von Kim Dae Jungs Scheitern einen großen Triumph feierte: Mit dem ganzen Pomp, den die erste Dynastie eines kommunistischen Landes aufzubieten vermag, empfing der einst isolierte „liebe Führer“ seinen engsten Verbündeten, Chinas Staatspräsidenten Jiang Zemin.

Die erste Visite eines chinesischen Staatschefs seit neun Jahren wurde von Nordkoreas gottähnlichem Führer wie eine Wiederauferstehungsmesse des Kommunismus zelebriert: Über hunderttausend Untertanen befahl er zu Jubelparaden in Stadien und Straßen.

Der Besuch des mächtigen Genossen aus Peking krönte zugleich die lange Reihe der Staatsgäste, die seit vergangenem Jahr nach Pjöngjang pilgerten: Denn seit dem symbolträchtigen Treffen im Juni 2000 präsentiert sich der Herrscher des von den USA als „Schurkenstaat“ gebrandmarkten Nordkorea als großer Staatsmann.

Den Imagewandel verdankt der rote Überlebenskünstler vor allem Kim Dae Jung. Der historische Besuch brachte dem Norden diplomatische Anerkennung und zusätzliche, großzügige Hilfslieferungen aus zahlreichen Ländern ein. Das Regime hat sich seither sichtbar stabilisiert: Zwar rosten ganze Fabriken aus Mangel an Ersatzteilen vor sich hin; Teile der Infrastruktur liegen weiterhin brach. Aber in Pjöngjang, dem Schaufenster von Kims Hungerreich, hat sich die Versorgungs-

krise entspannt: Es fahren mehr Autos auf den Straßen, eine neue Flotte von Bussen und Fahrrädern aus China wird den Untertanen als „Geschenk“ Kim Jong IIs präsentiert.

Doch statt sich bei seinem Wohltäter aus Seoul zu revanchieren, blamierte Kim Jong II den Südkoreaner bei dessen Landsleuten als naiven Ausverkäufer nationaler Interessen: Im März stoppte der Norden einseitig den Dialog mit den kapitalistischen Brüdern und Schwestern. Auch sein Versprechen, zu einem Gegenbesuch nach Seoul zu kommen, löste der „liebe Führer“ bisher nicht ein; erhoffte weitere Treffen zwischen den getrennten Familien in Nord und Süd ließ er kalt absagen. Mit der Forderung nach einem Abzug der US-Truppen aus Südkorea tischte der unberechenbare Kim Jong II zugleich eine alte Maximalforderung wieder auf, der er beim Gipfel mit Kim Dae Jung angeblich bereits abgeschworen hatte.

Der Vorwand für die Rückkehr zur harten Linie wurde Pjöngjang von US-Präsident George W. Bush geliefert: Der hatte nach seinem Amtsantritt eine Überprüfung der Entspannungspolitik gegenüber Nordkorea angeordnet und Ostasien so zeitweilig in die Atmosphäre verbitterter Feindschaft zurückgestoßen.

Dass Pjöngjang die Annäherung an Seoul stoppte, erklärt sich vor allem aus der traditionellen Besessenheit des Nordens mit der westlichen Supermacht: Seit dem Niedergang der Sowjetunion knüpft Nordkorea sein politisches und wirtschaftliches Überleben vor allem an die erstrebte Anerkennung durch Washington. Denn nur die mächtigen USA können dafür sorgen, dass Kim von Organisationen wie der Weltbank die für die Grundsanierung seiner rostenden Industrie nötigen Finanzhilfen erhält.

Zunächst einmal erpresste der „liebe Führer“ die USA mit nuklearen Drohge-

* Kim Dae Jung (2. v. l.) und Kim Jong II (5. v. r.).



Jubelaufmarsch vor dem Wiedervereinigungstor in Pjöngjang: „Unermüdliche Sorge“ des „lieben Führers“

bärden und dem Abschuss einer Rakete über Japan hinweg dazu, ihn als Verhandlungspartner ernst zu nehmen. Somit vermied Kim das Schicksal anderer „Schurkenstaaten“ wie Irak, die von den USA einfach bombardiert wurden. Den Verzicht auf den angedrohten Austritt aus dem Atomwaffensperrvertrag etwa ließ sich Nordkorea 1994 teuer abkaufen; vor allem jährliche Lieferungen von einer halben Million Tonnen Schweröl halten den „Schurkenstaat“ am Leben. Mittlerweile stieg er zum größten Hilfeempfänger der USA in Ostasien auf.

Kein Wunder, dass Kim keine Eile hat, dem so geschmähten „Marionettenregime der USA“ im Süden entgegenzukommen. Zwar signalisierte der „liebe Führer“ einen Tag vor Jangs Besuch plötzlich wieder Gesprächsbereitschaft mit Seoul. Denn China – wie auch Russland – stört es, dass Pjöngjang den USA als wichtiger Vorwand für den geplanten Bau eines Raketenabwehrschilts dient. Zudem wurde Pjöngjang offenbar von der Wucht der konservativen Gegenreaktion in Seoul überrascht. Auf Initiative des Nordens wollen sich Vertreter beider Regierungen daher am kommenden Samstag erstmals wieder treffen.

Aber selbst wenn Nord und Süd dabei neue wirtschaftliche Kontakte verkünden oder sich doch noch auf einen propagandistischen Überraschungsbesuch des „lieben Führers“ in Seoul einigen sollten: Auf ein Hauptanliegen der „Sonnenschein“-Politik von Kim Dae Jung dürfte der vorrangig um seinen Machterhalt besorgte Diktator kaum ernsthaft eingehen – echte Kontakte zwischen Zehntausenden Familien in Nord und Süd, die der Koreakrieg (1950 bis 1953) auseinanderriss.

Im Gegenteil: Seit dem Gipfel im vergangenen Jahr zieht Kim gegenüber seinen von freien Informationen völlig abgeschnittenen Untertanen ideologisch die Zügel an. Die damals geweckte Hoffnung auf Wiedervereinigung schlachtet er taktisch geschickt für seine eigene Herrschaft aus.

So ist Pjöngjang, dieses mit kolossalen Statuen und Marmorpalästen ohnehin voll



Diktator Kim, Besucher Jiang
Fahrräder vom engsten Verbündeten

gestopfte stalinistische Freilichtmuseum, seit drei Wochen um eine Attraktion reicher. Die Straße nach Panmunjom – dem schwer verminten Grenzpunkt zu Südkorea – wird von einem gigantischen Denkmal für die Wiedervereinigung überwölbt. Zwei Frauen in traditionellen Gewändern halten eine Landkarte Koreas hoch. Das Monument symbolisiere die „unermüdliche Sorge“ Kim Jong Ils für den Zusammenhalt der Nation, erläutert ein Touristenführer mit religiöser Inbrunst.

Wie viele Monumentalbauten, die Kim gerade in der Hungerkrise mit Vorrang schaffen ließ, mussten die Untertanen auch das Einheitsdenkmal mit bloßen Händen errichten. Mit dem Fronddienst huldigen sie dem „lieben Führer“ und seinem 1994 verstorbenen Vater Kim Il Sung wie zwei Pharaonen.

Die Gehirnwäsche in Kims Reich ist total: Li Hae Yong, 41, wohnt mit Ehemann und zwei Kindern in einer Zweizimmerwohnung für verdiente Sporthelden mitten in Pjöngjang. Morgens werden sie und ihre Nachbarn per Lautsprecher mit revolutionären Märschen geweckt. Zwar tröpfelt das Wasser nur zeitweise aus den Hähnen – in der Küche speichern sie es in Eimern –, aber dank dem Führer habe Nordkorea „die Krise überwunden“, glaubt Li. Vor allem Kims jüngste Russlandreise flöße der Nation „neue Zuversicht“ ein.

Die Realität ist weniger rosig: Vor dem Bahnhof von Pjöngjang prangt eine riesige

Leuchttafel mit Kims Reiseroute nach Moskau. Darunter kampieren nachts Hunderte armseliger Gestalten. Sie warten auf Züge, die allerdings nur selten fahren.

Meist dienen die Bahnleihe als Gehwege. Kilometerweit marschieren die Menschen mit schweren Lasten. Entlang der fast leeren, zehnspurigen „Jugend-Helden-Autobahn“ von Pjöngjang in die Hafenstadt Nampo, die Kim vor einem Jahr von Zehntausenden Jugendlichen fertig bauen ließ, ist das Elend zu erahnen: Mais wird per Hand auf Ochsenkarren verladen. Auf einer Baustelle schleppen Soldaten Steine in Jutesäcken.

Im Hafen von Nampo rosteten veraltete Kräne vor sich hin. Vereinzelt Hammerschläge tönen durch die Stille. „Mag der Weg vor uns auch steil sein, lasst uns die Schwierigkeiten lächelnd überwinden“, lautet eine makabre Parole am Kai.

Aber auch hinter der glitzernden Fassade von Pjöngjang ist das Elend sichtbar: In einem Kinderhort sind die Kinder für ihr Alter viel zu klein; drei der Kleinen sind zu Skeletten abgemagert, wie bei Biafra-Kindern treten ihre Augen gespenstisch aus den Höhlen.

Doch der „liebe Führer“, der ohne öffentliche Gefühlsregung etwa zwei Millionen Untertanen verhungern ließ, kann sich sicher fühlen. Um das labile Gleichgewicht in Ostasien zu bewahren, wünschen weder die USA, China, Russland noch Japan einen plötzlichen Kollaps seines Regimes.

Anders als der nun tragisch geschwächte Demokrat Kim Dae Jung hat der Despot sein Reich fest im Griff. Schon mobilisierte er die Untertanen für die nächste Jubelfeier: Am Taedong-Fluss in Pjöngjang trainieren Jugendliche mit Holzgewehren für die Paraden zum 60. Geburtstag des Führers im nächsten Jahr.

Dann will der Jubilar an sein darbedendes Volk auch Tausende Tonnen Fleisch von deutschen Rindern verteilen lassen, die im Zuge der BSE-Krise geschlachtet wurden und auf Kosten der Bundesregierung bald nach Nordkorea verschifft werden sollen.

WIELAND WAGNER



Maier-Witt als Friedensarbeiterin in Prizren, auf RAF-Fahndungsplakat (1980): „In Sachen hineingezogen, die du später bereust“

KOSOVO

Fluch der späten Geburt

Die deutsche Ex-RAF-Terroristin Silke Maier-Witt, die auch in das Attentat auf Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer verwickelt war, hilft nach ihrer Haftentlassung beim Wiederaufbau der zerstörten Kriegsprovinz.

Halt.“ Der weiße Mitsubishi-Kleinlaster mit Bonner Kennzeichen stoppt vor den Sandsäcken: Kontrolle am Checkpoint zur serbischen Enklave Strpce, gut 20 Kilometer östlich von Prizren. Der deutsche Kfor-Soldat steht mit dem G-3-Gewehr im Anschlag und wartet, eine notwendige Vorsichtsmaßnahme im ethnisch tief verfeindeten Nachkriegs-Kosovo.

„Ihre Papiere, bitte.“ Silke Maier-Witt kramt in ihrem Rucksack nach dem Dokument, das sie als internationale Helferin ausweist. Der Ausweis ist echt, kein falscher Name, keine falsche Legende, kein Grund zur Panik. „Ich kenn Sie doch irgendwoher?“, sagt der Soldat.

Eine kurze Schrecksekunde nur zuckt der alte Reflex auf, dann reicht sie den Ausweis durch das Wagenfenster. Nichts Besonderes. Ein banaler Vorgang im neuen Leben der Silke Maier-Witt.

Und doch gibt es Kleinigkeiten, die sich ins neue Leben fortgesetzt haben, belanglose Angewohnheiten, die wie alte Narben längst verheilt sind und doch verräterisch bleiben. Der türkisblaue Rucksack etwa. Mehrere Kilo hat sie geschultert, der rechte Träger hängt bereits an einem letzten Nylonfaden. Darin: zwei Handys, ein

Adressbuch, zerknitterte Zettel, ein Bändchen mit der Geschichte vom gutmütigen Bären „Winnie the Pooh“, auf Holländisch, eine kaputte Pocktkamera, ein halber Hausstand und allerlei Nutzloses.

Noch immer ist sie jederzeit bereit aufzubrechen, noch immer trägt sie den Rucksack der ewig Flüchtigen, die sie einmal war. Ihre Vergangenheit begleitet sie wie ein Phantomschmerz. Dabei ist sie hier, fernab von Deutschland, endlich angekommen im eigenen Leben. „Sie können weiterfahren. Einen schönen Tag noch.“

Silke Maier-Witt, die streitbare und umstrittene Ex-Terroristin der Roten Armee Fraktion (RAF), muss Polizei oder Armee nicht mehr fürchten. Nach 13 Jahren auf der Flucht, davon 10 Jahre im DDR-Versteck, nach über 5 Jahren in Haft und einem ganzen Leben auf der Suche ist sie im Kosovo angekommen. Hier, wo sie keiner kennt, will sie zeigen, wer sie ist.

„Ich habe hier noch nicht einmal ein Strafmandat bekommen“, sagt sie und lacht, „fast bin ich ein bisschen spießig geworden.“ Sie fährt an den Soldaten vorbei die Gebirgsstraße hinunter ins Tal zu den eingeschlossenen serbischen Familien.

30 Jahre lang ist ihr privates Leben mit dem politischen Schicksal der Bundesre-

publik verwohen gewesen. Wie wenige andere Frauen personifiziert sie die Irrungen der deutschen Nachkriegsgeschichte und vor allem jener Generation von Kindern nationalsozialistischer Väter, für welche die Gnade der späten Geburt nur ein Fluch war.

Silke Maier-Witt war, nach eigenem Verständnis, eine moralische Terroristin. Sie war Mitglied der RAF und beteiligt am Kommando, das Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer 1977 entführte und ermordete. Nach drei Jahren im Untergrund folgte der Ausstieg aus der RAF und das Abtauchen im DDR-Exil. Zehn Jahre erlebte sie mit einer falschen Ostidentität den realen Sozialismus. Der Fall der Mauer zerstörte auch ihren persönlichen Schutzwall: Am 18. Juni 1990 wurde sie in Neubrandenburg verhaftet.

Die einstige Terroristin brach mit dem ideologischen Kodex der Untergrundkämpfer und redete – über die Hierarchie der RAF, über eigene Schwächen und die immer blindwütigere Militarisierung derer, die gegen den „militärisch-industriellen Komplex“ und das „Schweinesystem“ angetreten waren. Sie wurde für die einen zur verachteten Verräterin, für die anderen zur geläuterten Kriminellen, die von der Kronzeugenregelung profitierte: Nachdem sie die Hälfte ihrer zehnjährigen Strafe abgesessen hatte, wurde Silke Maier-Witt entlassen. Als Psychologin arbeitet sie seit anderthalb Jahren für das Forum Ziviler Friedensdienst und will Frieden



schaffen ohne Waffen in einem ethnisch gemischten Kosovo.

Nebel hängt über den Serpentin, die ins Tal hinabführen. Es regnet in Strömen, das Fenster der Beifahrerseite hängt schräg in der Tür des Mitsubishi. Es ist nasskalt. Kein anderes Fahrzeug fährt an diesem Morgen auf der aufgeweichten Straße. Die serbische Enklave ist eine Region ohne Entkommen und ohne Gäste. Für die Serben gibt es kein Leben jenseits, für die Albaner keine Unschuldigen diesseits des Grenzpostens. Für ein Miteinander gibt es weder Willen noch Gelegenheit.

Woche für Woche fährt Maier-Witt zu den verstreuten serbischen Enklaven. Frieden kann es nur jenseits der verkrusteten Ideologien geben. Sie, die ihr Leben lang von Theorien und Gruppen getrieben wurde, ist zur pragmatischen Individualistin geworden. „Wenn dieses Land nicht in die Hände der Mafia fallen soll“, sagt sie, „dann muss es eine Zivilgesellschaft geben: Leute, die sich um Interessen herum verbinden und nicht um Clans.“ Deshalb wendet sich die Friedenshelferin vor allem an Frauen und Kinder, die ersten Opfer des Kriegs auf beiden Seiten. Kleine Netzwerke sollen so entstehen, die irgendwann ein multi-ethnisches Kosovo aushalten.

Entwicklungshilfe in einem zerstrittenen Land verlangt geduldige Langsamkeit. Silke Maier-Witt scheint sie auch im

Knast nicht gelernt zu haben. Die kleine, schmachtige Frau wirbelt, als ob sie die Revolution allein bewerkstelligen könnte: Sie organisiert Geschäfts- und Wohnräume für serbische Flüchtlinge, Traumatherapien und Kindertagesstätten für albanische Kriegsoffer; sie bringt Gesprächsrunden mit ehemaligen Frontkämpfern aus Nordirland zu Stande, die von der Sinnlosigkeit der Gewalt erzählen; und zur Not schmeißt sie auch mal ein paar Kilo billiger Tomaten ins Ghetto, weil die serbischen Händler ihre eigenen Leute betrügen. Ein kleines Büro in Prizren nutzt sie als Basis, aber dort ist sie selten anzutreffen.

Mit besten Empfehlungen vom Generalbundesanwalt Aufbruch in ein neues Leben

Breitschultrige Bodyguards bewachen den Eingang des Gemeindezentrums in Brezovica, dem ersten Ort der Enklave. Dragana, eine junge Serbin, erwartet die Deutsche. Auf Wunsch der Jugendlichen soll die diplomierte Jugend- und Familientherapeutin ein Aufklärungsseminar abhalten – etwas abseits der üblichen Friedensarbeit, aber sie will niemandem Hilfe versagen. Zurzeit herrscht Stromausfall, und so müssen die Details des Workshops im Dunkeln ausgehandelt werden.

„Die Mädchen trauen sich nicht, Nein zu sagen“, sagt die Psychologin Maier-Witt, „sie müssen lernen, sich zu trauen.“ Das Neinsagen, das sie jetzt lehrt, hat sie zu spät gelernt. „Ich selbst habe es immer verstanden“, sagt die 51-Jährige, „meine eigenen Bedenken zu unterdrücken.“

Dabei hat sie ihre Eigenständigkeit mit Neinsagen und einer Verweigerung begonnen. Der Vater hatte sich mit 19 freiwillig zur Waffen-SS gemeldet und gehofft, bei Hitlers Elitetruppe Karriere zu machen. Stattdessen hat er sein Leben ruiniert: „Er hat die besten Jahre seines Lebens in einem verbrecherischen Krieg vergeudet“, sagt die Tochter, die ihn dafür verachtete. „Es hat nie eine kritische Auseinandersetzung damit gegeben“, berichtet sie.

Nach dem Krieg zieht die Familie nach Süddeutschland, wo der Vater ein Sägewerk aufbaut. Als Silke sechs ist, stirbt die Mutter. Als Zehnjährige zieht sie mit ihren zwei Geschwistern nach Hamburg um. Nach dem Abitur beginnt sie ein Studium der Medizin und der Psychologie. Unter dem Eindruck des Vietnamkriegs und der Studentenproteste gibt sie die Universität auf, „um sich mehr zu engagieren“.

Als sie von Holger Meins' Hungertod erfährt, fühlt sich Silke Maier-Witt persönlich schuldig: „Ich kam gerade von einem Griechenland-Urlaub zurück. „Während ich in der Sonne lag“, erinnert sie diesen



Zusammenstoß von Kfor-Soldaten und Kosovo-Albanern: Fehlender Wille zum Miteinander

Wendepunkt in ihrem Leben, „hatte er sein Leben aufs Spiel gesetzt.“

Von da an gab es nur noch ein Leben im politischen Kollektiv: Über das Komitee gegen Folter lernt sie Susanne Albrecht und Karl-Heinz Dellwo kennen. Im Jahr darauf, nach dem Anschlag auf die Stockholmer Botschaft, an dem Dellwo beteiligt war, rückt sie als RAF-Sympathisantin ins Fadenkreuz der Ermittler. Wenig später, am Tag der Ermordung von Generalbundesanwalt Buback, schließt sie sich dann dem Untergrund der Roten Armee Fraktion an. „Meine Motivation war hoch moralisch“, sagt Silke Maier-Witt heute, „aber

ich brauchte immer eine Gruppe, die mir den Weg wies.“

So geriet sie in „Sachen hinein, die du nachher bereust“, wie sie heute sagt. „Ich habe im Grunde die Geschichte meines Vaters wiederholt.“ Ihr eigenes Mitläufertum hat sie sich nie verziehen. Nur anders als der Vater kann sie inzwischen darüber sprechen.

Auch in der Roten Armee Fraktion wollte sie anerkannt werden von den anderen und doch nicht so sein wie sie. Schon bei der obligatorischen Waffenausgabe an die Kämpfer fühlte sich die junge Medizinstudentin fremd. „Die Euphorie, mit der

Peter-Jürgen Boock mit seiner Waffe umging und wie er darüber sprach“, sagt sie, „das war mir schon damals unheimlich.“

In der Logik der Illegalität kommen Zweifel nicht vor: Wer unsicher ist, gefährdet die Gruppe, heißt es, kritische Fragen werden im Keim erstickt. „Eigentlich hatten alle Zweifel“, sagt sie, „aber du konntest dir deine eigene Schwäche nicht zugestehen.“ Sie blieb an der Peripherie, musste Wohnungen und Wege der potenziellen RAF-Opfer auskundschaften – aber Hanns Martin Schleyer ist sie nie begegnet.

Beim Büro der Uno-Verwaltung in Prizren sind alle örtlichen und internationalen Helfer versammelt. Es droht Ärger. Weil bereits so viele ausgebildete Mediziner keinen Job finden, hat die Interimsregierung der Uno (Unmik) kurzerhand beschlossen, einige Mittelschulen mit dem Schwerpunkt Medizin zu schließen – für Schüler in Bergdörfern oder Mädchen, die sich keine Alternative wie etwa eine Ausbildung in Elektrotechnik vorstellen können, ist das ein Desaster.

Der desinteressierte Uno-Verwalter aus Bangladesch versucht, den Streit zu verschleppen. Hektisch springt die albanische Übersetzerin zwischen den beschwichtigenden Reden einer französischen Unmik-Vertreterin und den wütenden Einwüfen der einheimischen Sprecher hin

und her. Silke Maier-Witt sitzt dazwischen und wartet. Schließlich erklärt sie ruhig, aber bestimmt in fließendem Englisch, warum die Unmik mit ihrer Schreibtischpolitik die Bedürfnisse der Menschen ignoriert. Zeitverzögert um die Dauer der Übersetzung murmeln die lokalen Vertreter zustimmend. Die Französin, eine Abgesandte aus dem Bildungsministerium, betet ein paar Zahlen herunter, welche die Schließung begründen sollen.

Die einstige Terroristin zügelt erst die Wut, wechselt dann plötzlich ins Albanische über und redet, die Französin fest im Blick, als ob diese das verstünde. Das Signal ist deutlich: Wer das Kosovo regieren will, wie die Unmik, soll erst mal Albanisch lernen. Die einheimischen Gesichter am langen Konferenztisch strahlen. Die Vergangenheit der blonden Deutschen interessiert hier niemanden.

Abends sitzt Silke Maier-Witt vor einer gegrillten Forelle, im Kosovo eine Rarität. Nach anderthalb Jahren in Prizren kennt sie jede Spekulante, jede Marktfrau und jeden Geheimtipp für ordentliches Essen. Während sie um die Gräten des mageren Fisches herummanövriert, erzählt sie aus ihrer Zeit in der DDR, wo die linke Westlerin sich als konservative Ostdeutsche ausgeben musste.

Die Stasi wachte panisch darüber, dass die Staatsfeinde aus dem Westen unerkant blieben. Der Abschied vom bewaffneten Kampf war Silke Maier-Witt gelungen – das Versteckspielen aus Lügen, Misstrauen und Flucht blieb. Als „Frau Gerlach“ sollte sie aufgehen im kleinbürgerlichen Alltag einer Krankenschwester. Erst in Hoyerswerda, später in Erfurt.

Doch ein Leben nur für sich selbst konnte sie auch hier nicht leben. Also versuchte sie Alten-Selbsthilfe in der Nachbarschaft zu organisieren: „Um die hat sich keiner gekümmert.“ Die Stasi intervenierte: Zu viel Engagement dürfe sie hier nicht zeigen, sonst würden ihr die Mitbürger nicht mehr abnehmen, dass sie wirklich aus dem Osten sei. „Ich sollte nicht auffallen“, sagt Silke Maier-Witt belustigt, „aber wer sich einsetzt, fällt natürlich immer auf – da hilft die ganze falsche Identität gar nichts.“

Als am 9. November 1989 die Mauer fällt, empfindet sie das vor allem als Befreiung – auch wenn es das Ende ihrer eigenen Freiheit bedeutet. „Erst als ich meinen Namen wiederhatte“, sagt sie, „konnte ich mich auch mit meiner Geschichte auseinandersetzen.“ Und auch mit ihrer Schuld.

Anders als die Mehrzahl der RAF-Täter hat sie die Auseinandersetzung gesucht, hat die Gewalt abgelehnt, ohne gleich alle moralischen und politischen Motive, die sie bewegt hatten, zu verleugnen. So hat sie

manchen Mythos zerstört: den der Einheit der RAF, den die Strafverfolger so gern aufrechterhalten hätten, und den der Solidarität der Widerstandskämpfer, den die RAF so gern propagiert hatte.

Dass sie sich wirklich von der RAF gelöst hatte, wollten ihr zunächst nur die wenigsten glauben. Als sie nach fünf Jahren Haft entlassen wurde, konnte sie als Jugend- und Familientherapeutin keine Arbeit finden. „Man hat mich als Volontärin gern genommen“, sagt sie, „aber sobald ich bezahlt werden sollte, kamen die Bedenken wegen meiner Geschichte.“

Nur im Ausland, wo niemand ihr Gesicht mit der eigenen politischen Vergangenheit verbindet, sollte Silke Maier-Witt eine Zukunft haben. Ausgerechnet ihr jahrelanger Gegner, die Bundesanwaltschaft, verhalf ihr zu dem Job beim Forum Ziviler Friedensdienst.

Als sie eine Empfehlung brauchte, rief sie kurzerhand beim Büro des General-



Kosovo-Vermittlerin Maier-Witt: Aufklärung auf Albanisch

bundesanwalts Kay Nehm an. „Die waren ganz schön überrascht dort“, sagt sie lachend, aber binnen einer Woche kam ein Brief vom obersten Terroristenjäger: Seit Ende 1979 habe sich Maier-Witt „in glaubhafter Weise von der Gewaltideologie der RAF distanziert“, bestätigte er der Bittstellerin und wünschte der Ex-Terroristin „viel Erfolg für Ihr Vorhaben“.

Vielleicht ist sie so erfolgreich im Kosovo, weil sie weiß, wie nahe Täter- und Opferschicksale beieinander liegen können, wie schnell moralische Ambitionen in gewalttätige Verbrechen umschlagen können. Im Übrigen, sagt Silke Maier-Witt, „glaube ich daran, dass Menschen sich ändern können“. Für das zerrüttete Nachkriegs-Kosovo, in dem immer noch der Hass der Vergangenheit die Gegenwart lähmt, ist ihre Biografie kein Ballast, sondern eine Qualifikation.

Auf der Heimfahrt durch das Gebirge ist auch ihr türkisblauer Rucksack wieder so gut wie neu – den abgerissenen Träger haben die serbischen Flüchtlingsfrauen der deutschen Ex-Flüchtigen geschwind angenäht. Jetzt muss sie ihn irgendwann nur noch leer räumen.

CAROLIN EMCKE

Werbeseite

Werbeseite



„BESSER TOT ALS FEIGE“

Sie versteckten Verfolgte vor der Gestapo, besorgten Lebensmittel oder Ausweise – und sind von der Nachkriegsrepublik nicht gebührend geehrt worden:

die stillen, meist anonymen Helfer, die Juden das Leben retteten. / VON PETER SCHNEIDER

Der amerikanische Historiker Peter Novick hat im Vorwort zur deutschen Ausgabe seines Buches „Nach dem Holocaust“ die jüngste deutsche Debatte zu diesem Thema mit einem verwunderten Kopfschütteln kommentiert. In Anspielung auf einen Vorwurf des Schriftstellers Martin Walser schreibt er, er verstehe den Begriff „Instrumentalisierung“ des Holocaust einfach nicht. Denn es sei gar nicht möglich, die kollektive Erinnerung an ein Ereignis wie den Holocaust von allen aktuellen moralischen und politischen Zwecken freizuhalten, sie also *nicht* zu „instrumentalisieren“. Die Frage sei letztlich nur, ob diese Zwecke legitim seien oder nicht. Darüber dürfe und solle dann in der Tat gestritten werden.

Novick zeigt in seinem Buch, wie verblüffend sich die kollektive Erinnerung an den Holocaust in den USA in den vergangenen 50 Jahren verändert hat. Offenbar

gibt es überhaupt keine Erinnerung an bedeutsame historische Ereignisse, die frei wäre von den Interessen und Zwecken der Lebenden. Unausweichlich werden solche „Erzählungen“ nicht nur von den Ereignissen selbst bestimmt, sondern auch von den Vorgaben derer, die sie darstellen und interpretieren.

Die kollektive Erinnerung an die großen geschichtlichen Ereignisse steht nicht still, sie ist von einer Generation zur nächsten – und oft sogar innerhalb einer Generation – Veränderungen unterworfen.

Wenn etwa jetzt, im Jahr 2001, ein Mahnmal für die Heroen des Zweiten Weltkriegs auf der Mall in Washington geplant wird, wird man fragen dürfen, warum jetzt und für wen genau? Wird man dort auch die 20 Millionen russischen Gefallenen ehren?

Mit ähnlichen Fragen werden die Deutschen durch das geplante Holocaust-Mahnmal in Berlin konfrontiert. Wird man dort

zusammen mit der weitaus größten Opfergruppe, der Opfer des Judenmords, auch anderer Opfer wie der Sinti und Roma gedenken? Es sind immer und unvermeidlich auch die Lebenden, die sich in den Mahnmalen für die Toten der großen geschichtlichen Katastrophen ein Denkmal setzen.

ANDERS UND BESSER

Eine Studie über die Bilder der zwei deutschen Nachkriegsgesellschaften vom Widerstand gegen das Hitler-Regime ergäbe einen ganz ähnlichen Befund. Nach dem Ende des „dunkelsten Kapitels der deutschen Geschichte“ begann der Kampf um die „richtige“ Erinnerung und die „zu ziehenden moralischen Konsequenzen“. Es waren die Nachkriegspolitiker und die Auguren des Zeitgeistes, die über die Ehren- und die Schandplätze im Museum der Erinnerung entschieden und bestimmten, wer darin fortlebt und wer vergessen wird.

Jüdische Hitler-Opfer in Berlin (1941), jubelnde Hitler-Anhänger im Deutschen Opernhaus in Berlin (1939): „Über die Gerechten in Deutschland“





Judenretter Poelchau (1949)
„Lebensgefahr für den Helfer“

Ganz vorn in der kollektiven Erinnerung der Westdeutschen stand und steht der spektakulärste – und im Fall des Gelingens zweifellos folgenreichste – Versuch, die Hitler-Diktatur und den Weltkrieg zu beenden: das Attentat der Männer des 20. Juli.

Der heroische und tragisch gescheiterte Tyrannenmord erfüllte für den jungen westdeutschen Staat nahezu die Rolle eines Gründungsmythos. Die Männer um Claus Schenk Graf von Stauffenberg – und mit einigem Abstand die Mitglieder des Kreisauer Kreises und der Weißen Rose – galten und gelten als Repräsentanten jenes „anderen und besseren Deutschland“, das die Deutschen in den Nazi-Jahren vergessen und verraten hatten.

Heutigen Abiturienten wird es kaum vorstellbar erscheinen, dass der inzwischen unbestrittene Ehrenplatz für die „Helden des 20. Juli“ das Ergebnis einer politischen Auseinandersetzung war; dass sie auch noch lange Zeit nach dem Krieg als Vater-

erfahren wir wenig – die Deutschen interessiert das nicht“



Judenretterin Meißner (1946)
„Hier können Sie bleiben“

landsverräter galten; dass ihre Angehörigen gemieden und beschimpft wurden.

Diese Reaktion bekamen auch antifaschistische Emigranten zu spüren. Willy Brandt, der in Norwegen journalistisch und politisch gegen Nazi-Deutschland kämpfte, wurde noch Anfang der sechziger Jahre von der CDU in Wahlkämpfen als „Willy Brandt alias Herbert Frahm“ verhöhnt. So etwas ging damals – und bis heute hat sich die CDU für diese Kampagne nicht entschuldigt.

Natürlich war es kein Zufall, dass die Repräsentanten des „bürgerlichen“ beziehungsweise „militärischen“ Widerstands ihre identitätsstiftende Rolle nur in einem bürgerlichen Teilstaat namens Bundesrepublik erlangten. Die DDR, die den Antifaschismus zur Staatsdoktrin erhoben hatte, schenkte ihnen nicht die mindeste Beachtung. Ganz im Gegenteil, für die parteifrommen DDR-Historiker waren die Männer des 20. Juli verblendete Nationalisten, die den unheilvollen deutschen Nationalstaat wiederherstellen wollten.

Angeblich hatte es nur eine einzige Gegenkraft gegen den Nationalsozialismus gegeben: die kommunistisch geführte Arbeiterbewegung. Die Folgen dieser Mythologisierung konnte man – noch im Jahre 1995! – etwa in der Ge-

denkstätte Sachsenhausen besichtigen. Die jüdischen Häftlinge des KZ Sachsenhausen wurden in der Ausstellung kaum erwähnt. Glaubte man der Dokumentation, so waren in Sachsenhausen vor allem Kommunisten inhaftiert gewesen, die schon damals nur ein Ziel im Sinn hatten: den ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat auf deutschem Boden aufzubauen.

Erst nach einem vehementen Protest des Staates Israel sind die Baracken 38 und 39 in der 1961 errichteten Gedenkstätte als „jüdische Baracken“ kenntlich gemacht worden. Die Neonazis, die im September 1992 die „jüdischen“ Baracken in Sachsenhausen anzündeten, können sich auf einen von der DDR geförderten historischen Analphabetismus berufen.

SCHÜBE DER ERINNERUNG

Nun gab es ja tatsächlich einen bedeutenden – teilweise sogar heroischen – kommunistischen Widerstand in Nazi-Deutschland. Dessen Verdienste wiederum wurden in der Bundesrepublik jahrzehntelang „vergessen“, ja militant negiert. Das ging so weit, dass dem Sozialdemokraten Herbert Wehner in den siebziger Jahren das Recht bestritten wurde, aus Anlass des Jahrestages des 20. Juli eine Gedenkrede zu halten – schließlich sei er zur Zeit des Widerstands noch Kommunist gewesen.

Der Streit wiederholte sich in den neunziger Jahren, als Peter Steinbach, Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin den Männern des kommunistischen Nationalkomitees „Freies Deutschland“ einen Platz der Erinnerung einräumen wollte. Das Argument der Gegner war, Männer wie Walter Ulbricht und Wilhelm Pieck und das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ hätten schließlich nicht eine freiheitliche Demokratie propagiert, sondern einer kommunistischen Diktatur zugearbeitet.

Der Vorwurf traf durchaus zu – nur ließ sich der erste Teil dieses Einwands auch gegen die Helden des 20. Juli geltend machen. Als die Generation der nachgeborenen westdeutschen Historiker das Weltbild der Männer um Graf von Stauffenberg und Helmuth James Graf von Moltke in den sechziger und siebziger Jahren näher untersuchten, fanden sie heraus, dass diese Helden des westdeutschen Teilstaates mit einer Demokratie westlichen Zuschnitts nicht das Mindeste im Sinn hatten.

Auch die „Entdeckung“ anderer, zunächst übersehener Widerstandsgruppen und ihre Aufnahme in die kollektive Erinnerung gehorchte den Vor- und Nachlieben der jeweiligen politischen Konjunkturen. Es bedurfte neuer politischer Bewegungen und ihrer Suche nach politischen „Ahnern“, um bisher vernachlässigte Widerstandsgruppen ins Licht der öffentlichen Aufmerksamkeit zu rücken. Zum Beispiel die „Edelweißpiraten“ – anarchistische Gruppen Jugendlicher aus

dem Kölner Raum –, die bei den 68ern Popularität erlangten.

Es brauchte die Frauenbewegung und weibliche Autoren, um die lange unterschätzte Rolle der Frauen im zivilen und auch im militärischen Widerstand zu entdecken. Und es bedurfte der Friedensbewegung und der Grünen im Bundestag, um die Rehabilitierung von Zigttausenden Wehrmachtsdeserteuren auf die Tagesordnung zu setzen.

RETTER UND HELFER

Bei all diesen Entdeckungsschüben blieb eine Gruppe im Schatten. Die gar nicht so wenigen Deutschen, die Verfolgten Unterschlupf gewährte und ihnen das Überleben während der Nazi-Jahre ermöglicht hatten, fanden keine Lobby.

Ein Grund dafür ist zweifellos der Umstand, dass diese bis heute Unbekannten des zivilen Widerstands nicht die Merkmale einer ordentlichen Gruppe oder Organisation erfüllten. Es waren lose Zirkel, Freundeskreise, Bürger aus allen gesellschaftlichen Schichten, mit durchaus unterschiedlichen politischen oder religiösen Überzeugungen, die sich nur in einem völlig einig waren: in ihrer kompromisslosen Ablehnung des Hitler-Regimes.

Sie verlegten sich nicht auf den Sturz der Diktatur, sondern auf das jeweils Nächstliegende: Verfolgte zu verstecken und über die nächsten Tage und Wochen zu bringen. Und noch etwas anderes unterscheidet sie von allen bekannten Widerstandsgruppen: Sie waren mit ihren Hilfsaktionen häufig erfolgreich, und sie überlebten in aller Regel ihre Art von Widerstand.

Die Einzigen, die von diesen Rettern sprachen, waren die Geretteten.

Ein Ehrenplatz unter ihnen gebührt Inge Deutschkron, die den Nazi-Terror in Berlin dank solcher Helfer überlebt hatte und deren Beispiel den Nachlebenden unermüdlich ins Gedächtnis schrieb. Viele andere wären zu nennen: etwa der Fernsehunterhalter „Hänschen“ Rosenthal, der in seiner Autobiografie den Berliner „Laubenpiepern“ ein Denkmal errichtete, oder Ellen und Konrad Latte, die für die Ehrung des Gefängnispfarrers Harald Poelchau und der 50 anderen Helfer Konrad Lattes stritten, oder der Schauspieler Michael Degen, der in seinen jüngst erschienenen Erinnerungen seine Mutter und seine nicht immer selbstlosen Unterstützer gewürdigt hat.

Aber diese Zeugnisse von Bürgermut und zivilem Anstand wurden in der öffentlichen Wahrnehmung als merkwürdige



Verhaftete NS-Gegner in Berlin (1933): Aufnahme in die kollektive Erinnerung

Einzelfälle verbucht und lösten keine Nachforschungen aus. Weshalb, so fragt denn auch der Historiker Peter Steinbach, einer der Pioniere dieser Forschungsrichtung, „hat sich die Nachkriegsgesellschaft mit der Anerkennung der ‚unbesungenen Helden‘ so außerordentlich schwer getan, weshalb hat sich die Forschung erst so spät und in Deutschland fast zu spät dieses Themas angenommen“?

Das ist umso erstaunlicher, als gerade das Verhalten dieser wenigen die Nachgeborenen zum Fragen und Vergleichen einlädt. Kein anderes Beispiel von Widerstand stößt die Heutigen so direkt auf die Prinzipien eigenen Verhaltens, keines liefert so genaue Aufschlüsse über die Frage, ob und bis zu welcher Grenze der „normale Bürger“ im Alltag der Nazi-Diktatur entgegengetreten konnte.

Wie es sich herumgesprachen hatte, weiß ich nicht, jedenfalls war es mir unheimlich und beängstigend, dass immer wieder unkontrollierbare Menschen in meine Wohnung und in meine Sprechstunde kamen und versteckt oder offen fragten, wohin sie gehen sollten, wenn sie illegal werden müssten ... So war es mir gar nicht behaglich, als eines Abends eine kleine, lebhaft jüdische Frau mit Wiener Dialekt in meine Wohnung kam und diese Frage stellte. Sie berief sich dabei auf irgendeinen Namen, nur kannte ich ihn leider nicht ...

So beginnt eine unveröffentlichte Geschichte des Gefängnispfarrers Harald Poelchau: „Helfen verboten – kein Platz für ein Kind“. Die Frau kam nicht allein in die Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung der Poelchaus, sie kam mit ihrem Kind. Am selben Abend klingelte noch eine andere jüdische Frau, mit der die Poelchaus seit Jahren befreundet waren. „Für diese Nacht waren sie zunächst einmal alle bei uns sicher“, schreibt Poelchau lapidar. Auf welche Weise die Kindesmutter überlebt hat, erzählt er nicht.

Die kleine Tina, so berichtet er, konnte er nach vielen, immer nur vorläufigen Aufenthalten bei dem ihm befreundeten Kantinenwirt des Gefängnisses Tegel unterbringen. Willi Krantz und dessen Lebensgefährtin Auguste Leißner versteckten das jüdische Mädchen im Warenlager der Kantine und zogen es dort auf, als wäre es ihr eigenes.

JÜDISCHE SCHÜTZLINGE

Der kurze Text von Poelchau löst bei einem neugierigen Leser unweigerlich eine Kette von Fragen aus. Wie viele von den im Jahre 1941 noch 73 842 jüdischen Bürgern Berlins haben eigentlich bei ihren „arischen“ Nachbarn, Bekannten oder Unbekannten angeklopft und Schutz gesucht? Warum haben diejenigen, die es nicht versucht haben, den Gang in die Sammelstelle vorgezogen?

„Manche wollen aus mir einen Helden machen. Aber das war ich nicht. Ich war ein Mensch.“

Berthold Beitz, als „Gerechter unter den Völkern“ geehrter Ex-Krupp-Manager

Wie viele sind an der Tür abgewiesen worden, wie viele sind für eine Nacht oder auch länger aufgenommen worden? Wie viele von diesen Hilfe Suchenden haben den Nazi-Terror dank Helfern wie Harald und Dorothee Poelchau überlebt? Welche Strafe riskierten die Helfer eigentlich für den Fall, dass sie ertappt oder von Nachbarn angezeigt wurden? Mussten sie ihren Mut mit dem Leben bezahlen?

Die Historikerinnen Beate Kosmala und Claudia Schoppmann erstellen derzeit mit Mitteln der Robert Bosch-Stiftung und der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung am Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung eine Datei über „Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland“. Sie schätzen, dass zwischen 5000 und 10000 deutsche Juden sich für den Weg in den Untergrund entschieden, etwa die Hälfte von ihnen in Berlin. Über 1500 von ihnen haben die Jahre der Verfolgung in Berliner Verstecken überlebt.

Aber auch diejenigen Untergetauchten, die verraten, entdeckt und gefasst wurden, hätten den Versuch nicht wagen können, hätten sie nicht auf die Adressen von Helfern zählen können. „Jene tapferen Menschen“, schreibt Inge Deutschkron, „die bis zu ihrer Verhaftung ihren jüdischen Schützlingen geholfen hatten, werden unerkant bleiben. Daher wird es nie möglich sein, die Zahl derjenigen auch nur annähernd zu ermessen, die zur Rettung von Juden ... bereit gewesen sind.“

1500 Überlebende im Berliner Untergrund – im Verhältnis zur Zahl der Vertriebenen und Ermordeten ist das eine entsetzlich kleine Zahl. Von den circa 160000 jüdischen Bürgern, die zur Zeit des Machtantritts der Nazis in Berlin lebten, konnten sich etwa die Hälfte ins Ausland retten, etwa 55000 wurden Opfer der Deportationen.

Wenn man jedoch bedenkt, wie oft die Versteckten ihr Quartier wechseln mussten, ergibt sich ein differenzierteres Bild. Kaum einer der Untergetauchten konnte in *einem* Versteck und bei *einem* Helfer bleiben. Um einen Verfolgten zu retten, schätzt Beate Kosmala, waren mindestens sieben Unterstötzer nötig. Wie viele Berliner insgesamt den Anstand und den Mut aufbrachten, ihre jüdischen Mitbürger vor den Nazi-Häschern zu schützen, wird man nie genau erfahren – 10000, 15000?

Insgesamt 2300 dieser Unterstötzer sind inzwischen namentlich bekannt. Die meisten Namen verdanken die Berliner Forscherinnen einer vergessenen Akten-sammlung des Berliner Innensensors Joachim Lipschitz, auch er ein Verfolgter. Er wollte Berliner Bürger ehren, die Juden geholfen hatten, und den Bedürftigen unter ihnen eine Ehrenrente verschaffen.

Etwa 1500 Anträge gingen ein, 736 davon wurden anerkannt. Allerdings verweigerte es sich nicht mit den Moralvorstellungen des Senators Lipschitz, dass sich auch Prostitu-



TV-Unterhalter Rosenthal



Schriftstellerin Deutschkron



Dirigent Latte



Schauspieler Degen

Verfolgte Juden
Den Nazi-Terror überlebt

ierte, Puffmütter und Kleinkriminelle auf der Liste der zu Ehrenden fanden. Er strich diese Kandidaten kurzerhand – ein weiterer Grund dafür, dass wir über die vielfach bezeugte Rolle der Berliner „Halbwelt“ beim Schutz jüdischer „U-Boote“ nur höchst skizzenhafte Kenntnisse haben.

MOTIVE FÜR DEN MUT

Natürlich hatten die Unterstötzer nicht nur altruistische Motive. Sie handelten aus Gerechtigkeitssinn, aus Liebe und aus Nächstenliebe, aus Empörung gegen das Hitler-Regime, aber auch höchst egoistische Motive spielten eine Rolle. Einige verlangten als Entgelt für die Gefahr, die sie auf sich nahmen, harte Arbeit, Geld oder sexuelle Gefälligkeiten, zuweilen auch ein „religiöses Honorar“: Es gab hilfsbereite Christen, die ihren jüdischen Schützlingen gebieterisch das Abschwören ihres jüdischen Glaubens nahe legten.

Manfred Wolfson (1923 in Berlin geboren, gestorben 1987 in Kalifornien), ein Politologe aus dem Umfeld von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, nahm den Faden des Senators Lipschitz wieder auf. In den sechziger Jahren begann der damals junge Mann auf eigene Faust mit einer systematischen Befragung von Helfern. Er hat seine Arbeit nach einigen Jahren abgebrochen. Erst durch Wolfsons Tochter Deborah, die in Zürich lebt, gelangten die verschollenen Tonbänder wieder ans Licht der akademischen Öffentlichkeit. Sie werden an der Universität St. Gallen bearbeitet.

Ungelöst bleibt vorläufig das Rätsel, warum Wolfson seine Pionierforschung aufgegeben hat. „Man spürt“, sagt Beate Kosmala, die 30 Jahre später die Gelegenheit erhielt, die Tonbänder zu hören, „dass Wolfson von seinen Rettern irgendwie enttäuscht gewesen ist.“ Offenbar entsprachen sie nicht ganz seiner Vorstellung. Sie gaben nicht immer das Gegenbild zu jenem „fascistoiden“ oder „autoritären“ Charakter ab, den Wolfsons Lehrer Adorno in seiner berühmten Studie so meisterhaft beschrieben hat. Nicht wenige von ihnen erwiesen sich als perfekte Exemplare dieser verfeimten Art, als höchst konservative und vorurteilsbeladene Zeitgenossen, als perfekte „autoritäre Persönlichkeiten“, die – unbegreiflicherweise – trotzdem Juden geholfen hatten.

Es wirft ein Licht auf das politische Klima jener Jahre, dass Wolfson seine Interviews anonymisiert hat. Viele der Retter wollten unerkant bleiben, weil sie mit Bedrohungen durch ihre Zeitgenossen rechneten. Wer meint, diese finsternen Zeiten lägen endgültig hinter uns, sieht sich leicht widerlegt.

Im Jahre 1997 wurde Monika W. aus Greifswald (Mecklenburg-Vorpommern) mit dem israelischen Orden für die „Gerechten unter den Völkern“ geehrt. Ihre Eltern Gerhard und Wally Hagemann,

Werbeseite

Werbeseite

glaubenstreue Katholiken, die für sechs Kinder zu sorgen hatten, nahmen in den letzten beiden Kriegsjahren die befreundete jüdische Familie Kahane in ihrem Haus in Havelberg auf. Sie schützten die Familie weiter, auch nachdem das Haus einen Bombentreffer abbekommen hatte.

Auf Betreiben der Kahane-Tochter Sonja Jenny wurden die Eltern und die damals 18-jährige Monika W. ausgezeichnet. Als die Presse Monika W. interviewen wollte, nannte sie ihren Nachnamen nicht und ließ sich auch nicht fotografieren. Sie fürchtete – und musste wohl befürchten –, von neonazistischen Banden bedroht zu werden. In die Liste der „Righteous among the Nations“ in Jad Waschem ließ sich Monika W. unter ihrem Mädchennamen Hagemann eintragen.

„MORALISIEREN HALF NICHT“

Es fällt auf, dass westdeutsche Politiker, sofern sie sich des Themas überhaupt annahmen, leicht zu moralischen Trompetentönen neigten. Harald Poelchau, einer der ganz großen Figuren des zivilen Widerstands, schätzte seinen weit verzweigten Helferkreis eher realistisch ein. Er schreibt in seiner Erzählung:

Ich hatte einen großen Kreis von Freunden in Berlin, die mit mir der Meinung waren, dass den unschuldig Verfolgten auf alle Weise geholfen werden müsse. Wir waren uns auch darüber klar, dass diese Hilfe für den Helfer Lebensgefahr bedeutete. Ich habe dabei die interessante Beobachtung gemacht, dass diejenigen Kreise, die gewohnt waren, für ihre Überzeugung Kampf und Gefahr auf sich zu nehmen, meist keine Bedenken trugen, illegale Menschen bei sich zu verbergen und zu beherbergen. Sie machten nicht viele Worte dabei, waren nicht sehr liebevoll und stellten oft geradezu harte Ansprüche an die Disziplin und Arbeitswilligkeit der Verborgenen.

Die mehr bürgerlichen und christlichen Kreise dieser Generation dagegen, nicht mehr gewohnt, persönliche Gefahr zu ertragen, waren zwar sehr hilfsbereit, gaben Geld, sparten sich Lebensmittel ab, so viel sie konnten, aber eine persönliche Gefährdung ertrugen sie einfach nicht. Häufig habe ich es erlebt, dass Angehörige dieser Kreise, die ich in Fällen besonders dringender Not, wenn ich keinen anderen Ausweg mehr sah, mit Überredung gezwungen habe, jemanden aufzunehmen, mir nach wenigen Tagen mit allen Zeichen der Scham erklärten: „Nimm den Betreffenden bloß wieder weg, ich kann



Holocaust-Gedenkstätte in Berlin (Modell): Denkmal auch für die Lebenden

keine Nacht mehr schlafen, ich halte es einfach physisch nicht aus! Moralisieren half da nicht, man musste mit der verschiedenen Struktur der Helfer rechnen und sie entsprechend einsetzen.

Im Nachhinein und vom sicheren Port der historischen Forschung aus betrachtet, erscheint das tatsächliche Risiko der Helfer vergleichsweise gering: Nur wenige haben ihren Mut mit Gefängnis oder Tod



Judenretterin Gies*: Notlage erkannt

bezahlt. Es scheint, dass die Nazis bei der Bestrafung dieser „Täter“ keiner festen Regel folgten. Wer gefasst wurde, wurde auf Grund eines Erlasses des Reichssicherheitshauptamtes vom 24. Oktober 1941 verfolgt, der „freundschaftliche Beziehungen“ zwischen Deutschen und Juden unter Strafe stellte und dem „deutschblütigen Teil“ drei Monate KZ-Haft androhte.

Das vorläufige Ergebnis der von den Berliner Forscherinnen geführten Datenbank lautet so: Von den 2300 namentlich bekannten Frauen und Männern, die Juden geholfen haben, wurden etwa 140 der Gestapo bekannt und höchst unterschiedlich bestraft. Die Maßnahmen reichten von einer Verwarnung durch die Gestapo bis zur Einlieferung ins KZ. In 20 bisher nachweisbaren Fällen haben die Retter die KZ-Haft nicht überlebt.

Die verblüffende Bilanz verführt leicht zu vorschnellen Schlüssen. Im besetzten Polen stand auf dasselbe „Verbrechen“ eine ganz andere Strafe. Wer dort nach dem Oktober 1941 einem Juden Beistand leistete, wurde von Sondergerichten zum Tode verurteilt, später ohne Verhandlung erschossen, häufig auch die gesamte Familie. Wie ist es zu erklären, so lässt sich fragen, dass in Jad Waschem rund 20-mal so viele Polen wie Deutsche als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt werden?

Als die „Zeit“-Journalisten Thomas Kleine-Brockhoff und Dirk Kurbjuweit im April 1994 diese Frage dem Leiter der Abteilung, Mordechai Paldiel, stellten, erhielten sie eine niederschmetternde Antwort: „Über die Gerechten in Deutschland“, sagte er, „erfahren wir wenig – die Deutschen interessiert das nicht.“

Dazu muss man wissen, dass das „Department of the Righteous among the Nations“, dem Paldiel vorsteht, keine eigene Forschung betreibt. Die Abteilung prüft und bewertet Anträge, die ihr eingereicht werden. Was ihr nicht eingereicht wird,

„Manchmal war die einzige Art, in der Deutsche ihre Opposition ausdrücken konnten, einem Juden zu helfen.“

Leo Baeck, Theologe und jüdischer Repräsentant im Dritten Reich

* Vor einem Foto von Anne Frank in einer Ausstellung in Berlin 1995.

kann die Abteilung auch nicht prüfen.

Es stimmt, dass Polen und Deutsche ein höchst unterschiedliches Risiko eingingen, wenn sie Juden halfen. Aber diese (nachträglich feststellbare) Tatsache sagt wenig über die Risikobereitschaft der Helfer aus. Denn die Helfer hatten gar keine Zeit und auch nicht die nötigen Informationen, um abzuwägen, welche Gefahren ihnen drohten. Die meisten haben sich spontan und ohne Bedingungen zu stellen zur Hilfe entschlossen.

Als die damals 20-jährige Schauspielerin Ursula Meißner eine dreiköpfige jüdische Familie aus Breslau vor der Tür stehen sah, die ein Freund ihres Vaters zu ihr geschickt hatte, zögerte sie nicht: „Hier können Sie erst einmal bleiben“, begrüßte sie die drei. Sie sagte nicht: „Einer kann bleiben“, oder „zwei Tage könnt ihr bleiben“, oder „höchstens zwei Wochen könnt ihr bleiben“. Sie nannte überhaupt keine Bedingung. Gefragt, warum sie einer verfolgten Familie, die sie gar nicht kannte, Unterschlupf gewährte, erwiderte sie verwundert: „Das war doch klar!“

Es gibt inzwischen eine ganze Literatur über das so genannte Helfersyndrom. Heerscharen von Psychologen, Anthropologen, Soziologen haben sich über diese „Anomalie“ gebeugt und sie fast wie eine Krankheit untersucht. Was befähigt einige Menschen, ihrem stärksten Trieb, dem Überlebensinstinkt, zuwiderzuhandeln? Fehlt ihnen etwas? Handelt es sich um Heilige? Sind sie besonders naiv, besonders indoktriniert oder nicht ganz dicht?

MITGEFÜHL UND SELBSTACHTUNG

Die meisten Erklärungen für dieses Verhalten verfehlen das Entscheidende. Die Auskunft von Frau Meißner unterscheidet sich nicht im Mindesten von der Antwort, die Hunderte anderer Helfer gegeben haben: Da war jemand, der Hilfe brauchte, über die Risiken hat man erst später nachgedacht.

Die wenigsten der Helfer haben denn auch nachträglich irgendein Aufhebens von sich gemacht. Die aus Anne Franks Tagebuch als Miop van Santen bekannte Miop Gies sagte später: „An mir ist nichts Besonderes. Im Rampenlicht wollte ich nicht stehen. Ich tat nur, worum ich gebeten wurde und was jeweils notwendig erschien.“

Es war keineswegs eine Blindheit gegenüber den Risiken, die Miop van Santen und andere zur Hilfe befähigte. Es war der Umstand, dass sie zuerst die Notlage der Gefährdeten sahen, dann erst die Gefahr, in die sie selber mit ihrem Hilfsangebot gerieten. Keiner von ihnen hat bewusst den



Hitler-Attentäter Stauffenberg (l.): Als Verräter beschimpft



Gedenken an Hitler-Attentäter*: Unbestrittener Ehrenplatz

Verlust des eigenen Lebens in Kauf genommen. Aber alle waren spontan bereit, aus Mitgefühl und auch ihrer Selbstachtung zuliebe ein Risiko auf sich zu nehmen, das sie dann, so gut es eben ging, zu begrenzen suchten.

„Man will doch morgens noch in den Spiegel schauen können“, erklärte Frau Meißner später. Donata und Eberhard Helmrich, die Dutzenden von Juden halfen, sie auf ihrem Gut in Galizien versteckten, Papiere für sie fälschten und sie mit Lebensmitteln versorgten, erwiderten auf die Frage, was aus ihren vier Kindern würde, wenn die Eltern von der Gestapo abgeholt würden: „Unsere Kinder haben besser tote Eltern als feige Eltern.“

An dieser Stelle wird in aller Schärfe der Bruch sichtbar, der die Geschichte der Helfer von derjenigen der Mitläufer trennt. Die Helfer trafen eine Wahl in einer Situa-

* Oben: im Führerhauptquartier „Wolfschanze“ mit Hitler und Fliegergeneral Karl Bodenschatz 1944; unten: Bundeswehr-Gelöbnis an der Hinrichtungsstätte im Berliner Bendler-Block mit Bürgermeister Eberhard Diepgen, Bundeskanzler Gerhard Schröder und Verteidigungsminister Rudolf Scharping am 20. Juli 1999.

tion, in der es nach Meinung vieler, vielleicht der meisten Deutschen keine Wahl mehr gab. Ihr Erfolg bewies, dass Hilfe – wenn auch unter hohem Risiko – möglich war und dass diejenigen, die wegschauten, ebenfalls eine Wahl getroffen hatten.

Hier wird auch deutlich, warum die Geschichte der Helfer nie populär geworden ist. Ihr Beispiel stellte für die Mehrheit der Wegseher und Mitmacher eine tiefe Kränkung dar. Es widerlegte den Rechtfertigungsmythos, es habe nur die Alternative zwischen Gehorsam und Tod gegeben.

Das Schicksal der zu Recht bewunderten Verschwörer des 20. Juli, der Märtyrer der Weißen Rose, der todesbereiten Widerständler des Kreisauer Kreises schien diesen Mythos zu bestätigen: Wer sich der perfekten Terrormaschine der Nazis entgegenstellte, wurde gehängt oder an die Wand gestellt. Heldentum kann man bekanntlich nicht verlangen. So nahm denn die Feier dieser Märtyrer im Nachkriegsdeutschland nicht selten Züge einer Reinigungszeremonie an: Der Tod dieser überlebensgroßen Helden schien das Versagen der Zivilgesellschaft zu erklären und sie von aller Schuld freizusprechen.

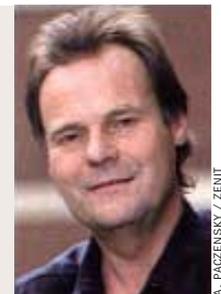
Die gar nicht so wenigen anderen aber, die Verfolgte den Nazi-Häschern mit Erfolg entzogen hatten, störten die symbiotische Harmonie zwischen den Mitmachern und den Märtyrern. Sie widerlegten

die Grundthese aller Diktaturen: dass sich alle Menschen unter gleichen Bedingungen von Terror und Unterdrückung gleich verhalten.

Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, die zivilen und lebensgroßen Helden in die kollektive Erinnerung der Deutschen aufzunehmen, denn von ihnen, nicht von den Märtyrern und Supermännern der Geschichte, hängt das Überleben einer Zivilgesellschaft ab.

PETER SCHNEIDER

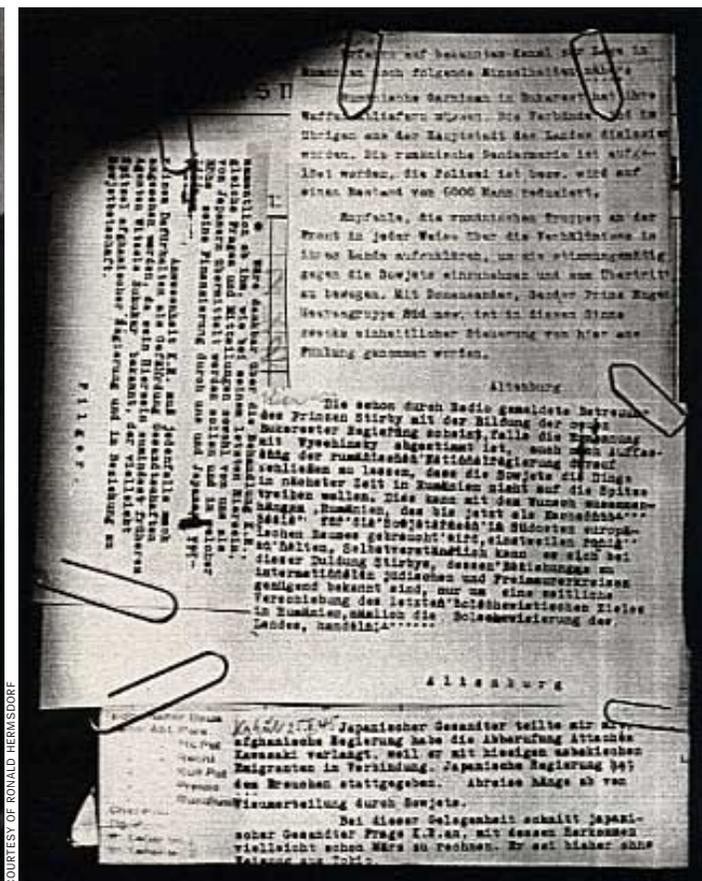
war 68er-Aktivist und schreibt als freier Autor über politische und zeitgeschichtliche Themen. Schneider, 61, schildert in seinem letzten Buch („Und wenn wir nur eine Stunde gewinnen ...“) das Überleben von Juden in Nazi-Deutschland am Beispiel des von Mitbürgern beschützten Musikers Konrad Latte.



A. PACZENSKY / ZENIT

DER BOTE AUS BERLIN

Ein kleiner Beamter im Auswärtigen Amt war einer der mutigsten Hitler-Gegner. Weil Fritz Kolbe die Putschpläne der Männer des 20. Juli für naiv hielt und lieber den Alliierten half, Hitler zu besiegen, galt er nach dem Krieg als Verräter. / VON AXEL FROHN UND HANS MICHAEL KLOTH



Ex-Agent Kolbe (um 1952 in Frankfurt am Main), von Kolbe fotografierte NS-Dokumente: *Dauernd in Gefahr, entdeckt zu werden*

Um die Mittagszeit des 19. August 1943 saßen sich Allen W. Dulles, Schweizer Resident des CIA-Vorgängers „Office of Strategic Services“, und der deutsche Beamte Fritz Albert Karl Kolbe in Bern zum ersten Mal gegenüber. „Etwa 1,70 Meter groß; runder, kahler Kopf mit markanten Ohren, typisch preußisch-slawische Züge; schlicht, aber recht selbstsicher, 43 Jahre alt“, registrierte Dulles.

Kolbe, Konsultssekretär 1. Klasse, hatte es 1925 vom Eisenbahnersekretär in die Beamtenlaufbahn des Auswärtigen Amtes (AA) geschafft. Dort war er nach Kriegsbeginn dem Sonderbotschafter Karl Ritter zugeteilt worden, dem Verbindungsmann des Außenministeriums zum Oberkommando der Wehrmacht, über dessen Schreibtisch sämtliche Depeschen der deutschen Botschaften in aller Welt liefen. Kolbe sollte sie für Ritter vorsortieren und später ver-

nichten. Zu Recht hielt er sich selbst für einen der „bestinformierten Beamten“ im AA.

Mit Hilfe einer alten „Wandervogel“-Bekanntnen in der Kurierabteilung fand Kolbe nach vielen Versuchen im Sommer 1943 die Gelegenheit zu einer Dienstreise in die Schweiz als Kurier des Außenministeriums. In Kolbes Diplomatengepäck: ein großes versiegeltes Kuvert, in das er neben einen kleineren, ebenfalls versiegelten Umschlag für die Gesandtschaft in Bern 16 geheime Telegramme gesteckt hatte, die er den Alliierten übergeben wollte.

Doch gleich drei britische Diplomaten wimmelten einen jüdischen Mittelsmann des deutschen Möchtegernspions kurzerhand ab, weil sie den für einen „Kauz“ – so der Militärattaché der Briten – hielten. Dulles aber zeigte Interesse. Als junger Diplomat war er schon im Ersten Weltkrieg in Bern stationiert gewesen. Als 1917 ein russischer Emigrant ein Treffen verlangt hatte, war er Tennis spielen gegangen. Der Abgewiesene war Lenin gewesen, und Dulles hatte sich geschworen, nie wieder leichtfertig eine Chance zu vergeben.

„Fritz Kolbe gehört in einen Roman über einen mächtigen Geheimagenten, versteckt hinter einer völlig unbedeutenden Hülle.“

Dulles-Biograf Peter Grose

Schon das erste Gespräch dauerte viele Stunden. Der Informant aus Berlin legte nicht nur die Telegramme, insgesamt 186 Blatt, auf den Tisch; er verfügte auch über faszinierendes Geheimwissen: Kolbe kannte den Schaden, den ein alliierter Luftangriff auf das rumänische Ölzentrum Ploiești angerichtet hatte, nannte den Treffpunkt deutscher und japanischer U-Boote im Südatlantik, warnte, dass die Deutschen mehrere alliierter Codes entschlüsselt hätten. Und er skizzierte aus dem Kopf Hitlers Hauptquartier „Wolfsschanze“ beim ostpreussischen Rastenburg mit vielen Details – mehrfach war er mit seinem Chef dort gewesen.

Aber konnte man Kolbe trauen? Dulles war schnell von dessen Ehrlichkeit überzeugt. „Er scheint in gewisser Weise ein romantischer Idealist zu sein und mit Sicherheit nicht besonders intelligent oder gerissen“, kabelte er nach dem zweiten Treffen im Oktober 1943 nach Washington. „Für den Fall, dass er ‚erschossen‘ wird, hat er einen Brief an seinen Sohn hinterlassen. Er scheint eine gewisse Nachlässigkeit gegenüber Gefahren zu zeigen, die eine besondere Handhabung verlangt.“

Geld für seine Lieferungen lehnte Kolbe ab. Als Dulles seinem Schützling, der bald den Decknamen „George Wood“ führte, einmal für ein paar hundert Dollar Schokolade und Lebensmittel mitgab, mit denen er seine Kontakte im Ministerium ölen sollte, brachte Kolbe ihm beim nächsten Besuch zwei Goldringe als Bezahlung mit.

Niemals bat „George Wood“ um Schutz für seine Person oder um Rücksichtnahme. „Das Risiko, das Kolbe einging, war unermesslich“, gab Dulles nach dem Krieg zu Protokoll. Tagsüber saß der Sekretär in Ritters Vorzimmer und ließ Telegramme mitgehen; nachts schrieb er bis zum frühen Morgen Zusammenfassungen, während über Berlin alliierte Bomber dröhnten. „Ich muss aufhören. So ein Pech. Wozu sind diese Luftangriffe gut?“, notierte er einmal hastig. Ein andermal: „Entschuldigen Sie den ungleichmäßigen Stil. Ich bin so beschäftigt, dass ich nicht mehr weiß, was ich tue. Ein fürchterliches Leben.“

Dulles besorgte Kolbe eine Kamera. Ein zwangsverpflichteter elsässischer Arzt und NS-Gegner namens Adolphe Jung half Kolbe, in seinem Untersuchungszimmer in der Charité nachts Dokumente abzuknipsen.

Messerschmitt-Düsenjäger Me 262

Informationen von unschätzbarem Wert



Um möglichst viel auf ein Foto zu bekommen, klemmten sie mehrere Blätter mit Büroklammer auf eine Pappe, immer in allergrößter Hast. „Armer Kerl, der all das lesen muss“, kommentierte Kolbe in Berlin sein Material. „Schlimmer als ein Kreuzworträtsel“, stöhnte der Empfänger Dulles in Bern.

Dauernd war Kolbe in Gefahr, entdeckt zu werden. Einmal beging er den Fehler, einen laufenden Vorgang beiseite zu schaffen. Als Außenminister Joachim von Ribbentrop für eine Konferenz mit SS-Chef Heinrich Himmler nach der Akte verlangte, musste Kolbe wortwörtlich um sein Leben laufen. Gerade noch rechtzeitig gelangte die Mappe wieder an ihren Platz, Kolbe blieb unentdeckt – und lieferte weiter:

- ▶ Er berichtete vom Ausmaß der Bombenschäden bei den kriegswichtigen Schweinfurter Kugellagerfabriken und schlug weitere industrielle Ziele vor.
- ▶ Er warnte vor einem deutschen U-Boot-Angriff auf einen alliierten Konvoi in der Nähe der Azoren.
- ▶ In Augsburg, erfuhr Dulles, war soeben ein 1000 Stundenkilometer schnelles Messerschmitt-Kampfflugzeug mit neuartigem Düsenantrieb in Produktion gegangen.
- ▶ Aus der deutschen Gesandtschaft in Dublin, so „Wood“, würden mit einem illegalen Sender Informationen irischer Wanderarbeiter über die alliierten Invasion Vorbereitungen an Berlin gemeldet.
- ▶ In Belgien habe der Chirurg Ferdinand Sauerbruch, in dessen Kreis Kolbe verkehrte, Stellungen gesehen, die angeblich für neue „V-Waffen“ vorbereitet würden.

Mehr als 1600 Dokumente von unschätzbarem Informationswert lieferte Kolbe bis Kriegsende auf unterschiedlichen Wegen. „George Wood“ sei „zweifelloser einer der besten Agenten, den irgendein Geheimdienst jemals gehabt hat“, urteilte Dulles nach dem Krieg. US-Geheimdienstchef William Casey nannte die „Wood“-Story den „vielleicht größten Spionage-Coup des Zweiten Weltkriegs“.

Kolbes wohl wichtigste Information betraf den Meisterspion „Cicero“. Unter diesem Decknamen lieferte der albanische Kammerdiener des britischen Botschafters in der Türkei den Nazis für Geld sämtliche Geheimnisse aus dessen Dokumentenschrank. Kolbes Tipp brachte „Cicero“ zum Schweigen.

Doch solche Erfolge waren selten. Immer wieder musste Kolbe erleben, dass sein riskanter Einsatz keine Resultate zeitigte.



CIA-Direktor Dulles (1960)

„Zu Dank verpflichtet“

Seine Warnung vor der geplanten Liquidierung der Juden Roms vom Oktober 1943 (SPIEGEL 27/2000) verhalte, ebenso 1944 der Hinweis, ein „SS-Obersturmbannführer Eichmann“ betreibe die Deportation der ungarischen Juden. „Wann werdet ihr endlich aufwachen?“, bekniete er Dulles, als der Schmuggel von kriegswichtigem Wolfram über das neutrale Spanien trotz seiner Meldung weiterging.

Der Grund, von dem Kolbe nichts erfuhr, war einfach – und tragisch: „George Wood“ war eine derart phänomenale Quelle, dass sie zu gut schien, um wahr zu sein. Auch die Briten, bei denen ein gewisser Kim Philby die Auswertung besorgte, hegten Zweifel. Monatelang lag Dulles seinen Oberen in den Ohren, Kolbe zu vertrauen: „Ich glaube jetzt fest an seine Ehrlichkeit und bin bereit, meinen Ruf dafür zu riskieren, dass die Dokumente echt sind“, kabelte er Ende 1943 nach Washington.

Doch das Problem blieb: Kolbes Berichte waren noch geheimer als „Top Secret“ eingestuft („Kappa Secret“) – und erreichten schon aus Geheimhaltungsgründen nicht die operative Ebene: Bis Anfang 1945 erhielten bei den Amerikanern gerade elf Personen in Armee, Marine und State Department sowie Präsident Franklin D. Roosevelt persönlich die Informationen.

Und selbst nachdem Kolbes Wissen endlich den alliierten Hauptquartieren auf sämtlichen Kriegsschauplätzen zugeht, versandeten seine Hinweise für den Kampf gegen Hitler weiterhin. „Alle Indizien wurden geliefert, doch unter unserer Nase führten die Deutschen genau die im Kappa-Telegramm beschriebene Aktion durch“, schäumte Dulles Anfang Februar 1945 und klagte, Washington behandle die Berichte wie „Museumsstücke“.

Kolbes Motiv war Hass auf die Nazis. Als einziger Beamter an der Botschaft in Madrid, wo er von 1925 bis 1935 gearbeitet hatte, war er nicht der NSDAP beigetreten. Noch 1944, als er längst „George Wood“ war und jede Tarnung hätte gebrauchen können, weigerte er sich. Über seine spätere Frau Maria Fritsch, Sekretärin des Chirurgen Sauerbruch, war er in das Umfeld jener Männer aus dem Widerstand geraten, die nach vielem Zögern am 20. Juli 1944 erfolglos gegen Hitler putschten.

Kolbes Waffe war der Verrat. Er glaubte nicht, dass die Deutschen Hitler selber stürzen könnten. Eine Befreiung war nach seiner Überzeugung nur von außen möglich. Moralische Bedenken hatte er keinen Augenblick: Der Vaterlandsverräter war nicht er, sondern Hitler; alles, was dessen Herr-

schaft verkürzte, hielt Kolbe nicht nur für legitim, sondern für notwendig.

Dennoch versuchte Kolbe auch, sich dem Widerstand in Deutschland anzuschließen. Nach dem Attentat vom 20. Juli wäre er um ein Haar ebenfalls der blutigen Abrechnung anheim gefallen. „Sauerbruch meint, wir seien alle erledigt und besonders er und ich. Vielleicht hat er Recht“, meldete Kolbe besorgt nach Bern. Nur weil er ein Verschwörertreffen in Potsdam verpasste, entging er der Gestapo; alle Anwesenden wurden zum Tode verurteilt.

Seit Anfang 1944 arbeitete Kolbe an einem verzweifelt-tollkühnen Plan. Eine „Volksmiliz“ von 30 bis 100 Ortskundigen sollte zwischen Wannsee und Schlachtensee landenden US-Fallschirmtruppen helfen, das Dritte Reich im Handreich zu enthaupen. Nur etwa 20 NS-Gegner waren im Bilde – so der einstige SPD-Reichstagspräsident Paul Löbe (Tarnname „Alpha“), Major Alfred Graf von Waldersee („Beta“), der Hitler schon 1941 in Paris hatte erschießen wollen, und der Unternehmer Walter Bauer („Gamma“) aus der Bekennenden Kirche. Kolbe nannte sie „Innerer Kreis“.

In Bern bestürmte Kolbe im Frühjahr 1944 Dulles, den Plan zu unterstützen. Dabei trieb ihn bereits eine böse Ahnung: Kolbe fürchtete, „falls er seine bisherige Arbeit bis zum Sturz Hitlers fortsetze, von der neuen Führung in Deutschland als ‚Spion‘ gesehen zu werden“, erinnerte sich Dulles später an die dramatische Diskussion. „Als anerkanntes Mitglied des Widerstandes dagegen hätte er im neuen Deutschland einen politischen Status.“

Es dauerte Stunden, bis Dulles Kolbe überzeugt hatte, er sei als Agent der bessere Widerständler. Er schwor, den Plan Washington vorzulegen und alles zu tun, damit Kolbe noch vor Kriegsende zu „seinen Freunden im Widerstand stoßen“ könne.

Doch es kam genau so, wie Kolbe es vorhergesehen hatte.

Das ersehnte Kriegsende erlebte der vergebliche Widerständler nicht als Führer eines Fahnleins Aufständischer, sondern als Fahnenflüchtiger. Nachdem er im März 1945 auf Geheiß seines Chefs dessen Geliebte samt Kind nach Bayern in Sicherheit gebracht hatte, schlug Kolbe sich ein letztes Mal zu Dulles nach Bern durch – und blieb.

Im Frieden verließ Fritz Kolbe das Glück. Ein Autounfall kurz nach seiner



Kolbe, Ehefrau Maria (r.): Im Frieden vom Glück verlassen

COURTESY OF RONALD HERMIDORE

Als einstiger Referent des Berner Gesandten Otto Köcher wusste Blankenhorn (NSDAP-Mitgliedsnummer 6 997 147) wohl, dass Kolbe diesen im April 1945 auf Geheiß Dulles' zum Überlaufen hatte bewegen wollen, vergebens. Köcher war daraufhin von den Schweizern verhaftet worden und hatte sich im Internierungslager umgebracht – zuvor aber noch Kolbe als Spitzel beschuldigt.

Für Blankenhorn war Kolbe so ein Verräter. Und das AA stellte doch lieber loyale Mitarbeiter ein: 1951 waren sämtliche leitende Beamte der politischen Abteilung alte Diplomaten und ehemalige Parteigenossen.

Immer wieder geriet Kolbe seine Vergangenheit als Spion in die Quere: Als Schweiz-Korrespondent bei einer deutschen Nachrichten-

agentur wurde er abgelehnt, nachdem diese Erkundigungen eingeholt hatte. Im Februar 1951 druckte die Zürcher „Weltwoche“ einen reißerischen Artikel über Kolbe aus einem amerikanischen Magazin ab. „Die Veröffentlichung in der Schweiz zu diesem Zeitpunkt wird ihm ziemlich schaden“, schrieb Dulles besorgt, „das ist wirklich sehr tragisch.“ Kolbe schlug sich schließlich als Vertreter für Baumsägemaschinen und Konfektionskleidung durch. 1971 starb er in Bern.

Erst sechs Jahre vor seinem Tod erfuhr Kolbe in Deutschland wenigstens die selbstverständlichste Genugtuung. Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier (CDU), ein ehemaliger Widerständler, stellte Kolbe in einem dürren Schreiben „von den gegen ihn erhobenen Vorwürfen frei“. Der Brief war noch nicht einmal an Kolbe persönlich gerichtet, sondern an einen Bekannten.

Nur Allen Dulles, der auch dank seines Coups mit Kolbe Karriere bis an die Spitze der CIA machte, setzte ihm ein verdientes Denkmal: „Ich zögere nicht zu sagen“, schrieb er 1948 in einer eidesstattlichen Versicherung, „dass Fritz Kolbe ein tapferer Mann ist, mit festen Prinzipien und einem ehrlichen Glauben an das, wofür dieses Land steht. Wir sind ihm zu Dank verpflichtet.“

Von einem Repräsentanten der deutschen Nachkriegsdemokratie ist ein solcher Satz über Kolbe bis heute nicht gefallen.

Als Kanzler Konrad Adenauer 1949 den Aufbau eines Bundesamtes für Auswärtige Angelegenheiten anordnete, bemühte sich Kolbe um eine Rückkehr in seinen Beruf. Und wieder hatte er Pech: Außer einer Eingangsbestätigung kam aus Bonn nie wieder Post. Vielleicht ging seine Bewerbung in der Masse unter. Womöglich spielte aber auch Adenauers Vertrauter Herbert Blankenhorn eine Rolle, der das Außenamt neu aufbauen sollte.

Im nächsten Heft lesen Sie: **Teil 20**

SPUREN BEI DEN NACHBARN

In Frankreich trübt die Debatte über Kollaboration den Mythos von der Résistance. In Polen spaltet der Mord an den Juden von Jedwabne die Nation.



Im nächsten Heft lesen Sie: **Teil 20**

SPUREN BEI DEN NACHBARN

In Frankreich trübt die Debatte über Kollaboration den Mythos von der Résistance. In Polen spaltet der Mord an den Juden von Jedwabne die Nation.

* 1954 mit der Ehefrau eines Freundes.

Werbeseite

Werbeseite

GENTECHNIK

„Nicht nur verurteilen“

Jennifer Teufel, 34, Gentechnik-Kritikerin vom Öko-Institut in Freiburg, über eine von deutschen Forschern mitentwickelte Gentomate, die ihre gentechnischen Veränderungen nicht über die Pollen weitergibt

SPIEGEL: Hat das Verfahren der Forscher aus Freiburg, Münster und São Paulo aus Ihrer Sicht Vorteile?

Teufel: Es wird dabei nur das Erbgut in den Chloroplasten verändert, jenem Teil der Zelle, der für die Energiegewinnung zuständig ist. Deren Gene werden normalerweise nicht über den Pollen weitergegeben, und so übertragen sie sich nicht auf natürliche Pflanzen.



ALBERT JOSEF SCHMIDT / ZERO

Teufel

SPIEGEL: Ist das nun der Durchbruch für die „grüne Gentechnik“?

Teufel: Die Übertragung der eingefügten Gensequenz über die Pollen ist zu einem geringen Prozentsatz trotzdem möglich.

SPIEGEL: Aber war nicht die massenhafte Verbreitung künstlich veränderten Erbguts der Hauptkritikpunkt der Gentechnik-Gegner?

Teufel: Es geht nicht darum, die Gentechnik unter allen Umständen zu verurteilen. Allerdings ist das Risiko der so genannten Auskreuzung nur eine Gefahr unter anderen.

SPIEGEL: Was soll man denn sonst gegen Gemüese haben?

Teufel: Es gibt doch gar keinen Bedarf an gentechnisch aufgepeppten Lebensmitteln. Natürliche Tomaten tun es auch.

SPIEGEL: Gentechniker versprechen auch die Entwicklung essbarer Impfstoffe.

Teufel: Bislang können sie kaum kontrollieren, wie stark etwa die Produktion bestimmter Vitamine in der Pflanze durch den gentechnischen Eingriff verändert wird. Ist die Konzentration des einen Stoffs zu hoch, könnten andere gesunde Substanzen verschwinden.

SPIEGEL: Lässt sich die Technik auch auf die lebensnotwendigen Nutzpflanzen der Entwicklungsländer übertragen?

Teufel: Bei Soja oder Mais wird das Verfahren scheitern, weil es die Forscher nicht schaffen, Pflanzen mit den modifizierten Chloroplasten aufzuziehen.

SPIEGEL: Aber sind die Forscher nicht dennoch auf dem richtigen Weg?

Teufel: Technisch mag das ein Fortschritt sein, aber die Probleme der Welternährung können nur durch nachhaltige Landwirtschaft gelöst werden.

WALDBRÄNDE

Gift aus den Flammen

Über 20 000 Feuerwehrleute kämpfen derzeit gegen Waldbrände im Westen der USA. Auf den Fersen folgen ihnen Atmosphärenforscher des National Center for Atmospheric Research in Boulder. Ihr Interesse gilt dem giftigen Schwermetall Quecksilber. Bisher bestätigen die Messungen den Verdacht von Hans Friedli, dem Leiter des Programms: „800 Tonnen Quecksilber werden alljährlich durch Waldbrände freigesetzt.“ Insgesamt schweben über 6500 Tonnen des Gifts in der Luft und kommen in Form von Staub oder Regen wieder auf den Erdboden hinab. Die Konzentration ist in den vergangenen Jahrzehnten vor allem wegen zunehmender Kohleverbrennung gestiegen. „In den letzten Jahren hätte die Konzentration aber zurückgehen müssen“, erklärt Friedli. Weil der Rückgang ausblieb, haben sich die Forscher auf die Suche gemacht und sind nun den Waldbränden als Verursacher auf die Schliche gekommen. Das Quecksilber steckt in Pflanzen und Boden. Die Flammen setzen das Gift frei.

Brennender Wald in Kalifornien



AL GOLUB / GAMMA / STUDIO X

SPRACHFORSCHUNG

Stummes Gebrabbel

Lange haben Linguisten gestritten: Lärabbeln Babys nur vor sich her, weil sie Mund, Kiefer und ihren Stimmapparat ausprobieren? Oder ahmen sie bereits den charakteristischen Rhythmus ihrer

Muttersprache nach? Aufklärung verschafft nun eine Studie mit drei Kindern tauber Eltern. Verblüffendes Resultat: Die Kinder im Alter bis zu einem Jahr brabbeln stumm vor sich her – mit ihren Händen. Bemerkenswert sei, so das Wissenschaftlerteam im Fachblatt „Nature“, dass die Kinder dabei nicht nur unkoordiniert mit den Händen fuchteln, sondern



JEFFREY DE BELLE

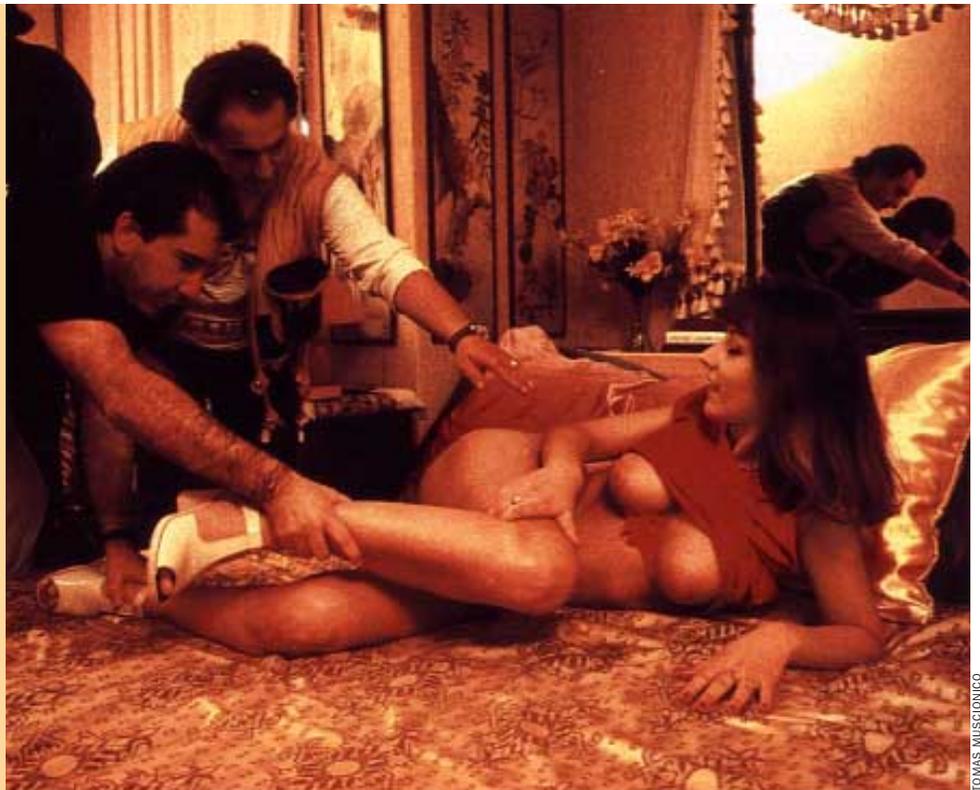
Gestikulierender Junge

„den speziellen Rhythmus der menschlichen Zeichensprache“ mit ihren Händen nachahmten. Laura Ann Petitto, eine der beteiligten Forscher vom Dartmouth College in New Hampshire: „Auch wenn Babys noch kein Wort selber sprechen können, haben sie schon viel über die Sprache gelernt.“

SEXUALITÄT

Pornos gegen Altersfrust

In dänischen Altenheimen macht sich lustvolles Stöhnen breit. Zur Einschlafzeit, dann, wenn früher die Pfleger mit einem pharmazeutischen Schlummertrunk in die Zimmer kamen, bieten mehrere Heime Pornofilme härtester Machart an. Während andernorts noch über die moralisierende Wirkung derartiger Filme gestritten wird, haben die liberalen Dänen den therapeutischen Nutzen des TV-Sex entdeckt. „Früher gehörten Gewaltübergriffe unter den Heimbewohnern zum Alltag“, erzählt Maj-Britt Auning vom Kopenhagener Altenpflegezentrum Thorupgården, „seitdem wir die Videos zeigen, hat es keinen dieser Zwischenfälle mehr gegeben.“ Gleichzeitig sei der Arzneikonsum zur Ruhigstellung von rastlosen Demenz-Patienten deutlich zurückgegangen, berichtet die Seniorenorganisation „Äldresagen“. Nun werden auch Orgasmen statt oraler Beruhigungsmittel verschrieben. Das Pflegepersonal organisiert für männliche Heimbewohner Termine mit sogenannten Besuchs-Freundinnen. „Bis auch weibliche Bewohner solche Hausbesuche bestellen können, ist es wohl nur eine



Dreharbeiten zu einem Pornofilm in Budapest

TOMAS MUSCONICO

Frage der Zeit“, prophezeit Altenpflegerin Auning. Vom Erfolg der geriatrischen Sex-Offensive ist auch das dänische Sozialministerium überzeugt: Die Beamten arbeiten an einer Broschüre, die unter anderem Anleitungen zu altengerechten Onaniepraktiken enthält.

FOTOGRAFIE

Lichtblick bei Kameras

Die Digitalkameras werden – endlich – erwachsen. Jahrelang wurde die Pixelknipserei herbeigeschrieben. Dabei waren die Profikameras klobig, die Amateurapparate krankten an impressionistisch schlechter Bildauflösung, notdürftig



Digitalkamera

kaschiert durch Zusatzspielereien wie MP3-Player. Mit der Optio 330 setzt die Firma Pentax nun einen neuen Standard in Sachen Bildqualität und Handlichkeit. Das Gerät ist kaum größer als eine Zigarettschachtel und mit 225 Gramm die leichteste Kamera mit optischem Dreifach-Zoom. Die Auflösung von 3,34 Millionen

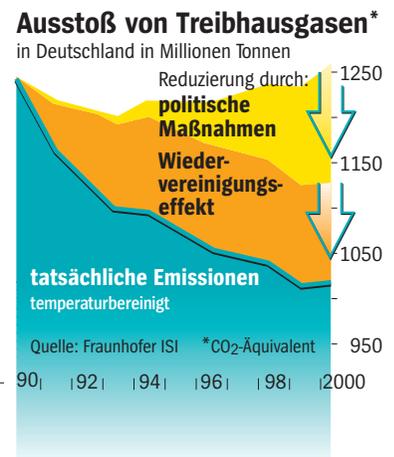
Bildpunkten („Megapixel“) lässt selbst im Format DIN A4 keinen Unterschied zu herkömmlichen Fotoabzügen erkennen. Einzig enttäuschend ist die Batterie: Nach 75 Minuten Bildschirmbetrieb geht sie in die Knie. Dennoch: Mit der neuen Pentax beginnen Digitalkameras endlich das zu leisten, was Amateure schon lange von jeder herkömmlichen Kompaktkamera für ein paar hundert Mark erwarten dürfen – das allerdings zum stolzen Preis von fast 1500 Mark.

KLIMA

Weg aus dem Treibhaus

In Deutschland scheinen die politischen Maßnahmen zur Reduzierung der Treibhausgase zu greifen. Nach Berechnungen des Fraunhofer-Instituts für Systemtechnik und Innovationsforschung sank der Ausstoß von Kohlendioxid und anderen Klimagasen seit 1990 um 18 Prozent – zur Hälfte wegen Wärmeschutzverordnungen, der Ökosteuer und der Subventionierung erneuerbarer Energien. „Die in Kyoto vereinbarten Ziele zum Klimaschutz sind also durchaus erreichbar“, erklärt Harald Bradke, einer der Urheber der Studie. Gegner des Kyoto-

Vertrags, insbesondere die USA, hatten den deutschen Umweltpolitikern stets vorgehalten, die Senkung der CO₂-Emissionen sei einzig Resultat der zusammengebrochenen ostdeutschen Industrie. Dem widersprechen die Zahlen des Fraunhofer-Instituts: „Der glückliche Umstand der deutschen Einheit trägt nur zur Hälfte zur Reduzierung bei“, so Bradke.



Andromeda-Galaxie: Fast die Hälfte des Lichts im Universum wird von den dunkelsten aller Gebilde erzeugt

KOSMOLOGIE

Im Schlund der Sonnenfresser

Die Entdeckung eines uralten Schwarzen Lochs stürzt die Astronomen in Verwirrung. Die unheimlichen Schwerkraftfallen sind offenbar weit früher entstanden als bislang gedacht. Waren die Sternenschlucker womöglich sogar die Geburtshelfer von Sonnen und Galaxien?

Hoch oben auf dem Apachenberg steht das modernste Himmelsauge des weißen Mannes. Nacht für Nacht fahndet das Roboterteleskop in New Mexico nach unbekanntem Sternen und Galaxien. Jedes Mal wenn die Sonne aufgeht, hat die vollautomatische Sternwarte wieder eine halbe Million neuer Himmelskörper entdeckt.

Fast 200 Millionen Mark kostet die bislang gründlichste Durchmusterung des Weltalls. Über 200 Forscher aus der ganzen Welt beteiligen sich an dem „Sloan Digital Sky Survey“. Vom Max-Planck-Institut für Astronomie in Heidelberg ist Hans-Walter Rix dabei: „Nur superschnelle Computer schaffen es, die anfallenden Datenmengen zu bewältigen.“

Vor wenigen Wochen schlugen die Rechner plötzlich Alarm. Im Netz der Filterprogramme war ein tieferer Lichtfleck hängen geblieben. „Diese schummrige Funzel“, sagt Rix, „ist das älteste Objekt, das wir jemals gesehen haben.“

Über 14 Milliarden Jahre lang war das von ihm ausgesandte Licht unterwegs. Während der Reise hat es sich immer weiter abgeschwächt. Ein Wunder, dass überhaupt noch ein trübes Glimmen die Erde erreichte – nur dadurch zu erklären, dass die ursprüngliche Lichtquelle einst heller strahlte als tausend Milliarden Sonnen.

Die Sternenforscher sind sich sicher, ein Monster aufgestöbert zu haben: ein super-

massives Schwarzes Loch, das in grauer Vorzeit ein infernalisches Strahlungsfeuer entfachte. Mit seiner gewaltigen Schwerkraft saugte es sämtliche Materie aus seiner Umgebung an und verschlang sie – in jeder Sekunde die Masse der Erde. Schneller und schneller raste der Materiestrom auf den düsteren Schlund zu und heizte sich bis zum Glühen auf. Bei diesem Feuerwerk der Vernichtung wurde dann gleißend hel-

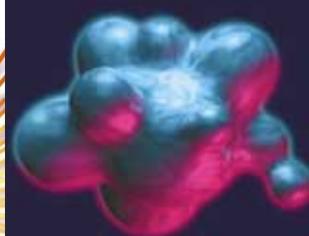
Schnelle Schöpfung

Neues Modell der Galaxien-Entstehung



Urknall

1 Gaswolke



Wenige Millionen Jahre nach dem Urknall verklumpt die Urmaterie zu riesigen Gaswolken.

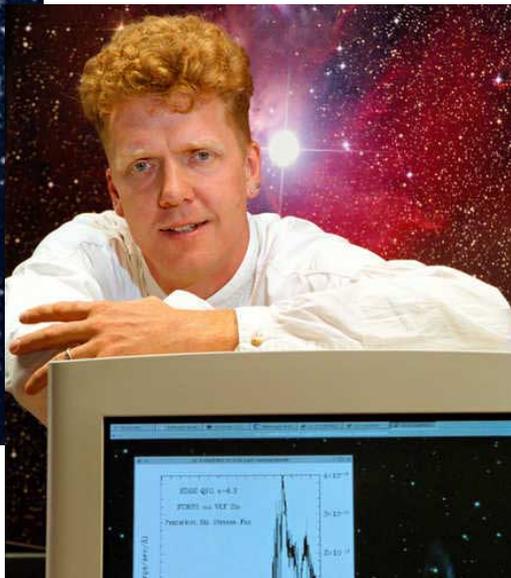
2 Hyperstern



Aus den verdichteten Gasen bilden sich „Hypersterne“. Jeder von ihnen wiegt mindestens so viel wie tausend Erdensonnen.

Erst als überall im Universum Sterne auf-flackerten und die Quasare mit ihrem Ver-nichtungswerk begannen, wurden diese Ur-wolken allmählich durchlässig – ähnlich wie Morgennebel, der sich auflöst, wenn die Sonne aufgeht. „Dieser Quasar“, folgert Rix, „bringt uns an jene Grenze, als das dunkle Mittelalter des Kosmos endete und Sternenlicht durch den Weltraum flutete.“

Doch so spektakulär die Entdeckung des Uralt-Quasars auch ist: Sie stürzt die Him-melsforscher zugleich in tiefe Verwirrung.



Astronom Rix: Blick in die Kinderstube des Alls

les Licht ausgesandt, welches das Teleskop in New Mexico jetzt aufge-fangen hat.

Zwar haben Astronomen schon öfter supermassiven Schwarzen Löchern indirekt beim Mahl zugesehen.

„Quasare“ heißen diese weit entfernten Sonnenfresser, weil sie wie gewöhnliche Sterne („quasistellar“) aussehen. „Doch nie zuvor haben wir dabei so tief in die Ver-gangenheit geblickt“, schwärmt der Heidelberger Astronom Jakob Staude. „Wir schauen in die Kinderstube des Univer-sums.“

Wie nahe die Himmelsforscher tatsäch-lich an die Geburtsstunde des Universums herangerückt sind, zeigt eine Messung, die Rix und seine Kollegin Laura Pentericci mit dem neuen europäischen Riesenteleskop VLT in Chile unternommen haben. Als sie das Licht des Uralt-Quasars genau-er analysierten, fanden sie darin erstmals größere Spuren ursprünglicher Wasser-stoffwolken, die unmittelbar nach dem Urknall entstanden waren.

„An dieser Nuss“, glaubt Staude, „werden die Theoretiker zu knacken haben.“

Denn als das Schwarze Loch sein Un-wesen trieb, waren erst 700 Millionen Jah-re seit dem Urknall vergangen – nicht mehr als ein Wimpernschlag in der Geschichte des Kosmos. „Wenige hundert Millionen Jahre reichen gerade mal aus, um eine Sonne und ihre Planeten entstehen zu lassen“, wundert sich Staude. „Wie kann sich in ebenso kurzer Zeit ein Schwarzes Loch bilden, das so schwer ist wie eine Milliarde einzelner Sonnen?“

Bislang kennen die Astrophysiker kei-nen Mechanismus, der dafür sorgen würde, dass Materie so rasend schnell verklumpt. Die Entdeckung des fossilen Quasars zwingt die Forscher deshalb, die Entste-hungsgeschichte von Sternen und Galaxien

zu überdenken – Hauptthema auch auf ei-ner internationalen Astronomenkonferenz diese Woche in München.

Sind die monströsen Sternenschlucker, so fragen sich immer mehr Forscher, womöglich sogar eher entstanden als die Sterne selbst? „Das Rennen ist völlig of-fen“, erklärt Günther Hasinger, ab Oktober neuer Direktor am Max-Planck-Institut für extraterrestrische Physik in Garching. „Fest steht mittlerweile aber, dass die Schwarzen Löcher eine tragende Rolle in der Geschichte des Universums spielen. Und vieles spricht auch dafür, dass sie die Keime waren, aus denen später dann Ga-laxien mit ihren Milliarden von Sonnen hervorgingen.“

Anfangs mochten viele Astrophysiker kaum glauben, dass es die unheimlichen Todesinseln überhaupt gibt – obwohl ihre Existenz von Albert Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie vorhergesagt wurde. Laut diesem Jahrhundertwerk verformt je-der Masse tragende Körper den umliegen-den Raum und die Zeit. Wird zu viel Mas-se an einem Ort konzentriert, kommt es zum Kollaps: Raum und Zeit verbiegen sich immer stärker, bis sie schließlich auf ei-nen einzigen Punkt zusammenschnurren – ein Schwarzes Loch wird geboren. Nicht einmal Lichtstrahlen können aus ihrem düsteren Schlund enttrinnen; deshalb ist das Innere dieser Schwerkraftfallen auch vollkommen unsichtbar.

Bislang gingen die meisten Himmelsfor-scher davon aus, dass diese sagenhaften Ge-bilde erst lange nach den ersten Sonnen entstanden sein konnten. Jahrmillionen dauerte es, bis die ersten Sternengenerati-onen ausgebrannt waren. Frühestens dann, so das Standardmodell, stürzten einige wenige Sternenkadaver unter dem Druck ihrer ei-genen Schwerkraft in sich zusammen und wurden zu Schwarzen Löchern.

Doch so langsam kann es wohl nicht ab-gelaufen sein. Denn der neue Quasaren-fund zeigt, dass die ersten Schwarzen Löcher bereits viel früher ihre Strahlungs-Rülpser ins All schickten, als es nach der bisherigen Vorstellung möglich gewesen wäre. Immer mehr Astrophysiker halten deshalb ein weit dramatischeres Geschehen für wahrscheinlicher: Schon kurz nach dem Urknall ballte sich demnach die Urmaterie direkt zu bizarren „Hypersternen“ zu-sammen. Jeder dieser Riesen, so ein aktu-elles Computermodell, wog tausendmal mehr als die Erdsonne (siehe Grafik).

Wegen ihrer ungeheuren Größe waren die Supersonnen nicht allzu stabil. Kaum hatte ihr innerer Brennofen gezündet, da fielen die Giganten schon wieder in sich zusammen und verwandelten sich in Schwarze Löcher – womöglich die ersten großen Bausteine im Kosmos.

Auf Grund ihrer enormen Schwerkraft zogen sie allmählich die übrige Urmaterie an sich heran und schleuderten sie um sich herum. Ein geringer Teil davon wurde von

3 Schwarzes Loch

Die Supersterne strahlen höch-stens ein paar tausend Jahre, bis sie unter ihrem giganti-schen Gewicht zu Schwarzen Löchern zusammenstürzen.

4 Supermassives Schwarzes Loch

In wenigen hundert Millionen Jahren verschlingt ein Schwar-zes Loch alle Materie in seiner Umgebung und wächst auf bis zu eine Milliarde Sonnen-massen.

5 Entstehende Galaxie

Auf Grund seiner enormen Schwerkraft bildet sich um das Schwarze Loch eine Materie-scheibe, in der Milliarden von Sonnen entstehen – eine Ga-laxie wird geboren.

den kosmischen Vampiren aufgesaugt, aus dem größeren Teil bildeten sich Sterne und Planeten. So formten sich um die Schwarzen Löcher herum die Galaxien.

Aber selbst dieses neue Bild ist wohl noch lückenhaft. Auch wenn Schwarze Löcher tatsächlich schon sehr früh aus den ominösen Hypersternen hervorgegangen wären, bleibt immer noch rätselhaft, wie die Monster dann so schnell auf die Masse von Millionen oder gar Milliarden Sonnen anwachsen konnten. Um derart fett zu werden, müssen die Schwarzen Löcher pausenlos gigantische Gasmengen verschlungen haben.

„Noch weiß niemand von uns, wie es wirklich war“, gibt Astrophysiker Hasinger zu. „Wir können vorerst nur spekulieren, ob zuerst Sterne und Galaxien kamen oder die Schwarzen Löcher. Aber mit den neuen Röntgensatelliten Chandra und XMM versuchen wir derzeit herauszufinden, was nach dem Urknall genau geschah.“

Sicher sind sich die Himmelforscher inzwischen nur, dass auch heute noch im Herzen jeder größeren Sterneninsel ein supermassives Schwarzes Loch lauert. Zudem haben die Astronomen einen bemerkenswerten Zusammenhang entdeckt: Je schwerer eine Galaxie ist, desto mehr wiegt auch das Schwarze Loch in ihrem Zentrum. „Das kann kein Zufall sein“, sagt Hasinger, „sondern deutet ebenfalls darauf hin, dass die Entwicklung von Galaxien und Schwarzen Löchern Hand in Hand lief.“

Vor allem in den nahen Galaxien wird die Fahndung indes dadurch erschwert, dass die Sternenfresser heutzutage auf Diät gesetzt sind. Sie müssen mit viel weniger Nahrung auskommen als in der wilden Frühzeit des Universums. Nur noch selten ist ein Schwarzes Loch deshalb beim Sternenschmaus zu beobachten.

Vergangene Woche berichteten US-Astronomen immerhin von Fresssignalen, die sie von dem supermassiven Schwarzen Loch in unserer eigenen Milchstraße aufgefangen haben. Mit Hilfe des Röntgensatelliten „Chandra“ registrierten sie einen mehrstündigen Strahlungsblitz direkt aus dem Mittelpunkt der Galaxis.

Die meiste Zeit aber hungert das Ungeheuer der Milchstraße. Gegenwärtig stopft es, für seine Verhältnisse, nur noch geringe Mengen Staub und Gas in sich hinein: pro Woche gerade mal das Gewicht der Erde.

Trotzdem erzeugt selbst ein heutiges Schwarzes Loch beim Zermalmen von Gas und Staub noch mehr Strahlung als jeder andere Himmelskörper. Denn es wandelt Materie hundertmal effizienter in Energie um als jede Sonne. Paradoxe Folge: Fast die Hälfte des Lichts im Weltall stammt von den dunkelsten Gebilden überhaupt.

„Schwarze Löcher sind die besten Kraftwerke im Universum“, sagt Astronom Rix. „Nur wäre es viel zu riskant, sie für die Energiegewinnung zu nutzen.“ OLAF STAMPF

MEDIZIN

„Selbstmörder sind boshaft“

Der Pathologe Hans Bankl über prominente Tote, den perfekten Mord und die Misere der Leichenschau

Bankl, 61, ist Cheopathologe am Krankenhaus Sankt Pölten in Österreich. Er hat zahlreiche Lehrbücher verfasst und unterrichtet an der Wiener Kunsthochschule „Anatomie für Künstler“. Sein Buch „Im Rücken steckt das Messer“ erscheint Ende September im Verlag Kremayr und Scheriau.

SPIEGEL: Sie haben 30000 Leichen geöffnet. Macht die Arbeit noch Spaß?

Bankl: Ja, natürlich. Wir betreiben ernste Wissenschaft im Dienst der nächsten Generation. Die Toten arbeiten für uns Lebende. Wir lernen von ihnen.

SPIEGEL: Ihre Zunft steckt gleichwohl in der Krise. Die Zahl der Obduktionen an deutschen Kliniken ist dramatisch gesunken.

Bankl: Da passiert eine Katastrophe. Alle reden von Qualitätskontrolle in der Medizin. Dabei gibt es nur eine echte Kontrolle, und das ist die letzte ärztliche Untersuchung am Verstorbenen.

SPIEGEL: Wie ist der Rückgang zu erklären?

Bankl: Die Ärzte in den Kliniken sind viel zu fasziniert von ihren Apparaten. Man kann überall mit dem Schlauch reinfahren und hineinschauen. Daher denken sie: „Wozu obduzieren? Wir wissen doch ohnehin schon alles.“ Aber das ist ein grober Irrtum. Ständig kommen Leichen in den Sezierraum, die etwa wegen einer Durchfallerkrankung behandelt wurden, und in Wahrheit steckt ein Tumor in der Lunge. Etwa jede dritte Diagnose ist falsch.

SPIEGEL: Neben der Misere der Heilkunst gilt Ihre Sorge auch der Verbrechensbekämpfung.

Bankl: Rund 2000 Morde bleiben in Deutschland jedes Jahr unentdeckt. Was wir brauchen, sind extra geschulte Leichenbeschauer.

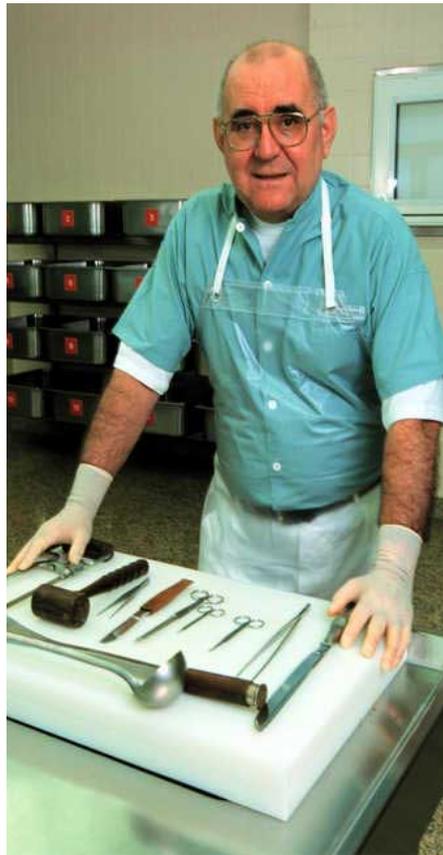
SPIEGEL: In Hannover schrieb eine Ärztin „Herzversagen“ auf den Totenschein. Dabei übersah sie 20 Messerstiche im Rücken der Leiche.

Bankl: Das wundert mich nicht. Sie hat den Mann vermutlich überhaupt nicht entkleidet. Stellen Sie sich vor: Der Hausarzt kommt in ein Sterbehaus. Die Familie wartet dort bereits versammelt. Jetzt müsste der Totenbeschauer sagen: „Ausziehen! Ich möchte die Leiche nackt sehen.“ Solchen Scherereien gehen die Ärzte meist aus dem Weg. Das erspart Kosten und Nerven.

SPIEGEL: Auch die Profis versagen. Die Eismumie Ötzi wurde von Ihrer Zunft nach al-

len Regeln der Kunst durchleuchtet. Die Pfeilspitze in ihrer Schulter wurde dennoch übersehen.

Bankl: Tja, Mord im Neolithikum. Diese Geschichte war wirklich peinlich. Sie strotzt vor medizinischer Eitelkeit und Konkurrenzdenken. Trotzdem: Die Fehlerquote in der Pathologie liegt bei nur einem Prozent. Damit liegt unsere Sparte auf Platz eins.



JOSEF POLEROSS / AGENTUR ANZENBERGER

Pathologe Bankl
Jede dritte Diagnose ist falsch

Ungeöffnet ins Grab

Obduktionen in Deutschland



SPIEGEL: Ihre Diagnosen kommen aber immer zu spät.

Bankl: Es reicht uns, Anwälte der Wahrheit zu sein. Ein Beispiel: In Mainz bricht ein Rentner im Garten zusammen und fällt auf seine Sense. Der Notarzt stellt einen Tod durch Verbluten fest. Der Hausarzt tippt auf Herzversagen schon vor dem Sturz.

SPIEGEL: Wer hatte Recht?

Bankl: Keiner von beiden. Bei der Obduktion fand sich im Brustkorb eine Gewehr-kugel. Der Nachbar hatte Schießübungen in der Garage gemacht. Dabei prallte ein Projektil ab und traf den 30 Meter entfernt arbeitenden Rentner tödlich.

SPIEGEL: Gibt es denn den perfekten Mord, der selbst dem Pathologen entgeht?

Bankl: Die Idee fasziniert, haut aber selten hin. Die besten Chancen hat der Mörder, wenn die Leiche am Sezierraum vorbeigeschleust wird. Es muss also harmlos aussehen, so als wäre es ein natürlicher Tod.

SPIEGEL: Im Juni wurde in Bremerhaven ein Altenpfleger erwischt. Olaf D. hatte alte Frauen mit dem Kissen erstickt. Erst beim sechsten Mordversuch flog er auf.

Bankl: Ein schlimmer Fall, der die ganze Misere der Totenbeschau zeigt. Da liegen 80-jährige Frauen im Bett. Der Arzt denkt arglos: „Was soll da Furchtbares sein, in dem Alter kann man ja in Frieden sterben.“ Also untersucht er gar nicht mehr.

SPIEGEL: Was ist vom Giftmord zu halten?

Bankl: Mit Mandragora, Alraune oder Tollkirsche wurden Fürsten und Könige umgebracht. Kaiser Nero aß nichts ohne Vorkoster, Kleopatra ließ einige Gifte sogar im Menschenversuch testen.

SPIEGEL: Was würden Sie empfehlen? Vielleicht Schierling, den der Philosoph Sokrates trinken musste?

Bankl: Das ist eine äußerst widerwärtige Art zu sterben: Ein Gramm führt innerhalb von 30 Minuten zum Tod. Es erfolgt eine Paralyse der motorischen und sensiblen Nervenenden sowie des Rückenmarks. Am Ende wird – bei vollem Bewusstsein – die Atemmuskulatur gelähmt.

SPIEGEL: Und Arsen, das „Gift aller Gifte“?

Bankl: Es ist geruch- und geschmacklos und lässt sich leicht verabreichen. Deshalb seine Beliebtheit. Einen Höhenflug erlebte das Pulver im Italien der Renaissance, als offizielle Preislisten von Giftmischern zir-



Hinrichtung von Sokrates*: „Eine äußerst widerwärtige Art zu sterben“

kulierten: die Beseitigung eines Sultans für 500 Dukaten, Papst-Attentate sogar schon für 100 Dukaten.

SPIEGEL: Was ist von der Träufel-Nummer im Hamlet zu halten: Der tote Vater des Dänenprinzen erscheint als Geist auf der Bühne und klagt, ihm sei im Schlaf Bilsenkraut ins Ohr geschüttet worden.

Bankl: Das haut nicht hin. Das Trommelfell ist derart empfindlich, dass ein Schlafender sofort aufwacht, wenn ihm Flüssiges in den Gehörgang gefüllt wird. Hyoscyamin, die toxische Substanz im Bilsenkraut, wirkt tödlich ab etwa 100 Milligramm. Ob das Gift allerdings vom Ohr in die Blutbahn gelangen kann, ist sehr fraglich.

SPIEGEL: Die „taz“ empfahl jüngst das Pflanzenschutzmittel E 605: einige Tropfen davon in Heidelbeersöße gemischt und dann mit süßem Pudding kredenzt. Eine Hausfrau aus Kempen hat so fünf Verwandte vergiftet.

Bankl: E 605 ist sehr bitter, da brauchen Sie viel Zucker. Aber aufgepasst! Der Fall stammt aus dem Jahr 1983. Inzwischen können wir Toxine in der Menge einzelner Moleküle nachweisen. Mit Gift kriegen Sie keinen perfekten Mord mehr hin.

SPIEGEL: Was tun Sie, wenn ein Mörder sein Opfer verschwinden lässt?

Bankl: Das ist gar nicht so einfach. Nehmen Sie die chemische Entsorgung: Der Täter zerstückelt die Leiche und löst sie mit Salzsäure auf. Dabei bleibt meist ein gallertartiger Brei übrig, der die Rohre verstopft.

SPIEGEL: Im Fall der achtjährigen Julia aus Hessen hat der Täter versucht, das Mädchen zu verbrennen ...

Bankl: ... was misslang. Um einen Leichnam einzuäschern, brauchen Sie Temperaturen wie im Krematorium, mindestens 1000 Grad Celsius, eine Stunde lang. Das ist praktisch kaum durchführbar, denn das Fettgewebe brennt nur zögernd wie eine Kerze.

SPIEGEL: Was schlagen Sie also vor?

Bankl: Die gute alte Mafia-Methode: Betonblock um die Unterschenkel und dann in möglichst tiefes Wasser hinein. Aber ja nicht den Körper einfach ins Wasser werfen. Der kommt wegen der Fäulnisgase wieder hoch.

SPIEGEL: Arbeiten Sie mit Nasenklammer?

Bankl: An den Geruch im Seziersaal gewöhnt man sich nie richtig, aber eine Gasmaske trägt niemand von uns. Nur in den USA laufen einige Kollegen wie Astronauten herum, aus Angst vor Bakterien.

SPIEGEL: Weitaus häufiger als Morde sind Selbstmorde, allein etwa 11 000 im letzten Jahr. Ist die Unterscheidung – Verbrechen, Unfall oder Suizid – schwierig?

Bankl: Es gibt ein paar Faustregeln. Beim Sturz aus dem Fenster springt der Lebensmüde typischerweise vom Sims ab und



Pfleger Olaf D. mit Heimbewohnerin
Fünf Rentnermorde mit dem Kissen

liegt zwei Meter von der Mauer entfernt. Beim Unfall versucht er sich festzuhalten und schlägt direkt neben der Wand auf.

SPIEGEL: Gibt es weitere Indizien?

Bankl: Charakteristisch ist, dass der Lebensmüde nie durch seine Kleidung sticht. Will sich jemand die Pulsader öffnen, macht er zuvor einige zaghaft angesetzte Probierschnitte. Adolf Hitler hat zuerst seinen Hund vergiften lassen, um die Wirksamkeit der Zyankalikapfel zu prüfen.

SPIEGEL: Bei Uwe Barschel liegt der Fall weniger klar.

Bankl: Wieso? Selbstmörder versuchen sehr häufig, ihre Tat zu verschleiern. Sie inszenieren. Der Selbstmörder, sagen wir in Österreich, ist boshaft. Selbst Bauchschüsse wie bei Vincent van Gogh sprechen nicht gegen den Suizid.

SPIEGEL: Ende August sprangen drei Jugendliche von der 78 Meter hohen Göltzschthalbrücke. Zwei waren aneinander gefesselt. Lässt sich feststellen, ob der eine Junge mitgerissen wurde?

Bankl: Nein. Bei der Höhe sind die Leichen mit Knochenbrüchen übersät. Der Schädel wird geknackt wie eine Nuss. Kommt jemand unten vertikal an, sieht es noch furchtbarer aus: Die Beine werden in den Körper gesteckt. Die Leute sind dann nur noch halb so groß.

SPIEGEL: Lesen Sie gern historische Sektionsberichte?

Bankl: Sie sind ein Hort der Erkenntnis. Nur dadurch wissen wir, dass Napoleon an den Folgen eines Magentumors starb und Chopin bei einer Körpergröße von 1,80 Metern nur 44 Kilogramm wog. Adalbert Stifter hat sich mit dem Rasiermesser selbst entleibt, so steht es in vielen Biografien. In Wahrheit war Stifter ein schwerer Trinker und befand sich im Endstadium einer Leberzirrhose.

SPIEGEL: Auch der Schluss Ihres Werkes bietet wenig Tröstliches. Sie behandeln den Lusttod, den „Accidental Autoerotic Death“.

Bankl: Ja. Manche Leute wollen beim Masturbieren eine Sauerstoffknappheit erzeugen. Die Techniken reichen von der einfachen Schlinge bis hin zur komplizierten Drosselkonstruktion. Oft haben die Leute noch sperrige Gummikleidung an. Da ist die Gefahr groß, dass etwas schief läuft. In den USA kommen bei solchen Praktiken pro Jahr etwa 500 Menschen um.

SPIEGEL: Wer macht so was?

Bankl: Überwiegend junge Intellektuelle in gehobener Stellung. Besonders phantasie reich war ein Geistlicher: Er steckte sich einen Druckfühler in den Mastdarm, mit dem er einen Kompressor bedienen konnte.

SPIEGEL: Elegant! Warum ist der Mann im Seziersaal gelandet?

Bankl: Erst kniff er mehrfach den Hintern zusammen und pumpte so eine Manschette um seinen Hals prall. Doch dann konnte er die Druckluft nicht mehr ablassen und erstickte. INTERVIEW: MATTHIAS SCHULZ

* „Sokrates trinkt den Schierlingsbecher“; Kupferstich von Matthäus Merian dem Älteren, 1630.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

EISENBAHN

Zug aufs Dach der Welt

Die Chinesen planen ein Jahrhundertbauwerk, eine Eisenbahntrasse bis zur tibetischen Hauptstadt Lhasa. Die größten Feinde der Ingenieure: dünne Luft und Permafrost.

Mit bloßen Händen wuchtet ein Trupp verwegener Gestalten Schiene um Schiene auf die Schwellen. Pfeifen der Vorarbeiter trillern, die Kolonne keucht wie eine Galeerenmannschaft: „Vorwärts, zieh, gib noch einen Schub.“

Die rund 30 Männer erneuern die Eisenbahnlinie von der Provinzhauptstadt Xining nach Golmud, Chinas westlichem Vor-



posten auf dem Weg nach Tibet. Die Arbeit ist nicht nur wegen der schweren Metallstränge eine Plackerei: Die Sonne brüht, die dünne Luft in 2700 Meter Höhe macht das Atmen schwer.

Die 814 Kilometer lange Trasse gehört zu den faszinierendsten der Welt. Vorbei am azurblauen Qinghai-See, an giftgrünen Salzlaken und einsamen Dörfern durchquert sie weite Grasebenen, Wüsten und Gebirge.

Bald soll es noch dramatischer werden: Peking will die Strecke von dem für seine Arbeitslager berühmten Qinghai bis nach Lhasa, der tibetischen Hauptstadt, weiter-treiben. Am 1. Juni 2007 soll der erste Zug aufs Dach der Welt fahren.

Noch nie wurde eine Trasse in so großer Höhe auf so schwierigem Terrain gebaut. Fast die gesamte Route liegt über 4000 Meter hoch, an einem Punkt werden die Gleise gar 5072 Meter über dem Meeresspiegel verlaufen. Im Winter sinken die Temperaturen auf unter 30 Grad unter null. Häufig bebt die Erde, rutschen Hänge ab, tun sich Spalten im Boden auf.

Seit dem offiziellen Baubeginn am 1. Juli planieren Raupen die Strecke hinter Golmud, die sich parallel zur Straße nach Lhasa durch die Täler windet. Bunte Fähn-

chen und Transparente markieren die Baustelle.

Schon hat die Vorhut der aus dem Landesinnern anreisenden Bauarbeiter die ersten Camps in der menschenleeren Gegend aufgeschlagen. Rote Lkw der Marke „Ostwind“ karren Baumaterialien heran.

Auch Ärzte und Krankenschwestern aus Golmud sind bereits da. Sie haben an der Raststätte Xidatan eine karge Klinik eingerichtet: sechs Betten, ein Röntgengerät, mehrere EKG-Geräte, Bulleröfen im Flur. Denn manch einer der Arbeiter könnte in der dünnen Luft zusammenklappen.

Koch Chao Xiaoting von der „4. Abteilung des 4. Baubüros“ hat bereits die Tücken der Höhe erfahren: „Das Wasser kocht wegen des niedrigen Luftdrucks schon

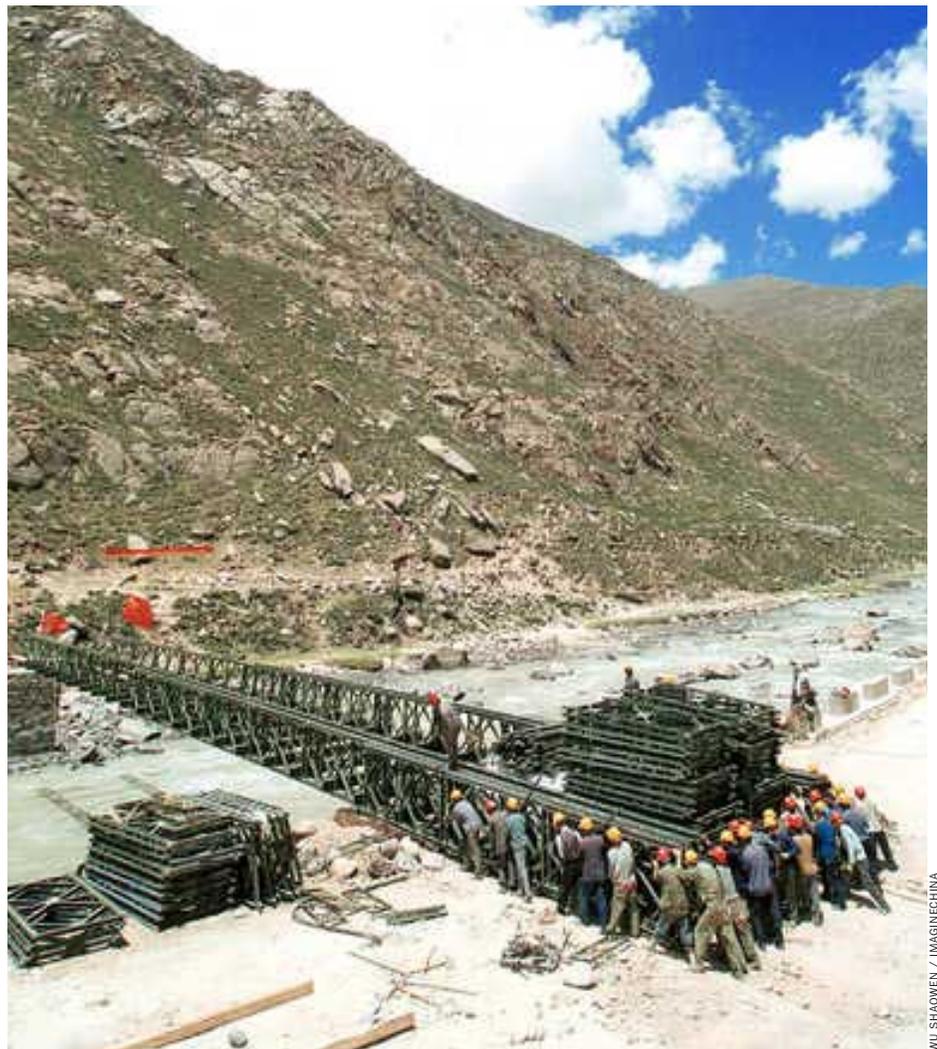
bei etwa 85 Grad“, berichtet er. Damit die Arbeiter, die Betonteile für den Brückenbau gießen, ihren gewohnten Reis essen können, hat Chao Druckkochtöpfe besorgt.

„Wir stehen vor einer enormen technischen Herausforderung“, sagt Chefingenieur Zhao Xinyu. Da Dieselmotoren in so großer Höhe nur noch 60 Prozent der normalen Leistung erbringen, müssen die Chinesen gleich drei mit „Ostwind 8“-Motoren angetriebene Loks vor die Waggon kuppeln. Denn die Maschinen werden mitunter Steigungen von 20 Promille zu bewältigen haben.

Für Zugpersonal und Passagiere ist die 15-stündige Fahrt nach Lhasa nicht ohne Risiko, denn Höhenkrankheit kann tödlich sein. Für alle Fälle sollen später Mediziner mit Sauerstoffgeräten jeden Zug begleiten.

Die schwierigste Aufgabe bei dem ehrgeizigen Projekt ist es allerdings, die Gleise zu verlegen. Auf knapp der Hälfte der 1142 Kilometer langen Strecke herrscht Permafrost im Boden: Der Untergrund ist dort ständig gefroren, nur im Sommer taut er an der Oberfläche ein wenig auf.

Weil das Wasser wegen der gefrorenen tieferen Schichten nicht versickern kann, ist die Oberfläche schlammig. Die Folge:



Brückenbau für die Qinghai-Tibet-Eisenbahn: Häufig bebt die Erde

Die Gleise sacken ab, die Züge drohen zu entgleisen. Chinas Eisenbahnbauer müssen deshalb dafür sorgen, dass der Boden unter der Trasse selbst während Wärmeperioden vereist bleibt.

Obwohl sie sich zuversichtlich geben, scheint den chinesischen Experten noch nicht vollends klar zu sein, ob sie das Problem in den Griff bekommen. Auf sechs Teststrecken zwischen Golmud und Lhasa wollen sie zunächst verschiedene Verfahren ausprobieren. Eine Methode wäre, die Erde mit Steinen abzudecken, um den Boden im Sommer kalt zu halten.

Dabei ist den Fachleuten durchaus bewusst, dass jeder Eingriff in das äußerst empfindliche Ökosystem gefährlich ist: Einmal zerstörte Pflanzen benötigen Jahre, bis sie wieder nachwachsen.

„Umweltschutz gehört zu unseren ersten Prioritäten“, beteuert Ingenieur Zhao. Die Trassenbauer müssten schon deshalb äußerst vorsichtig vorgehen, weil sie andernfalls nicht nur die Natur, sondern auch das gesamte Projekt gefährdeten.

Wenn Bauarbeiter und Maschinen Gras, Moos und Flechten vernichten und damit das fragile Gleichgewicht der Natur zerstören, könnte die Erde ins Rutschen geraten. Möglich ist zudem, dass sich die Bodentemperatur ändert, was alle Berechnungen für die Lösung des Permafrost-Problems über den Haufen werfen würde.

Bevor die Gleise verlegt werden, wollen die Eisenbahner deshalb Erde und Pflanzen sorgfältig abtragen, um sie anschließend wieder einzugraben. Später sollen vermutlich hermetisch abgeschlossene Waggons auf der Strecke eingesetzt werden, die Fäkalien bleiben in Tanks an Bord. Da-



Klosterberg in Lhasa: Chinas Faust schließt sich fester

mit die stark gefährdete Tibetantilope die Strecke kreuzen kann, sind zahlreiche Unterführungen eingeplant.

Die neue Linie bedroht nicht nur die Umwelt. Wenn erst einmal regelmäßige Züge zwischen Golmud und Lhasa verkehren, so warnen Oppositionelle, werde Peking die Faust um das 1950 besetzte Gebiet noch fester schließen – eine weitere Bedrohung für buddhistische Religion und tibetische Kultur. Thubten Samphel, Sprecher der Exilregierung im indischen Dharamsala: „Wir fürchten, dass die Eisenbahn mehr chinesische Siedler nach Tibet bringt und die Zusammensetzung der Bevölkerung zum Vorteil der Chinesen verändert.“

Auch indische Experten machen sich Sorgen. Mit Hilfe der Bahn könne die Volksbefreiungsarmee die Truppen an der umstrittenen indisch-chinesischen Grenze besser versorgen, heißt es in Neu-Delhi.

Pekings Regierung streitet „strategische Absichten“ gar nicht ab. Vor allem aber betrachtet sie die Qinghai-Tibet-Verbindung – ebenso wie den gigantischen Dreischluchten-Staudamm am Jangtse-Fluss –

als Prestigeangelegenheit, mit der sie den Bürgern visionäre Größe und technische Fähigkeiten demonstrieren kann.

Mindestens 20 Milliarden Yuan (rund 5,2 Milliarden Mark) will Peking sich die Strecke kosten lassen. Die Investition lohnt sich allein deshalb, so erklären die Funktionäre, weil Tibet derzeit fast nur über oft holprige Straßen zu erreichen ist, von denen viele im Winter nicht passierbar sind.

Über diese Routen versorgen bisher Lastwagen die 2,5 Millionen Einwohner der Region. Wenn die Bahn erst einmal rollt, soll sie jährlich fünf Millionen Tonnen Güter

in die Berge schaffen; auf dem Rückweg wird sie Rohstoffe aus Tibet in die östlichen Provinzen transportieren. Täglich sollen auf der einspurigen Linie acht Züge in jede Richtung fahren, die einander an 29 Stationen passieren können.

Die Bahn gehört zum großen Plan Pekings, den abgelegenen Westen Chinas wirtschaftlich aufzupäppeln. Denn die Kluft zwischen den boomenden Provinzen an der Ostküste und den armen Landesteilen Qinghai, Tibet, Sichuan und Xinjiang ist in den letzten Jahren immer breiter geworden. Die Folge ist ein langer Treck von Bauern, die auf der Flucht vor der Armut gen Osten ziehen.

Insgesamt will Peking in den kommenden Jahren rund 26 Milliarden Mark pro Jahr für neue Straßen, Brücken, Pipelines und Flugplätze nach Westen pumpen. In Qinghai rufen die Parteipropagandisten schon heute eine bessere Zukunft aus: Selbst in den abgelegenen Tälern des Kunlun-Gebirges verkünden Propagandafeln: „Westentwicklung – als Erstes bauen wir die Eisenbahn.“

ANDREAS LORENZ

MEDIKAMENTE

Wunderdroge unter Druck

Nach dem Fettsenker Lipobay geraten nun auch Rheumamittel, die „Super-Aspirine“, in die Kritik. Der Hauptvorwurf: Sie könnten Herzinfarkte begünstigen.

Lange schien es, als hätte die Pharmaindustrie den Rheumakranken wahrhaftige Wunderpillen beschert. Ihr Name: Cox-2-Hemmer; ihr scheinbar einziger Nachteil: der Preis.

Im November 1999 kam Rofecoxib (Handelsname: Vioxx) auf den deutschen Markt, im Juni 2000 folgte Celecoxib (Celebrex) – zu Preisen, die bis zu 13-mal höher sind als die alter Rheumamittel.

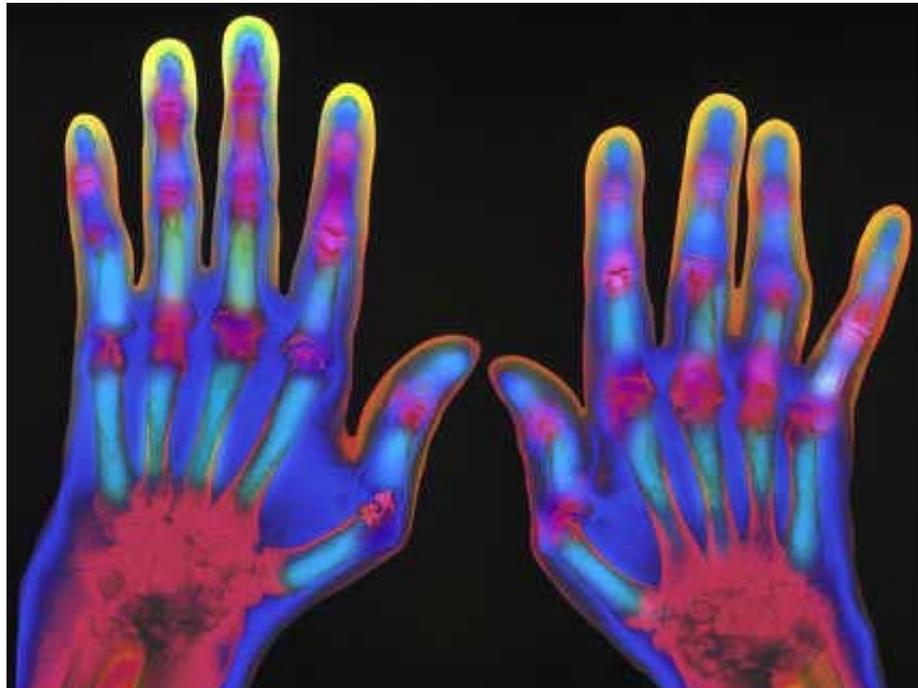
Trotzdem eroberten die Cox-2-Hemmer den Markt im Sturm: Dank massiver Werbung (mehr als für Coca-Cola, staunte das „Wall Street Journal“) beträgt ihr Jahresumsatz weltweit inzwischen über 10 Milliarden Mark.

Als „Super-Aspirine“ wurden die „Wunderdrogen“ begrüßt. Denn sie seien – bei gleich starker Wirkung gegen Schmerz und Entzündung – wesentlich ärmer an Nebenwirkungen als die alten Rheumamittel. Schätzungen zufolge sterben allein in Deutschland Hunderte Patienten an den gefürchteten Magen-Darm-Blutungen – als Folge der Rheumatherapie. Da musste die Versprechung einer schonenden Pille verlockend klingen.

Vielen Patienten konnte der Siegeszug der neuen Rheumamittel gar nicht rasch

* Eingefärbt; Gelenkentzündungen sind rot dargestellt.

Röntgenaufnahme rheumatischer Hände*: Über 10 Milliarden Mark für „Super-Aspirine“



genug gehen: Die Ärzte, so klagten sie, geizten zu sehr mit der Verschreibung von Cox-2-Hemmern, aus Angst, ihr Budget zu überschreiten.

Nun aber könnte sich das Blatt wenden. Nach dem Fettsenker Lipobay sind jetzt die Cox-2-Hemmer unter Druck geraten:

► In einer Neuauswertung alter Studiendaten wird davor gewarnt, dass vor allem Rofecoxib die Rate von Herzinfarkten und Schlaganfällen erhöhen könnte – ein Ergebnis, dem die Analysen der Herstellerfirma allerdings widersprechen.

► Insbesondere nach längerer Einnahme, besagen Daten der US-Arzneimittelaufsichtsbehörde FDA, sind die neuen Mittel möglicherweise doch nicht so magenverträglich wie gehofft.

Schlimmer noch: Die Hersteller sehen sich jetzt mit dem Vorwurf konfrontiert, dass bei der Interpretation der Studiendaten, die den Super-Aspirinen zu ihrem Erfolg verhelfen, geschönt worden ist.

Schon Ende März 2000 waren in einer Studie, in der Rofecoxib mit dem traditionellen Rheumamittel Naproxen verglichen wurde, erste Hinweise auf eine erhöhte Herzinfarktrate unter Rofecoxib-Einnahme aufgetaucht. Doch als wenige Monate später die vom Hersteller Merck finanzierte Studie im Fachblatt „New England Journal of Medicine“ (NEJM) erschien, suchten die Autoren den Effekt wegzudiskutieren: Möglicherweise sei gar nicht Rofecoxib schuld, denn es hätten einige herzkranken Patienten an der Studie teilgenommen, die eigentlich nicht hätten teilnehmen dürfen.

Die FDA urteilt anders: „Die Argumentation hat den Gutachter nicht überzeugt“, heißt es in einer Stellungnahme. Die Behörde erkannte vielmehr einen „signifikanten Unterschied in der Gesamtheit von Schlaganfällen, Herzinfarkten und plötzlichem Herztod zu Ungunsten von Rofecoxib“.

Auf eine andere Unstimmigkeit stieß das pharmakritische „Arznei-Telegramm“:

Die Gesamtsterblichkeit, so hatte es in der „NEJM“-Veröffentlichung geheißen, sei bei beiden Medikamenten „ähnlich“: 0,5 Prozent unter Rofecoxib und 0,4 Prozent unter Naproxen.

Tatsächlich, empört sich Wolfgang Becker-Brüser vom „Arznei-Telegramm“, hätten die Werte bei 0,54 Prozent (Rofecoxib) und 0,37 Prozent (Naproxen) gelegen: „Die haben das einfach zu ihren Gunsten auf- bzw. abgerundet.“ Es gebe „nichts Fieseres“, kommentiert Becker-Brüser, „als wenn

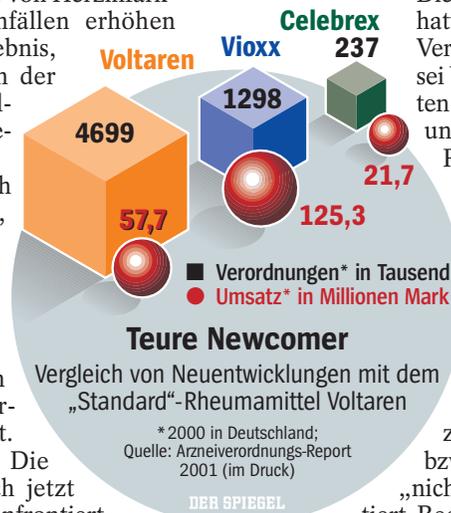
unter dem Deckmantel der Wissenschaft Halbwahrheiten verbreitet werden“.

Unterdessen geraten auch die Vorteile, die Cox-2-Hemmer gegenüber traditionellen Rheumamedikamenten haben sollen, ins Wanken. So wird die bessere Magenverträglichkeit vor allem in Studien mit einer Laufzeit von bis zu 24 Wochen deutlich. Ob sich die Vorteile auch bei längerer Einnahme in diesem Maße halten können, ist fraglich.

So kam eine große Studie über Celecoxib, in der rund 8000 Patienten über ein halbes Jahr hinweg untersucht worden waren, zunächst zu einem sehr positiven Ergebnis. Dann allerdings erschien ein Artikel in der „Washington Post“, der den Autoren der Studie gezielte Irreführung vorwarf: Zum Zeitpunkt des Erscheinens hätten bereits Daten für ein ganzes Jahr vorgelegen – und darin schnitten die Cox-2-Hemmer deutlich weniger günstig ab. Keiner der Autoren leugnet, dass die Daten vorlagen. Warum sie ihr Wissen dennoch in der Veröffentlichung nicht erwähnten, soll demnächst ein öffentlicher Briefwechsel im Fachblatt „JAMA“ klären.

Unterdessen warnen kritische Ärzte davor, herzkranken Patienten die neuen Medikamente zu verschreiben. „Das würde ich nicht mehr machen“, sagt Ulrich Schwabe von der Universität Heidelberg, der in seinem neuesten „Arzneiverordnungs-Report“ die Cox-2-Hemmer trotzdem noch vorsichtig positiv beurteilt. Auch Claire Bombardier, Leiterin der großen Rofecoxib-Studie, ist vorsichtig geworden. „Niemand“, sagt sie, „kennt derzeit das wahre Risiko. Dafür sind unbedingt weitere Studien notwendig.“

VERONIKA HACKENBROCH



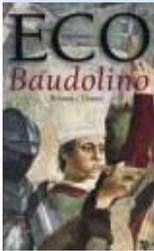
Werbeseite

Werbeseite

BESTSELLER

Riesiges Eco-Echo

Während die Buchbranche im Allgemeinen derzeit flauere Geschäfte meldet und nicht gerade boomt, dringt aus dem Münchner Hanser-Verlag Jauchzen und Frohlocken: Sein Spitzentitel dieses Herbstes, Umberto Ecos neuer Roman „Baudolino“, ist in Deutschland gerade zehn Tage im Handel – und bricht schon alle Verkaufsrekorde anspruchsvoller Literatur. Die Erstauflage von 210 000 Exemplaren ist vergriffen, 90 000 weitere sind im Druck. Schon jetzt deutet sich an, dass dieser Schelmenroman über das zwölfte Jahrhundert mit seiner verspielten Mischung aus Witz und Wissen (SPIEGEL 33/2001) bald sogar den Erfolg von Ecos legendärem Romandebüt „Der Name der Rose“ übertreffen könnte (deutsche Erstauflage 1982: 40 000; Hardcover-Gesamtauflage bis heute: 600 000). Vor allem das „fulminante Echo der Buchhändler“, die ihren Kunden allerorten von Eco vorgeschwärmt hätten, macht der Verlag für die sensationelle „Baudolino“-Karriere verantwortlich. Nicht nur Eco übertrifft mit seinem deutschen Blitzstart sich selbst, sondern auch die Hanser-Verlagsgruppe. Denn bei der Hanser-Tochter Zsolnay hat die hauseigene Bestseller-



OLIVER ZEHNER / ANAGENTUR ANZENBERGER

Eco

Konkurrenz, Henning Mankells jüngster Gesellschaftskrimi „Der Mann, der lächelte“, acht Monate gebraucht, um sich gut 300 000-mal zu verkaufen.

KULTURPOLITIK

Meuterei im Museum

Der saarländische Kultusminister Jürgen Schreier (CDU) will seine Museen umkrepeln – und deren Direktoren entmachten: „Zurzeit“, moniert Schreier, „regieren hier lauter einzelne Museumsfürsten.“ Als Berater holte er Wolf-Dieter Dube, den Ex-Generaldirektor der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin. Der verlangt, dass sowohl die historischen Museen als auch die Kunstmuseen jeweils räumlich und organisatorisch zusammenrücken und außerdem einem Generaldirektor unterstellt werden. In den Museen stoßen die Pläne auf Widerstand: „Hier beben alle Wände“, berichtet Ernst-Gerhard Güse, Leiter des Saarland Museums. Es zeichne sich ab, so Güse, dass „in Zukunft nur noch Eventkultur stattfinden darf“. Er und seine Kollegen verfassten umgehend diverse Protestpapiere: Martin Welke, Chef des Zeitungsmuseums, spricht sich gegen „das Zusammenzwingen verschiedenartiger Museen“ zu einem „Gemischtwarenladen“ aus und nennt die Installation eines Generaldirektors „teuer und höchst fragwürdig“. Man möge das „bettelarme“ Saarland, wettet Welke, vor „dieser Peinlichkeit“ bewahren.

AUSSTELLUNGEN

„Kunstraub ist Zeitverschwendung“



HERBERT HÖLTGEN

Charles Hill, 54, Ex-Scotland-Yard-Ermittler und freiberuflicher Kunstfahnder, über die Sicherung der am Wochenende beginnenden Ausstellung „William Turner“ im Essener Museum *Folkwang und über die Fahndung nach zwei wertvollen Turner-Gemälden, die 1994 in der Frankfurter Schirn Kunsthalle gestohlen wurden*

SPIEGEL: Herr Hill, die beiden in Frankfurt geraubten Turner-Gemälde stammten aus dem Besitz der Londoner Tate Gallery. Nun hat dieses Museum für die Essener Ausstellung erneut viele Werke Turners ausgeliehen. Lieben Engländer das Risiko?

Hill: Womöglich schon. Aber ich habe mir das Museum im Auftrag einer Versicherung angesehen, die Bilder in Essen sind gut bewacht. Ohnehin ist Kunstraub, weil niemand gestoh-

lene Meisterwerke kaufen will, sinnlose Zeitverschwendung.

SPIEGEL: Trotzdem kommt er immer wieder vor. Das Frankfurter Diebesgut konnten Sie bis heute nicht aufspüren. Haben Sie einen Verdacht, wo die Werke jetzt sind?

Hill: Wahrscheinlich liegen sie noch in Deutschland, vielleicht in Spanien oder Serbien, wer weiß. Ich glaube, die Bilder werden eines Tages zurückgegeben. Immerhin wurde eine Belohnung von einer Viertelmillion Dollar ausgesetzt.

SPIEGEL: Sie wollen die Täter belohnen?
Hill: Ich könnte mir sogar vorstellen, dass den Hehlern eine Haftstrafe erlassen wird. Solche Deals sind besser, als die Bilder in einem Versteck vergammeln zu lassen.



Turner-Bild „Köln vom Fluss aus gesehen“ (1820)

Am Rande

Brillante Muse

Im Jahr 1959 zahlte ein Brausekonzern 10 000 Mark an ein Hamburger Ehepaar, damit es seine Tochter „Pepsi“ nannte. Ob sich die Investition gelohnt hat, ist jedoch fraglich: Die störrische Pepsi-Carola Zimmermann trank am liebsten Apfelsinensaft. Rund 40 Jahre später hat die Werbung endlich auch in die Literatur Einzug gefunden. Die englische Autorin Fay Weldon ließ sich ihren neuen Roman, der in diesen Tagen in England und den USA erscheint, von dem Juwelier Bulgari honorieren. Mindestens zwölfmal hatte sein Name aufzutauchen, was der hochkarätigen Schriftstellerin keine Schwierigkeiten bereitete. Sie fing damit schon im Romantitel an: „The Bulgari Connection“. Artigerweise lieben Weldons Helden teuren Schmuck über alles und kaufen ihn ausschließlich bei diesem exquisiten Juwelier in Londons Sloane Street ... „Ein Sakrileg!“, donnern die einen. „Cleverer Idee!“, überlegen sich die anderen. Und warum auch nicht? Christian Kracht könnte zum Beispiel einen Roman schreiben, in dem 20-mal das Wort „Barbour-Jacke“ vorkommt und der die Vorzüge einer Prada-Tasche hervorhebt. Und Florian Illies könnte zwecks Übersichtlichkeit die in seinem Buch genannten Marken in einem seitenlangen Glossar aufführen. Oder am besten gleich eine ganze „Generation Golf“ ausrufen. Alles längst passiert? Na, dann mal her mit der Kohle!



torin Fay Weldon ließ sich ihren neuen Roman, der in diesen Tagen in England und den USA erscheint, von dem Juwelier Bulgari honorieren. Mindestens zwölfmal hatte sein Name aufzutauchen, was der hochkarätigen Schriftstellerin keine Schwierigkeiten bereitete. Sie fing damit schon im Romantitel an: „The Bulgari Connection“. Artigerweise lieben Weldons Helden teuren Schmuck über alles und kaufen ihn ausschließlich bei diesem exquisiten Juwelier in Londons Sloane Street ... „Ein Sakrileg!“, donnern die einen. „Cleverer Idee!“, überlegen sich die anderen. Und warum auch nicht? Christian Kracht könnte zum Beispiel einen Roman schreiben, in dem 20-mal das Wort „Barbour-Jacke“ vorkommt und der die Vorzüge einer Prada-Tasche hervorhebt. Und Florian Illies könnte zwecks Übersichtlichkeit die in seinem Buch genannten Marken in einem seitenlangen Glossar aufführen. Oder am besten gleich eine ganze „Generation Golf“ ausrufen. Alles längst passiert? Na, dann mal her mit der Kohle!

BILDUNG

Kanon der Musterschüler

Vielleicht stimmt es ja doch, dass man fürs Leben lernt. Das liegt womöglich an den eifrigen Schülern von einst, die heute ihr Möglichstes tun, das Leben der Schule anzuverwandeln. Wie sonst wäre das vorläufige Ergebnis jener Umfrage zu erklären, mit der das baden-württembergische Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst den „wirklichen Kanon“ des deutschen Leservolks ermitteln will? Auf der Website www.buecherkanon.de fragt das Ministerium, welche drei Bücher für das allgemeine Publikum am wichtigsten waren

und sind; die (bisher knapp 3000) Antworten sind nach Geschlecht, Alter und Bildungsabschluss aufgeschlüsselt. Und sie sind so übersichtlich, ausgepickt streberhaft und hoch verlogen, dass unseren Deutschlehrern die Rührungstränen kommen dürften: Außer dem gemäßigten Außenseiter Max Frisch (mit seinem Identitätskrisenroman „Stiller“, den Lesende unter 25 favorisieren) sind einzig Thomas Mann (mit „Der Zauberberg“, „Joseph und seine Brüder“) und Johann Wolfgang von Goethe („Faust“) als Favoriten genannt, ergänzt vom Werk eines Autorenkollektivs, das allerdings nicht zu schlagen ist: der Bibel. Oh Eitelkeit, oh Schutz vor ihr! Deutschland einig Musterschülervolk – es sei denn, die Wirklichkeit putscht doch noch: Die Aktion läuft bis Jahresende.

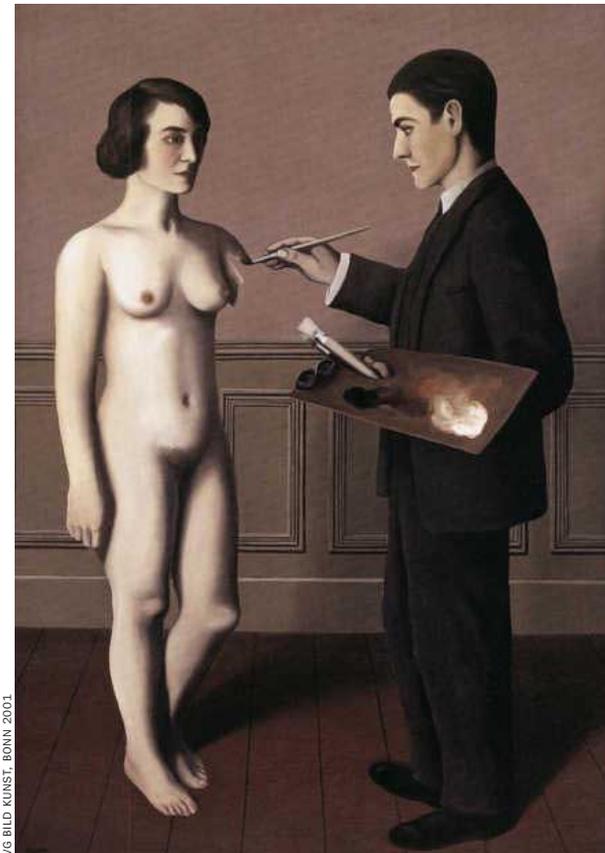


Unbekannter Maler (um 1575)

KUNST

Akte und Puppen

Der Barockmaler Peter Paul Rubens war nicht nur genial, sondern auch praktisch veranlagt. Er bastelte sich sogar seine Anatomiemodelle selbst: „Nimm die Knochen eines Mannes“, empfahl er, „und füge sie mit einem eisernen Stift gut zusammen, damit sie halten...“ Seit dem späten Mittelalter suchten Künstler nach Hilfsmitteln, um Körper anatomisch so korrekt zu modellieren, wie es die Bildhauer der Antike einst getan hatten. Irgendwann kamen sie auf die nahe liegende Idee, auch mit lebenden Aktmodellen zu arbeiten. Die opulente Ausstellung „Pygmalions Werkstatt“ im Lenbachhaus München illustriert jetzt, wie Künstler seit der Renaissance an der Abbildung des Menschen verzweifelten oder sich daran berauschten (bis 25. November). Im frühen 20. Jahrhundert zogen sie die Gipsfiguren und Gliederpuppen den realen Menschen als Bildmotiv plötzlich vor: Der Dadaist Raoul Hausmann ließ sich im Haarsalon inspirieren. Menschen seien Marionetten, lästerte er, ihr Gesicht „nur ein vom Friseur gemachtes Bild“. Und der Surrealist René Magritte karikierte die alte Sehnsucht der Künstler nach der Fleisch werdenden Illusion.



Magrittes „Versuch des Unmöglichen“ (1928)

VE BILD KUNST, BONN 2001

LITERATUR

Ein heikler Fall

Vater, Mutter, Tochter, eine glückliche Familie – es könnte schön sein, das Leben der Drogerieverkäuferin Doris und des Automechanikers Werner. Das denkt jedenfalls der Ehemann. Phantasie- und lieblos erledigt er den Sex, auf den er ein Anrecht zu haben glaubt, immer wieder schlägt er seine Frau, um ihr auszutreiben, was er für romantische Flausen hält. Doris flüchtet sich in Tagträume, hofft auf Ruhm als Laienschauspielerin und flirtet mit Werners bestem Freund Ricky. Sie ist liebesbedürftig und verführbar – und landet nach einem heftigen Streit tatsächlich in Rickys Bett. Hinterher beichtet sie den Seitensprung nicht nur, sondern sagt auch noch, der Sex habe ihr Spaß gemacht. Das ist zu viel für Werner: In ohnmächtiger Wut prügelt er seine Frau und vergewaltigt sie brutal.

Erniedrigt, traumatisiert und blau gehauen, überlegt Doris, ob sie ihren Mann anzeigen soll. Eine heikle Frage: Ist sie nicht mitschuldig, weil sie ihn provoziert hat? War Werner nicht immer ein guter Vater, hätte er nicht eine zweite Chance verdient?

Die Anzeige wegen Vergewaltigung würde ihn vielleicht ins Gefängnis bringen – wie wäre das Tochter und Freunden zu erklären?

Mit der Drehbuchfassung dieses Stoffs hatte die Münchner Autorin Annemarie Schoenle die Grundlage für einen besonders erfolgreichen ZDF-Film mit Martina Gedeck und Jörg Schüttauf in den Hauptrollen gelegt. Mit noch mehr Tiefenschärfe und Einfühlungsvermögen als der gleichfalls beklemmende Film erzählt nun ihr Roman vom Unverständnis, dem Doris begegnet: Vom eigenen Ehemann vergewaltigt werden, wie schrecklich kann das schon sein? Viele in ihrer Umgebung sehen sie als die Schuldige. Schoenle macht deutlich, wie Doris in die Rolle der naiven Duldlerin hineingeraten ist, warum sie sich immer wieder schlagen lässt, zeigt auch, warum ihr Mann so wurde, wie er ist. Es geht also nicht nur um Gewalt in der Ehe; auch vom Niedergang einer Liebe erzählt das Buch – und von der Geschichte einer quälend langsamen Emanzipation.



Annemarie Schoenle: „Ich habe nein gesagt“. Droemer Verlag, München; 288 Seiten; 38,92 Mark.



Gillian Anderson

ARTHAUS

Kino in Kürze

„Haus Bellomont“. Auch um 1900 ging es in New York vor allem um großes Geld und High Society, und wer das eine nicht hatte, war in der anderen nicht akzeptiert: Lily Bart (gespielt vom „Akte X“-Star Gillian Anderson) ist schön, aber nicht reich und deshalb notgedrungen auf der Suche nach einem wohlhabenden Mann. Eigentlich liebt sie den Anwalt Lawrence Selden (Eric Stoltz), der aber auch eine bessere Partie braucht, um nach oben zu kommen. Doch dann verliert Lily Geld beim Bridge-Spielen, und mit den Schulden beginnt ihr Abstieg. Der britische Regisseur Terence Davies hat Edith Whartons gesellschaftskritischen Roman „Haus Bellomont“ für das Kino adaptiert. Die Geschichte ist rechtschaffen zusammengekürzt, aber von merkwürdiger Leblosigkeit: Die Schauspieler stehen steif in üppig ausgestatteten Räumen herum, als hätte sich das verknöcherte Sozialsystem unmittelbar auf Körperhaltung und Sprache übertragen. Womöglich fürchtete Davies so heftig den Historienkitsch, dass er lieber gleich Trocken-eis ablieferte.

„Der Kreis“. Das Verbrechen, dessen sich jede Frau schuldig macht, besteht darin, dass sie eine Frau ist. Mit einem Geburtschrei beginnt Jafar Panahis Film „Der Kreis“, und gleich darauf geht das Lamento der Großmutter los: Dass ihre Tochter ein Mädchen auf die Welt

gebracht hat, sei eine Schande, die vielleicht die ganze Familie ins Unglück reiße. Auf Straßen und öffentlichen Orten in Teheran folgt der Film im Lauf eines Tages – scheinbar zufällig, doch mit höchster Erzähl-Ökonomie – verschiedenen Frauen: Frauen, die durch dunkle Kopftücher und Umhänge verumummt, unkenntlich gemacht, beinahe ausgelöscht erscheinen, Frauen, die man behandelt wie Pestkranke, von denen Ansteckung droht. Zu den schrecklichen Paradoxien der Gesellschaft in Iran gehört, dass sie (am äußersten Rand des Legalen) Filme wie diesen hervorbringen, die in ihrer Verschwiegenheit wie in ihrer Hellsichtigkeit als eine Art Röntgenbild der Gesellschaft erscheinen. Der Blick von Jafar Panahi, 41, der vor einem Jahr für „Der Kreis“ in Venedig den Goldenen Löwen bekommen hat, geht tief: Düstere und beklemmender hat selten ein Film die Frau als Objekt in einer Männerwelt fixiert.



Szene aus „Der Kreis“

ALAMONDE FILM

Bob Dylan

wurde als Hilsbringer angebetet und als Verräter verdammt, zum genialen Erneuerer verkürt und als gerissener Nachäffer verhöhnt. Seine Stimme sei grässlich, hieß es, und doch die eines großen Führers; seine Lyrik glatt unverständlich, aber reif für den Literatur-Nobelpreis sei sie auch: „Wenn ich's nicht jedem recht machen kann, dann vielleicht besser gar keinem“ – dieses schöne, trotzige Motto stellte Bob Dylan schon 1973 einem Buch mit „Texten und Zeichnungen“ voran. Heute, mit 60 Jahren, scheint es der Musiker Dylan, der als Robert Allen Zimmerman geboren wurde, verdammt vielen fast schon verdächtig recht zu machen. Er durfte beim Papst und vor einem leibhaftigen amerikanischen Präsidenten zum Kratzfuß antreten, man hat ihn mit Doktorhüten, einem Oscar und dem französischen „Ordre des Arts et Lettres“ dekoriert, sie huldigen ihm auf MTV und – mit einem Geburtstagsgruß des Industriellenchefs Hans-Olaf Henkel – in der „Financial Times Deutschland“. Und auch mit seiner Musik findet Dylan plötzlich wieder Gnade vor den Ohren der Welt. Sein 1997 veröffentlichtes Studioalbum „Time out of Mind“ war ein Überraschungserfolg bei Kritikern und CD-Käufern, und auch das in dieser Woche erscheinende Werk „Love And Theft“ wird bereits als großer Alterswurf gerühmt: In karg arrangierten, wunderbar lässigen und allesamt selbst verfassten Songs huldigt Dylan dem Country-Swing und anderen



Sänger Dylan (1964)

traditionellen amerikanischen Musikformen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Seit dem Beginn seiner Karriere Anfang der Sechziger mag sich der Sänger äußerlich gewandelt haben von einem bleichen, strahlend schönen, existenzialistisch dreinblickenden Jüngling zu einem Zausel mit merkwürdiger Unfrisur und einem „Kenn-ich-nicht-wasch-ich-nicht-Gesicht“, wie es ein Kritiker mal ausdrückte: In seiner nicht bloß künstlerischen Eigenbrötelei jedoch scheint er sich ebenso treu geblieben zu sein wie mit seinem Sinn für absurde Komik. In Rom jedenfalls präsentierte sich Dylan vor einigen Wochen gut gelaunt und zu allerlei Späßen aufgelegt vor rund einem Dutzend europäischer Journalisten. Als sich im Gruppengespräch einer der Interviewer heillos in einer Frage nach dem Wesen des neuen Albums verhedderte und mit der Formulierung endete „Was war zuerst da, das Huhn oder das Ei oder das Subjekt oder die Worte?“, antwortete Dylan mit schelmischem Gesichtsausdruck: „Was wollen Sie? Bin ich hier der Idiot oder Sie? Ich bemühe mich ja, Ihnen zu folgen, aber worum geht es?“

SPIEGEL-Mitarbeiter Christoph Dallach fragte zunächst in der Runde mit, in der Dylan zum Beispiel über sein Verhältnis zum Internet Auskunft gab („Ich habe Angst davor. Da weiß man nie, ob einem nicht ein Perverser auflauert und einen irgendwo hinlockt.“). Danach gewährte Dylan eine rare Gunst: Dallach durfte den Meister im Einzelgespräch befragen.

SPIEGEL - GESPRÄCH

„Ich finde Farben scheußlich“

Bob Dylan über seine Vorliebe für Schwarz und Weiß, die verhängnisvolle Macht der Medien und sein neues Album „Love And Theft“

SPIEGEL: Mr. Dylan, vier Jahre nach Ihrem letzten Studioalbum präsentieren Sie nun Ihr neues Werk „Love And Theft“: Liebe und Diebstahl – ist das für Sie ein Gegensatz?

Dylan: Nein. Ich finde, diese beiden Dinge passen wie Finger in einen Handschuh.

SPIEGEL: Musikalisch ist die neue Platte eine mitreißende Huldigung an historische Musikstile wie Country-Swing, Blues und Rockabilly: Fühlen Sie sich in der Gegenwart wohl, oder sehnen Sie sich in vergangene Zeiten zurück?

Dylan: Ich bin kein nostalgischer Mensch. Gut, Sie haben Recht, die meisten der Songs haben traditionelle Wurzeln, obwohl ich sie alle selber geschrieben habe. Aber ich vermisse nichts von früher. Ich lebe gern in der Gegenwart.

SPIEGEL: Tatsächlich klingen Sie auf Ihrem Album so gut gelaunt wie lange nicht mehr. Haben Sie zurzeit Spaß am Leben?

Dylan: Spaß? Wie meinen Sie das? Soll ich einen Fußball in die Luft treten? Nein, ich bin einfach nur da. Und ich glaube, ich habe auch keine andere Wahl.

SPIEGEL: Sie haben mal gesagt, alle Produzenten, mit denen Sie je arbeiteten, waren Gefangene des Bob-Dylan-Mythos. Stimmt es, dass Sie für „Love And Theft“ den Produzentenjob selber übernommen haben?

Dylan: Ja, so ist es. Wer auch immer die Aufnahmen zu meinen bisherigen Platten kontrollierte, sagte sich: Okay, dies ist eine Bob-Dylan-Platte, und das sind Bob-Dylan-Lieder. Das heißt, sie reagierten nie darauf, wie meine Stimme zu dem Zeitpunkt tatsächlich klang oder die Songs – sondern sie verwirklichten nur ihre Idee,

Liedermacher und Legende

Am **24. Mai 1941** wird **Robert Allen Zimmerman** in Duluth im US-Bundesstaat Minnesota geboren.

1947 Seine Familie, die von russisch-jüdischen Emigranten abstammt, zieht in die Kleinstadt **Hibbing** (Minnesota) nahe der kanadischen Grenze um. Angeblich schreibt Robert mit zehn Jahren erste Gedichte.

Winter 1960/61 Nachdem Robert den Plan aufgegeben hat, in Minneapolis zu studieren, zieht er nach **New York**. Für Auftritte in Folkmusic-Clubs hat er sich den Künstlernamen **Bob Dylan** zugelegt.



1962 erscheint das **Debütalbum „Bob Dylan“**, mit einer Huldigung an sein Vorbild **Woody Guthrie**.

Mit dem **1963** veröffentlichten zweiten Album **„The Freewheelin' Bob Dylan“** und dessen Songs wie **„Blowin' in the Wind“** und **„Masters of War“** etabliert sich Dylan als Zentralfigur der amerikanischen **Protestsong-Bewegung**.

25. Juli 1965 Als Bob Dylan sich auf dem **Newport-Folk-Festival** mit einer elektrisch verstärkten Gitarre präsentiert, wird er von einigen Zuhörern ausgebuht.

Ende 1965 heiratet Dylan Shirley Nozinsky, die als Model unter dem Namen **Sara Lowndes** bekannt ist. Aus der Ehe gehen **vier Kinder** hervor. Zur **Trennung** kommt es **1977**.



1965 dreht **D. A. Pennebaker** in England einen Musikdokumentarfilm mit Dylan, **„Don't Look Back“**, der 1967 in die Kinos kommt.



1966 erscheint **„Blonde on Blonde“**. Das Doppelalbum dokumentiert Dylans entschiedene Hinwendung zur **elektrisch verstärkten Rockmusik**.

29. Juli 1966 Dylan **verunglückt mit dem Motorrad** und zieht sich aus der Öffentlichkeit zurück. Mit Musikern, die später als **The Band** berühmt wurden, nimmt er in der Nähe von Woodstock



im Bundesstaat New York **„The Basement Tapes“** auf. Bald kursieren erste Mitschnitte, offiziell veröffentlicht werden sie erst **1975**.

31. August 1969 Dylan unterbricht seine Bühnenabstinenz für einen Auftritt beim legendären **Isle-of-Wight-Festival**.



DAVID GAHR

Entertainer Dylan (2001): „Ich spiele nur für die Leute, die hinten stehen“

wie Bob Dylans Stimme zu klingen hat. Viele meiner Platten endeten deshalb als Kompromisse.

SPIEGEL: Welche?

Dylan: Die meisten. Die Studio-Versionen entsprachen eigentlich nie meinen ursprünglichen Vorstellungen. Mir fällt das immer auf, wenn ein Song, den wir auf der

Bühne live spielen, ganz anders klingt als auf Platte.

SPIEGEL: Könnte es auch an Ihrer Stimme liegen, dass fast alle Produzenten das Bedürfnis hatten, sie nachträglich zu verschönern?

Dylan: Keine Ahnung. Ich glaube, wenn man alte Geräte benutzt, je simpler, desto

besser, dann geht das schon mit meiner Stimme. Aber bis zu dieser Platte hat es noch nie jemand verstanden, mich anständig aufzunehmen.

SPIEGEL: Dieses Gespräch findet in Rom statt. Hat es Sie erschreckt, dass bei einer Demonstration während des G-8-Gipfeltreffens in Genua ein junger Globalisierungsgegner von einem Polizisten erschossen wurde?

Dylan: Erschossen? Hier in Italien? Wow, da habe ich wohl gerade gearbeitet. Keine Ahnung. Klingt wie ein Krimi von Raymond Chandler.

SPIEGEL: Sie wurden in den sechziger Jahren als politischer Protestsänger verehrt. Hätte es die Globalisierungsgegner schon damals gegeben, wären Sie dann mit ihnen auf der Straße gewesen?

Dylan: Damals gab es kein Bewusstsein für so etwas wie Globalisierung. Aber wenn Sie heute der Medienberichterstattung glauben, müssen Sie fürchten, dass uns der ganze Planet jeden Augenblick um die Ohren fliegt. Ich glaube, das ist Blödsinn. Die Realität ist längst nicht so hoffnungslos und finster, wie uns die moderne Medienindustrie vorgaukelt.

SPIEGEL: Welchen Zweck soll die Katastrophenbeschworung der Medien haben?

Dylan: Das ist doch offensichtlich. Irgendwo zieht irgendwer einen Vorteil daraus, Gewalt und Brutalität zu vermarkten. In den Medien wird nichts präsentiert, ohne dass jemand hinter den Kulissen Geld damit macht.

SPIEGEL: Wie nutzen Sie die Medien?

Dylan: Überhaupt nicht. Ich meide sie, wo ich nur kann.

SPIEGEL: Und wie informieren Sie sich?

Dylan: Informationen sind eine Frage des Lebenswandels. Es gibt Menschen, die wohnen in einem Haus mit Garten und einer Haustür. Vor dieser Tür landet jeden Morgen die Tageszeitung, und wenn die Menschen abends von der Arbeit nach Hause kommen, lassen sie sich in ihren Sessel fallen und werfen erst mal den Fernseher an, um zu sehen, was so in der Welt passiert. Mir ist das alles fremd. Ich bin ein Reisender, immer unterwegs, da hat man so viele Quellen und sammelt so viele Eindrücke, dass man sich sehr gut sein eigenes Bild machen kann.



1971 Dylan beteiligt sich an dem von George Harrison initiierten „**Concert for Bangladesh**“ in New York und veröffentlicht sein angeblich bereits 1966 geschriebenes Buch „**Tarantula**“.



1973 Dylan spielt eine Nebenrolle in **Sam Peckinpahs** Western „**Pat Garrett & Billy the Kid**“, für den er auch die Musik liefert, darunter den Song „**Knockin' on Heaven's Door**“.

1975 Beginn der „**Rolling Thunder**“-Tournee.



1976 erscheint „**Desire**“, im Song „**Hurricane**“ er greift Dylan Partei für den seiner Meinung nach zu Unrecht wegen Mordes verurteilten **Boxer Rubin „Hurricane“ Carter**.



1979 Mit dem Album „**Slow Train Coming**“ dokumentiert Dylan seine zeitweilige Hinwendung zum **fundamentalistischen Christentum**.

1986 heiratet Dylan die Gospelsängerin **Carolyn Dennis**. Aus der Ehe geht **eine Tochter** hervor. Zur **Trennung** kommt es **1992**.

1988 Start einer Konzerttournee, die nach Interpretation von Dylan-Fans als „**Never Ending Tour**“ bis heute anhält.

Mai 1997 Kurz vor einer geplanten **Europa-Tournee** wird Dylan mit einer **lebensbedrohlichen Herzbeutel-Entzündung** ins Krankenhaus eingeliefert.

September 1997 Dylan tritt im Beisein von **Papst Johannes Paul II.** in Bologna auf.

Oktober 1997 Veröffentlichung des Studioalbums „**Time out of Mind**“, das nach sieben Jahren erstmals neue Lieder präsentiert und ihm **1998 drei Grammys** beschert.

Dezember 1997 Dylan erhält den renommierten **Kennedy-Center-Kulturpreis** für sein Werk. **US-Präsident Bill Clinton** würdigt ihn als Leitfigur seiner Generation.



2001 bekommt Dylan einen **Golden Globe** und einen **Oscar** für den Song „**Things Have Changed**“ aus dem Soundtrack zum Film „**Wonder Boys**“ von Curtis Hanson.



RUSSELL TED / CORBIS SYGMA

Dylan: Literatur ist überholt. Filme sind die neue Literatur. Wer heute etwas zu sagen hat, macht einen Film.

SPIEGEL: Welcher Film ist für Sie große Literatur?

Dylan: Da genau liegt das Problem, denn Filme können keine große Literatur sein.

SPIEGEL: Warum?

Dylan: Weil sie nur eine zweitrangige Kunstform sind. Literatur führt dich in den Kopf und ins Herz einer fiktiven Figur. Das schafft kein Drehbuch und kein Regisseur. Filmfiguren bleiben immer auf Distanz, immer weit weg und flach auf der Leinwand. Ich habe noch keinen Film gesehen, der besser wäre als das schlechteste Buch, das ich gelesen habe.

SPIEGEL: Sie übertreiben.

Dylan: Ich schwöre, dass es mir ernst ist.

SPIEGEL: Wann hat Ihnen zuletzt ein Film gefallen?

Dylan: Ich bevorzuge die Zeit, deren Musik mir gefiel, die zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre. Und ich sehe mir lieber einen Film von 1948 an als einen aus diesem Sommer.

SPIEGEL: Was war damals besser?

Dylan: Es wurde nicht so viel Wind um nichts gemacht und nicht so viel sinnlos gefaselt; man kam damals einfach schneller auf den Punkt. Deshalb kann ich mich, was Filme betrifft, auch eher mit den Gedanken und Charakteren von damals identifizieren. Und außerdem bevorzuge ich Schwarzweiß. Ich finde Farben scheußlich.

SPIEGEL: Sie mögen keine Farben?



PICTORIAL PRESS

Musikerpaar Dylan, Joan Baez (1966)

„Wissen um Sterblichkeit schafft Nähe“

Dylan: Manchmal sind Farben okay. Aber wenn ich die Wahl habe, bevorzuge ich Schwarz und Weiß. In meinen Augen harmoniert das besser.

SPIEGEL: Und in den letzten 50 Jahren gab es also keinen bemerkenswerten Film?

Dylan: Lassen Sie mich mal nachdenken. Nein, mir fallen nur abschreckende Beispiele ein.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Dylan: Nehmen wir „Der Pate“, ein Film über den Abschaum der Erde. Menschlichen Dreck wie die Mafia derart zu glorifizieren entsetzt mich sehr. Solche

Folk-Star Dylan (1963): „Ich habe mir die Musik nicht ausgesucht – sie hat mich gewählt“

SPIEGEL: Nicht jeder Mensch kann dauernd durch die Welt reisen.

Dylan: Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin nicht grundsätzlich gegen Medien. Aber sie verfehlen ihre Aufgabe, die in der Erziehung ihres Publikums bestehen sollte. Stattdessen präsentieren sie nur Show, Spektakel und Brutalität.

SPIEGEL: Wäre es nicht Zensur, die Brutalität von Genua nicht zu zeigen?

Dylan: Da haben Sie Recht. Das Grundrecht auf freie Meinungsäußerung ist wertvoll, in den USA ist es sogar in der Verfassung festgeschrieben. Aber wenn die freie Rede zur Industrie wird, ist es keine freie Rede mehr, sondern ein Geschäft.

SPIEGEL: Sie fordern mehr Idealismus in der Medienwelt?

Dylan: Ich glaube an Idealismus und Idealisten. Aber ich habe lange keine mehr getroffen. Und Sie?

SPIEGEL: Es kommt vor.

Dylan: Sagen Sie mir das nächste Mal Bescheid und stellen mich vor. Das wäre nett.

SPIEGEL: Ein schlauer Exeget hat mal gesagt: Elvis befreite den Körper, Bob Dylan den Verstand. Was sagen Sie dazu?

Dylan: Es ist ein wunderbares Gefühl, befreit zu sein. Von was auch immer. Kann ich nur allen weiterempfehlen.

SPIEGEL: Als Sie im Mai 60 Jahre alt wurden, gab es weltweiten Medienrummel. Wie sah Ihre Party aus?

Dylan: Ach, nichts Besonderes. Ich habe ein paar Kerzen gekauft und die Familie eingeladen.

SPIEGEL: Sie wurden in letzter Zeit mit dem Oscar ausgezeichnet und mit Ehrungen überhäuft. Was halten Sie davon, dass Sie seit Jahren für den Literatur-Nobelpreis im Gespräch sind?

Dylan: Ich habe davon gehört. Aber in welche Gesellschaft bringt mich das bloß? In

die von Leuten wie Hemingway und Steinbeck? Ich weiß nicht, ob ich in dieser Kategorie richtig aufgehoben bin.

SPIEGEL: Interessieren Sie sich für neuere, jüngere Literatur?

Dylan: Unbedingt. Nur kann ich da nichts Interessantes entdecken. Die Zeiten haben sich geändert. Worüber soll ein Autor heute auch schreiben, was nicht jeden Tag im Fernsehen oder in der Zeitung stattfindet?

SPIEGEL: Wie wäre es mit Emotionen?

Dylan: Aber kein Schriftsteller kann so stark mit Gefühlen arbeiten, wie es die Medien tun. Verglichen mit der heutigen Situation genossen Literaten wie Shelley, Rimbaud oder Byron eine geradezu luxuriöse Freiheit.

SPIEGEL: Sie glauben, dass die Medien Literatur und Poesie ruiniert haben?

Dylan: Oh, absolut. Jeder Literat, wenn er nicht gerade Kafka ist, schreibt für ein Publikum – und das wird heute von den Medien in Beschlag genommen. Speziell die Nachrichtensendungen bieten dem Publikum mehr, als sich die wildesten Dichter erträumen können. Was bleibt da noch für Literaten und Poeten? Wir leben in einer Welt, in der Science-Fiction längst Realität geworden ist. Sie wird beherrscht von Disney. Überall künstliche Shopping-Paradiese und Themenparks.

SPIEGEL: Bedeutet Ihre Absage an die Poesie, dass Sie sich überhaupt aller zeitgenössischen Kultur verweigern?

Dylan: Okay, Sie werden es nicht glauben, aber ich liebe das Ballett. Jedes Jahr besuche ich mindestens drei oder vier Aufführungen. Ich liebe Ballett seit meiner Kindheit. Ich mag die Stimmung, die geschmeidigen Bewegungen der Tänzer und den umwerfenden Klang eines Orchesters.

SPIEGEL: Aber mit Literatur sind Sie durch?

Kriminellen sind keine Helden – sie sind Dreck.

SPIEGEL: Die Vorlage war ein Roman.

Dylan: Sicher, aber in dem Roman wird man schnell erkennen, dass diese Figuren Abschaum sind. Dem Film gelingt es, sie als Helden zu porträtieren, weil er nie unter die Oberfläche geht. Nur ein Buch kann die negativen und eventuell auch die positiven Seiten solcher Charaktere ausloten.

SPIEGEL: Immerhin gibt es auch Filme wie „O Brother, Where Art Thou?“ von den Coen-Brüdern – ein Werk, das gerade erst die von Ihnen so geliebte traditionelle amerikanische Country- und Blues-Musik wieder populär gemacht hat; der Soundtrack mit alten und neuen Aufnahmen war in den USA ein überraschender Millionenerfolg.

Dylan: Ich war begeistert von dem Album und hab mir sogar den Film dazu angesehen.

SPIEGEL: Moment mal – der ist doch modern und zudem in Farbe?

Dylan: Ich liebe George Clooney. Ein sehr sympathischer Typ. Die Szenen, in denen er als Sänger auftritt, sind einfach unglaublich gut.

SPIEGEL: Also doch ein moderner Film, den Sie mögen?

Dylan: Falsch, ich mag nur die George-Clooney-Momente. Ohne ihn wäre das auch nur Mist geworden. Aber ich würde mir jeden Film mit George Clooney anschauen, der Junge hat Herz. Und er hat es geschafft, für eine Musik, die von den Medien gemeinhin als unkommerziell abgestempelt wird, ein gewaltiges Publikum zu erobern – und dadurch bewiesen, wie sehr die Medien uns betrügen. Soll ich Ihnen verraten, was die beste Werbung ist?

SPIEGEL: Bitte.

Dylan: Mund-zu-Mund-Propaganda. Nur durch sie schlüpft manchmal etwas durch das Netz und beweist, dass man auch mit Qualität Erfolg haben kann. Zum Glück gibt es noch Menschen, die sich für etwas begeistern, weil sie kapieren, dass es gut ist, ohne dass es ihnen von den Medien aufgedrängt wurde.

SPIEGEL: Sie haben einst mit dem Griff zur elektrischen Gitarre die Musikwelt revolutioniert. Halten Sie den exzessiven Einsatz moderner Technik in der gegenwärtigen Musikwelt für gut?

Dylan: Es gibt heute zu viel Musik, die ohne Technik gar nichts wäre. Eigentlich alles, was zurzeit populär ist. Aber das ist kein Vorwurf, denn diese Generation ist so aufgewachsen und hat nichts anderes erlebt.

SPIEGEL: Gibt es zeitgenössische Popmusik, die Ihnen zusagt?

Dylan: Sie fragen den Falschen. Ich kenne nichts davon. Bloß weil ich Teil der Amüsierindustrie bin, bedeutet das noch lange nicht, dass ich mich mehr als notwendig damit beschäftige. Ich höre Musik nicht, um unterhalten zu werden. Ich suche nach Substanz. Und wenn Sie nun wissen wollen, ob ich da in letzter Zeit etwas bemerkt habe, muss ich leider mit Nein antworten.

SPIEGEL: Wie steht es mit HipHop?

Dylan: Da höre ich nur Maschinen.

SPIEGEL: Sind HipHopper, die Geschichten zu Musik erzählen, nicht die Folksänger von heute?

Dylan: Ich kenne keine Namen, nennen Sie mir welche.

SPIEGEL: Eminem? Dr. Dre?

Dylan: Keine Ahnung. Nie gehört.

SPIEGEL: Aber Sie haben vor langer Zeit mal mit dem Rap-Pionier Kurtis Blow zusammengearbeitet. Wie konnte das passieren?

Dylan: Wissen Sie was? Ich habe absolut keinen Schimmer. War ich gut? Ich weiß es nicht mehr.

SPIEGEL: Sie befinden sich seit Ende der achtziger Jahre auf einer so genannten „Never Ending Tour“ und gaben allein in den vergangenen vier Jahren rund 450 Konzerte. Was treibt Sie?

Dylan: Dieses ganze „Never Ending Tour“-Geschwätz ist doch Blödsinn. Wenn irgendwas in unserer Welt klar ist, dann ist es die Erkenntnis, dass alles eines Tages zu Ende geht. Unsere Sterblichkeit ist die eine Sache, die uns alle verbindet, und nichts als das Wissen darüber schafft eine größere Nähe zwischen Menschen. Ich glaube nicht mal, dass ich besonders viele Konzerte gebe. In Ihrer Welt mag das viel sein, in meiner ist es normal.

SPIEGEL: Was ist Ihre Welt?

Dylan: Vielleicht ist das der Unterschied zwischen Europa und Amerika: zwischen sesshaften Bürgern und einem Tramp wie mir. Da, wo ich herkomme, sind die Provinzstädte voll von Menschen, die ihre Musik jeden Tag irgendwo anders präsentieren.

SPIEGEL: Sie sagten vorher, wie wenig Sie mit dem aktuellen Kino und der neueren Literatur anfangen können: Lesen Sie wenigstens die Bücher, die über Sie geschrieben werden?

Dylan: Ich habe nur Robert Sheltons Biografie gelesen, und die auch nur, weil ich den Autor kannte. Es ist doch bizarr, Bücher über das eigene Leben zu lesen. In der eigenen Erinnerung stellen sich die Dinge immer anders dar, als andere es er-



Dylan mit Ehefrau Sara, Kinder (1969): „Ein Tramp wie ich“

lebt haben. Für mich sind diese Bücher pure Fiktion.

SPIEGEL: Haben Sie mal daran gedacht, Ihre Autobiografie zu schreiben?

Dylan: Habe ich, und zurzeit arbeite ich daran. Meine Memoiren werden mehr eine Artikelserie sein, die in einem Buch erscheinen soll. Mehr kann ich dazu im Augenblick nicht sagen.

SPIEGEL: Stört Sie die Besessenheit, mit der Ihre Verehrer Ihre Songs und Ihre Äußerungen analysieren?

Dylan: Es ist seltsam, was die Leute alles in meinem Werk entdecken. Was für Ana-

lysen sind das überhaupt? Freudsche? Oder vielleicht marxistisch-freudsche? Ich habe von all dem keine Ahnung.

SPIEGEL: Irritieren Sie Fanatiker, die zu jedem Ihrer Konzerte kommen?

Dylan: Die sind eben da. Ich spiele nur für die Leute, die hinten stehen. Die in den ersten Reihen kommen sowieso wieder. Den hinteren Teil des Publikums, der nur für eine Nacht gekommen ist, den muss man erreichen.

SPIEGEL: Aber gerade die Hardcore-Fans verehren Sie mit nahezu religiösem Eifer.

Dylan: Hardcore-Fans ist eine unangenehme Bezeichnung. Es sind Menschen, die alle meine Platten kaufen und in viele meiner Konzerte kommen, und das ist doch wunderbar. Aber welche Religion meinen Sie? Und was opfern sie ihrem Gott, diese religiösen Hardcore-Superfans?

SPIEGEL: Unter anderem eine Menge Geld.

Dylan: Sehr schön, dann wüsste ich gern, wann und wo sie das nächste Mal opfern gehen. Dann komme ich auch.

SPIEGEL: Wie stark wirkt sich der Dylan-Mythos auf Ihr Privatleben aus?

Dylan: Zu 95 Prozent überhaupt nicht. Die übrigen 5 Prozent muss jeder, der mit Ruhm konfrontiert wird, bewältigen lernen.

SPIEGEL: Welche Strategie wenden Sie an, um mit Ihrem Ruhm fertig zu werden?

Dylan: Keine Strategie. Höflichkeit wirkt Wunder.

SPIEGEL: Fragen Sie sich manchmal: Warum gerade ich?

Dylan: Bislang noch nicht. Ich weiß ja, was ich geleistet habe, um so berühmt zu werden.

SPIEGEL: Sind Sie Ihrem Schicksal dankbar, ein berühmter Künstler geworden zu sein?

Dylan: Ich habe mir die Musik nicht ausgesucht. Sie hat mich gewählt. Hätte ich die freie Wahl gehabt, wäre ich lieber Arzt, Wissenschaftler oder Ingenieur geworden. Das sind Berufe, zu denen ich aufsehe und die ich respektiere. Entertainer sind nichts Besonderes. Sie bedeuten mir nichts.

SPIEGEL: Sie waren vor ein paar Jahren schwer krank. Wie lange werden Sie noch weitermachen?

Dylan: Schwer zu sagen. Es könnte der Tag kommen, an dem ich beschließe, dass es mir reicht. Wenn das Publikum sich zurückziehen würde, wäre das ganz sicher ein Grund, aber davon ist nichts zu merken.

SPIEGEL: Haben Sie das Gefühl, dass Sie mit den Jahren immer besser werden?

Dylan: Ich könnte, wenn ich mich darauf konzentrieren würde.

SPIEGEL: Ist es wahr, dass Sie boxen, um sich fit zu halten?

Dylan: Ich? Wer behauptet das?

SPIEGEL: Die Schauspielerin Gina Gershon sagt, dass Sie ihr beim Training eine verpasst hätten.

Dylan: Wenn die weiter so plaudert, kriegt sie noch was auf die Mütze.

SPIEGEL: Mr. Dylan, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Papst-Gast Dylan in Bologna (1997): Höflicher Kratzfuß



DIRK ANSCHUETZ

LITERATUR

Glück am Rande des Abgrunds

Elke Heidenreichs neue Erzählungen zeigen der „Welt den Rücken“ – ein literarischer Gruß der rheinischen Republik an den griesgrämigen Rest der Nation.

Die großen Augenblicke der Geschichte – von vielen Zeitgenossen werden sie zunächst nur flüchtig wahrgenommen. Oder sogar, trotz Fernsehen und Zeitung, glatt verschlafen. Aus dieser Spannung zwischen wichtiger Historie und nichtigem Alltagsleben schöpft die Literatur immer wieder kuriose Episoden.

So auch Elke Heidenreichs neuer Erzählungsband „Der Welt den Rücken“**. Die Titelgeschichte berichtet, wie aus Francka, die sich das Studium mit dem Austragen der Post finanziert, Franziska wird – aus der Jungfrau eine Frau. Ihr „Erster“ heißt Heinrich und liebt sie, in einem leer stehenden Haus von Freunden, zehn Tage lang am Ammersee – „sooft er konnte“.

Unmittelbar danach erfährt sie „völlig verblüfft, dass in diesen Tagen, in denen sie bei Heinrich gelernt hatte, was das ist, Leidenschaft, dass in diesen Tagen die Welt am Rande eines Abgrunds gestanden hatte. ‚Kubakrise‘ hieß es in allen Zeitungen, die Kubakrise war gerade noch mal ohne Krieg bewältigt worden“. Und ohne Heinrich und Franziska.

Fast 30 Jahre später – die Heldin ist seit langem wohl situiert und mit einem anderen Mann verheiratet – steigt Franziska, weil es sie so überkommt, in Ulm aus dem Zug, besucht Heinrich und verbringt noch

Autorin Heidenreich (in New York)
Was ist wirklich wichtig im Leben?

einmal fünf Nostalgie-Nächte mit ihm in einem schönen Hotel. Der nachgeholt Dank für die erfolgreiche Entjungferung verläuft durchaus nicht enttäuschend. Nur: Hinterher kauft sie sich, am Bahnhof, eine Zeitung und erfährt, „dass in diesen Tagen, in denen sie mit Heinrich so glücklich und so beschäftigt im Bett gelegen hatte, dass in diesen Tagen vom sechsten bis zum elften November 1989 die Berliner Mauer gefallen war. Sie hatten nichts davon bemerkt.“

Was ist wirklich wichtig im Leben? Und wem ist was wichtig? Die weltbewegende Historie für Politiker, Fernsehnachrichten und Chronisten, die harmloseren Freuden und Leiden für Liebeskranke, Kneipengänger und andere Geschichtsverweigerer – geht das? Natürlich nicht, und doch ist es fast die Regel. Leidenschaftliche Alltagsbeobachter wie Elke Heidenreich reizt es, die vermeintlich großen und die vermeintlich kleinen Geschichten des Lebens so nebeneinander herlaufen zu lassen, dass der Leser unsicher wird, was er denn nun wirklich für groß oder klein halten darf.

Heidenreich, 58, versteht es meisterhaft, diese Irritation im Leser immer neu zu wecken und wach zu halten. In den sieben Erzählungen ihres zweiten Prosabands – nach dem Debüt „Kolonien der Liebe“ (1992) – kehren eigentlich alle Alltagshelden der „Welt den Rücken“ zu. Und das nicht allein, „weil“, wie es ein Motto-Zitat von Romain Gary vorweg programmatisch sagt, „das Glück eines Paares stets der Welt den Rücken kehrt“. Sondern weil alle Men-

ein Rätsel, ein Geheimnis, es war irgendwie unauffindbar, und Glück, dachte Alma, Glück, da hat Jonathan Recht, Glück ist Sonne auf der Hoteltapete.“

Eine der typischen Heidenreich-Sentenzen, Nachhall ihrer langjährigen Nebentätigkeit als SWF-Rundfunk-Else, die im Ruhrpott-Idiom über Königshäuser und Olympia schwadronierte; wohlfeile Lebensweisheit, die aber hier in einer hübschen Pointe endet. Sonne auf der Hoteltapete, das wäre auch ein passender Buchtitel gewesen. Ein Bild, das sagt: Vom eindrucksvollen Ganzen hat der Einzelne wenig – für ihn ist das wahre Glück meist ein winziges Glück, es leuchtet ihm nur kurze Zeit und erreicht ihn oft unerwartet, etwa unterwegs, in fremder Umgebung, wo die Sinne wacher sind als sonst.

In der Erzählung „Die schönsten Jahre“ erlebt die Journalistin Nina auf der Reise nach Mailand solche Glücksmomente. Sie schließt für ein paar Tage ihre Freundin in die Arme, die in Mailand forschende Ornithologin Flora; vor allem aber gelingt ihr eine überraschende Annäherung an die spröde, greise Mutter, die unbedingt mitreisen wollte.

Nina möchte endlich wissen, warum die Mutter sie als kleines Mädchen einmal blutig geschlagen hat. Erst die Drohung, mit dem Auto frontal gegen den nächsten Brückenpfeiler zu fahren, bringt die Mutter zum Sprechen: „Du hast zu früh mit Jungens angefangen... und ich war unglücklich.“

Die Aussprache zwischen Tochter und Mutter bietet dann ausreichend Gelegenheit, an das Brot der frühen Jahre zu erinnern, als „an Leib und Seele zerstörte Männer“ aus dem Krieg zu ihren hungernden

Frauen heimkehrten, als Verse aus Schillers „Wilhelm Tell“ noch Argumente waren und erste Tanzstundenküsse die Welt bedeuteten.

In dieser Erzählung, der eindrucksvollsten des Buches, steckt ein ganzer Roman. Dass die Autorin ihn auf 37 Druckseiten konzentriert, entspricht ihrem lakonischen Stil wie ihrer epikureischen Lebensphilosophie. Deren Grundüberzeugung: Nicht den Mund zu voll nehmen; es muss nicht immer Kaviar sein, Grünkohl

schmeckt manchmal besser; so schnell, wie es oft scheint, geht die Welt nicht unter, mag auch das meiste schief gehen; wichtig bei alledem bleibt: immer genau hinschauen, auf jedes Wort achten und niemals langweilen.

Elke Heidenreich lebt in Köln, und das „sehr gern“, wie sie sagt. Ihr Erzählungsband ist auch ein traurig-heiterer Gruß der rheinischen Republik an den griesgrämigen Rest der Nation. **MATHIAS SCHREIBER**



HEIKO SPRECHT / LAIF

Heidenreich-Thema Mauerfall*: „Nichts bemerkt“

schen das Glück suchen, aber nur selten bei dem, was landläufig „Geschichte“ genannt wird, fündig werden, allenfalls bei bescheideneren Sensationen wie dem TV-Auftritt von Boris Becker, einer Platte von Bob Dylan oder beim Cliques-Tratsch am Stammtisch.

In der Erzählung „Silberhochzeit“, der wunderbaren Satire auf einen „schönen Abend mit gutem Essen unter alten Freunden“, heißt es: „Letztlich war das Leben

* Trabbis am Grenzübergang Helmstedt, November 1989.

** Elke Heidenreich: „Der Welt den Rücken“. Carl Hanser Verlag, München; 192 Seiten; 32 Mark.

REGISSEURE

Nachruf auf einen Untoten

Steven Spielbergs neuer Film „A.I.“ ist auch eine Huldigung an Stanley Kubrick. Von Walter Moers



Moers-Selbstporträt, Moers

Moers, 44, lebt in Hamburg als Autor („Die 13 1/2 Leben des Käpt'n Blaubär“) und Zeichner. Gezeichnete Selbstporträts sind ihm lieber als jedes Porträtfoto. Nach seinen Comics wurde der Erfolgsfilm „Das kleine Arschloch“ (1997) gedreht. Soeben hat Moers den von Gustave Doré inspirierten Roman „Wilde Reise durch die Nacht“ (Eichborn Verlag) veröffentlicht.

Wenn man an Stanley Kubrick denkt, denkt man immer auch an den schwarzen Monolithen aus „2001: Odyssee im Weltraum“. Wie ein Grabstein überragt er all die Erinnerungen, die wir an seine Filme haben, eine perfekte Verkörperung seines Gesamtwerkes, das Markenzeichen seines mathematischen Kalküls und seiner künstlerischen Intelligenz.

Die Szene, die in „A.I.“ am eindringlichsten an Kubrick erinnert, setzt an einer Stelle ein, wo der Film eigentlich vorbei ist

– und noch einmal neu beginnt. Es gibt einen Schnitt, der in der erzählten Handlung einen Zeitraum von 2000 Jahren überbrückt – nicht ganz so kühn wie die Millionen Jahre beim Schnitt vom Knochen auf das Raumschiff in „2001“, aber immerhin! –, und man wird Zeuge einer atemberaubend schönen computergenerierten Szene: des Flugs eines extraterrestrischen Raumschiffes über das von Eis eingeschlossene New York und hinein in die Eingeweide der Stadt. Nicht nur das Raumschiff selbst, das aus grauen Variationen seines Monolithen zusammengesetzt ist, erinnert an Kubrick – die optische Eleganz und Makellosigkeit der ganzen Sequenz, die aus reiner Mathematik zu bestehen scheint, kommt den Hoffnungen wohl am nächsten, die man, Kubricks Präsenz betreffend, diesem Film entgegengebracht hat.

Ob diese Szene eine jener Visionen Kubricks gewesen ist, die er aus technischen Gründen in seiner Lebensspanne für unverfilmbar hielt, oder ob es Spielbergs tiefste Verbeugung (es gibt zahlreiche andere im Film) vor dem Meister ist, ist gleichgültig – in beiden Fällen erreicht Kubrick damit etwas, das noch keinem anderen Regisseur der Filmgeschichte gelungen ist: künstlerische Anwesenheit weit über den Tod hinaus. Nicht direkt eine Wiederauf-

erstehung, aber so nahe dran an der Unsterblichkeit, wie es mit artistischen Mitteln nur geht. Auch dieses Kunststück wird ihm keiner mehr nachmachen.

Alle Filme, die Kubrick nach „2001“ geschaffen hat, haben eine schwere Bürde getragen: die Last der Erwartung eines Publikums, das ein weiteres filmtechnisches Wunder ähnlichen Ausmaßes forderte. In diese Falle ist er nicht getappt, sondern hat solche Wünsche auf brillante Weise gleichzeitig unterlaufen und übertroffen, indem er das Feld des Spezialeffektfilms, das von ihm neu definiert wurde, einfach verließ und sich anderen Herausforderungen stellte: der satirischen Studie über Gewalt und Konditionierung („Uhrwerk Orange“), dem Historienfilm („Barry Lyndon“), dem Horrorfilm („Shining“) und dem Kriegsfilm („Full Metal Jacket“) – mit immer wieder überraschenden, polarisierenden Ergebnissen.

Erst mit der Konzeption von „A.I.“ kehrte er auf das Terrain des kostspieligen Science-Fiction-Films zurück, und die Erwartung auf tricktechnische Sensationen war in der Zwischenzeit alles andere als abgekühlt. Die computergestützte Animation hatte das Genre revolutioniert, und Kubrick lieferte erneut einen Beweis für seine künstlerische Intelligenz, indem er das Projekt, nachdem er es jahrelang durchdacht hatte, demjenigen Regisseur abtrat, der auf diesem Gebiet über die umfassendsten Erfahrungen verfügte sowie für die größten finanziellen Mittel und die nötige Aufmerksamkeit sorgen konnte: Steven Spielberg.

Die Sorte Wunder, die Kubrick bei „2001“ vollbracht hatte, die raffinierten mechanischen und optischen Tricks, die ausgeklügelte Kombination von traditionellen filmischen Mitteln wie Modellbau, Rückprojektion, Stuntarbeit oder Matte-painting, werden mittlerweile von Computern erledigt, optisch noch überzeugender, aber auch ohne den Respekt, das Rätselraten und das Staunen, das einem die prävirtuelle Tricktechnik abgenötigt hatte. Vielleicht war das einer der Aspekte, die Kubricks Regie-Interesse an „A.I.“ erlahmen ließen, sicherlich ahnte er auch, welche Strapazen auf ihn zukämen, wenn er auf diesem Gebiet die selbst gestellten Ansprüche erfüllen wollte. Er wandte sich stattdessen dem Psychodrama zu und drehte „Eyes Wide Shut“, nach dessen Fertigstellung er im März 1999 verstarb.

Es ist müßig, sich zu fragen, was aus „A.I.“ geworden wäre, wenn Stanley Kubrick seinen Stoff selber verfilmt hätte, aber es ist ein verlockendes Gedankenspiel, dem sich niemand entziehen kann, der den Film gesehen hat:

Hätte Kubrick den optimistischen Aspekten des Films so viel Raum

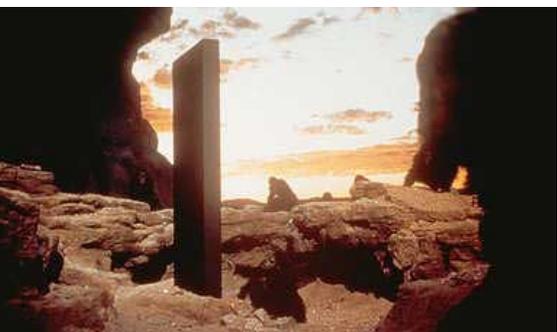


Spielberg-Film „A. I.“ (mit Haley Joel Osment): Harmlose Blechtrottel

gegeben wie Spielberg? Eine der wichtigsten Inspirationsquellen von Kubricks Treatment und Spielbergs endgültigem Drehbuch war die Geschichte von Pinocchio, der hölzernen Puppe, die ein richtiger Junge werden will. Aber hat Kubrick vielleicht eher an die düstere Originalversion von Carlo Collodi gedacht, anders als Spielberg, der sich offensichtlich an der kinderfreundlicheren Variante von Walt Disney orientiert?

Hätte Kubrick sich so vor den Möglichkeiten gedrückt, die eine Figur wie der Sexroboter Gigolo Joe oder eine Location wie die Hurenstadt Rouge City sie bieten, wie Spielberg es tut? Spielbergs Roboter erinnern an harmlose Blechtrottel wie C3PO aus „Krieg der Sterne“ oder an den Zinnmann aus „Der Zauberer von Oz“, und sein Computer-Superhirn Doctor Know spricht nicht mit der melancholischen Stimme von HAL, sondern im Original mit der blödelnden von Robin Williams. Rouge City, die Stadt der käuflichen Liebe, wird mit pompösen Computeranimationen von geöffneten Lippen und gespreizten Beinen etabliert, aber dann haben die Protagonisten dort nichts anderes zu tun, als vor einem Heim für gefallene Mädchen herumzustehen und eine Art Wahrsagerbude zu besuchen.

Hätte Kubrick diesem an optischen Sensationen wahrlich nicht armen Film noch größere hinzufügen können?



Kubrick-Film „2001“ (1968)
Einladung zum Genievergleich

Lauter gemeine, ungerechte Fragen, aber es dräut nun einmal das Markenzeichen Stanley Kubricks, dieses filmgewordene Symbol der künstlerischen Perfektion, Kompromisslosigkeit und Intelligenz in Form eines schwarzen Monolithen, über „A.I.“ und lädt ein zum Genievergleich. Man beneidet Spielberg darum nicht.

In Jan Harlans sehr sehenswertem Dokumentarfilm „Stanley Kubrick – A Life in Pictures“ erzählt Christiane Kubrick von dem Bedürfnis ihres Mannes nach Privatsphäre: Als es einmal an der Tür seines Anwesens bei London klingelte, öffnete der Regisseur und erklärte dem Besucher, Stanley Kubrick sei nicht zu Hause. Ein ähnlich surrealer Zaubertrick mit gleichzeitiger Präsenz und Abwesenheit ist ihm mit „A.I.“ gelungen: Stanley Kubrick ist nicht mehr zu Hause, aber er ist immer noch da. ◆

AUTOREN

Kleine Desaster der Liebe

Die britische Erfolgsautorin Joanna Trollope ist Expertin für Familienverwicklungen. „Eine ganz normale Affäre“, ihr neues Buch, ist ein Herzensdrama der besonderen Art.

Wer 40 Jahre lang in einer lust- und lieblosen Ehe vor sich hin vertrocknet, dem traut niemand mehr einen Aus- und Aufbruch zu. „Opa will raus und noch mal von vorn anfangen?“ So fragt denn auch ungläubig der 16-jährige Enkelsohn Jack, als er erfährt, dass sein Großvater Guy zu Hause ausziehen will.

Der Mann ist ein reifer Richter, über sechzig, und führt seit sieben Jahren ein Doppelleben. Er wohnt in einem Vorort Londons mit Laura, seiner Ehefrau, genießt Haus, Garten, zwei Hunde, sieht regelmäßig seine Freunde, Söhne, Enkelkinder – und seine Geliebte Merrion, 31. Sie steht am Anfang ihrer Karriere als Staatsanwältin und ist entschlossen, ihren langjährigen Geliebten zu heiraten.

Diese „ganz normale Affäre“ erzählt der jüngste Roman von Joanna Trollope, 57. Angesichts des Desasters, das über die Familie ihres Helden hereinbricht, ein hübsch ironischer Titel*.

Die britische Autorin, das zeigt auch ihr neuestes Buch, ist eine exzellente Kennerin moderner Herzensdramen und Allerweltsunglücke, sie beobachtet genau und ist eine unterhaltsame Chronistin verschiedener Generationen und ihrer Sehnsüchte.

Sie habe, berichtet Trollope beim Tee in einem Londoner Salon, am Klischee ehelicher Untreue rütteln wollen. Also ist ihre Ehefrau nicht das allseits beliebte, bedauernswerte Opfer – und die Geliebte keine Frau ohne Anstand, die durchtrieben ihren Sex-Appeal und ihre Jugend einsetzt,

damit der ältere Mann ihre Karriere fördert.

Auch der untreue Ehemann Guy ist nicht unbedingt ein Schuft. Er hat sich viele Jahre lang herumgeplagt mit dem Schweigen in seiner Ehe, sich redlich abgearbeitet an einer Gattin, die mit leidender Duldermiene unentwegt zu sagen schien: Ja, du enttäuschst mich, aber du musst schon selbst drauf kommen, wie und warum.

Passiv-aggressiv nennen Psychologen ein solches Verhalten, das sich prächtig

Autorin Trollope: *Nicht alle treulosen Männer sind Schufte*



* Joanna Trollope: „Eine ganz normale Affäre“. Aus dem Englischen von Ulrike Thiessen. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg; 320 Seiten; 39,90 Mark.



SPRECHT / LNF

Trollope-Romanschauplatz London

Das Leben – ein unübersehbarer Schlamassel

dazu eignet, andere zu manipulieren und in Schuldgefühlen erstarren zu lassen. Schriftstellerin Trollope lässt keinen Zweifel daran, dass sie solches Weibchengetue nicht sehr schätzt.

Affären, so meint Trollope gelassen, seien nun mal ein Teil unseres Lebens. „Wir sollten uns, wenn es passiert, um Schadensbegrenzung bemühen.“ Sie selbst, die zwei eigene Töchter und zwei Stiefsöhne hat, ist zweimal geschieden. Die Scheidung empfand sie jedes Mal als „dramatischen Einschnitt“, aber nicht als Tragödie. „Seien wir ehrlich, wirkliche Tragödien sind selten. Wenn einem das Kind wegstirbt oder wenn eine Mutter mit vier kleinen Kindern an Krebs erkrankt, das ist eine Tragödie. Aber sicher nicht, wenn eine Liebe zu Ende geht.“

Natürlich könne sie die Kränkung des Betrogenen, die quälende sexuelle Eifersucht verstehen, sagt sie, aber darüber moralische Urteile zu fällen sei ihr – zumindest in ihren Büchern – fremd. Sie ziehe es vor, eine philosophische und sexuelle „Landkarte“ zu zeichnen, die sichtbar mache, dass und wie alle Menschen unter Enttäuschungen, Ängsten, Frustrationen leiden.

Die ruhige Eleganz, mit der sie solche Lebensklugheit erzählend vermittelt, hat Trollope, eine schlanke Dame mit wunderbar großen Augen, in Großbritannien zu einem Star der Literaturszene gemacht. Kritiker bescheinigen ihren Büchern die Qualität der Werke von Anne Tyler oder Margaret Atwood, auch in Deutschland finden Trollopes Romane begeisterten Zuspruch. Es sind Romane voller Leidenschaft und Gemütswärme, mit Figuren, die dem Leser rasch ans Herz wachsen, mit Geschichten, die nicht atem- und wahllos nach vorn preschen, sondern sich langsam ausbreiten und verzweigen und gerade dadurch Spannung erzeugen.

Trollopes Helden begreifen das Leben als unübersehbaren Schlamassel, kämpfen mit den Mühen des Single-Daseins und den Zwängen der Ehe. Aber es geht der Autorin keineswegs bloß um Beziehungsdramen; sie schreibt genauso einfühlsam über Geschwisterliebe und Geschwisterleid, Kinderliebe und Kinderfrust, über die Nöte der



Emanzipation durch die Kraft der Literatur – ein Arbeiterkind flüchtet aus der Enge der Provinz

Bestseller

Belletristik

- 1** (4) **Ken Follett** Das zweite Gedächtnis
Lübbe; 46 Mark

- 2** (–) **Umberto Eco** Baudolino
Hanser; 49,80 Mark

- 3** (2) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Stein der Weisen
Carlsen; 28 Mark

- 4** (5) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Gefangene von Askaban
Carlsen; 30 Mark

- 5** (1) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Feuerkelch
Carlsen; 44 Mark

- 6** (9) **Nicholas Sparks** Weg der Träume
Heyne; 37,06 Mark

- 7** (3) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und die Kammer des Schreckens
Carlsen; 28 Mark

- 8** (8) **John R. R. Tolkien** Der Herr der Ringe
Klett-Cotta; 63,50 Mark

- 9** (6) **Elke Heidenreich** Der Welt den Rücken
Hanser; 32 Mark

- 10** (7) **Eoin Colfer** Artemis Fowl
List; 35,20 Mark

- 11** (12) **Henning Mankell** Der Mann, der lächelte
Zsolnay; 39,80 Mark

- 12** (10) **Donna Leon** Feine Freunde
Diogenes; 39,90 Mark

- 13** (–) **Ulla Hahn** Das verborgene Wort
DVA; 49,80 Mark

- 14** (–) **Mary Higgins Clark** Du entkommst mir nicht
Heyne; 38,92 Mark

- 15** (16) **John Grisham** Die Bruderschaft
Heyne; 46 Mark

- 16** (13) **Patricia Cornwell** Blinder
Passagier Hoffmann und Campe; 44 Mark

- 17** (17) **Barbara Wood** Himmelsfeuer
W. Krüger; 44,98 Mark

- 18** (15) **Zeruya Shalev** Mann und Frau
Berlin; 39,80 Mark

- 19** (18) **Paulo Coelho** Der Alchimist
Diogenes; 32,90 Mark

- 20** (19) **Joy Fielding** Zähl nicht die Stunden
Goldmann; 46 Mark

Pubertät, über Ehen, die in die Jahre kommen, über die Einsamkeit alter Menschen.

Und obwohl die Erzählerin ohne falsche Sentimentalität und schönfärberische Happy Ends auskommt, findet sie es ganz in Ordnung, wenn Leser ihr schreiben, dass sie sich getröstet fühlen.

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“; eine komplette Liste mit den Plätzen 1–50 finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Sachbücher

- 1 (1) **Sebastian Haffner** Geschichte eines Deutschen DVA; 39,80 Mark

- 2 (4) **Dietrich Schwanitz** Männer Eichborn; 44 Mark

- 3 (2) **Dietrich Schwanitz** Bildung Eichborn; 49,80 Mark

- 4 (3) **Tippi Degré** Tippi aus Afrika Ullstein; 39,90 Mark

- 5 (6) **Günter de Bruyn** Preußens Luise Siedler; 28 Mark

- 6 (5) **Anthony Bourdain** Geständnisse eines Küchenchefs Blessing; 46 Mark

- 7 (7) **Donata Elschenbroich** Weltwissen der Siebenjährigen Kunstmann; 32,80 Mark

- 8 (15) **Günter Ogger** Der Börsenschwindel C. Bertelsmann; 44 Mark

- 9 (10) **Stephen C. Lundin/Harry Paul/John Christensen** Fish! Ueberreuter Wirtschaft; 25 Mark

- 10 (14) **Ralph Barger** Hell's Angels Europa; 36,50 Mark

- 11 (12) **Carola Stern** Doppelleben Kiepenheuer & Witsch; 39,90 Mark

- 12 (9) **Bodo Schäfer** Der Weg zur finanziellen Freiheit Campus; 39,80 Mark

- 13 (8) **Hans-Olaf Henkel** Die Macht der Freiheit Econ; 41,07 Mark

- 14 (13) **Gregor Gysi** Ein Blick zurück, ein Schritt nach vorn Hoffmann und Campe; 39,90 Mark

- 15 (–) **Neale Donald Walsch** Gespräche mit Gott Goldmann; 42 Mark

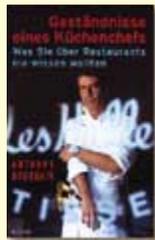
- 16 (20) **Sebastian Haffner** Historische Variationen DVA; 39,80 Mark

- 17 (11) **Dale Carnegie** Sorge dich nicht, lebe! Scherz; 46 Mark

- 18 (16) **Peter Kelder** Die Fünf „Tibeter“ Scherz; 24 Mark

- 19 (–) **Norman G. Finkelstein** Die Holocaust-Industrie Piper; 38 Mark

- 20 (–) **Bill Bryson** Frühstück mit Kängurus Goldmann; 46 Mark



Sex, Drugs und Mousse au Chocolat – ein Sittengemälde aus der Welt der Luxusrestaurants

Männer und Frauen – das sei eben „manchmal eine schöne, meistens aber eine schreckliche, unendliche Geschichte“, sagt sie. Letztlich seien beide Geschlechter überfordert von der hektischen Wandlung der Rollen in den vergangenen Jahrzehnten.

Die Seele brauche einfach mehr Zeit sich anzupassen, als ihr in der Regel zur Verfügung stünde. Viele junge Frauen gäben sich heute einerseits im Beruf tough, andererseits aber, in der Liebe, sehnsuchtsvoll und naiv; Männer dagegen sehnten sich trotz aller Aufgeschlossenheit für Kritik vor allem nach Bewunderung. „Enttäuschungen sind unter diesen Voraussetzungen unvermeidbar.“

Und das betrifft, so die Botschaft ihrer Bücher, alle Generationen. Das Chaos der Liebe verwirrt nicht bloß die Jungen, sondern auch die in vielen Kämpfen abgehärteten Beziehungs-veteranen. In dem Roman „Die Zwillingsschwestern“ (1993) etwa sagt die Heldin Frances: „Ich möchte etwas mehr Üppigkeit,

ich möchte mal etwas anderes sehen. Nicht im Sinne einer Auslandsreise. In meinem Innern, mich selbst anders sehen können.“

Bald darauf stürzt sie sich in eine Affäre mit einem hinreißenden, aber verheirateten Spanier, und es bleibt lange offen, inwieweit diese Liaison ihr Inneres bereichert.

Männer sind bei Trollope häufig durchaus sympathische Zeitgenossen, die es auch nicht leicht haben. James aus „Zwei Paare“ (1994) hat eine sehr viel jüngere, allein erziehende Frau geheiratet. Plötzlich findet sie ihn alt und verlässt ihn von einem Tag auf den anderen – solche Flaunen sind eben nicht „typisch Mann“.

Auch im neuen Buch zeigt die Autorin viel Verständnis für den Richter Guy und dessen Söhne, die auf die Trennungsabsichten ihres nicht mehr ganz jungen Vaters und die Verzweiflung der Mutter höchst unterschiedlich reagieren.

Überhaupt Mütter! Häufig drangsalieren sie ihre Lieben „mit Manipulationen und kleinen Erpressungen“, so Trollope, das habe sie in zig Gesprächen recherchiert.

Im Grunde, sagt die Autorin, gehe es ihr darum, die Leser mit den Dramen und Konflikten ihres Lebens nicht allein zu lassen, sie wolle sie ermutigen, sich selbst treu zu bleiben. „Vielleicht habe ich nur diese eine Wahrheit für mein Publikum – und variere sie nur immer wieder neu mit jeder Geschichte.“

Literatur als Lebenshilfe – warum eigentlich nicht?

ANGELA GATTERBURG

Werbeseite

Werbeseite



ALEXANDER FILM

Szene aus Seidls „Hundstage“: Gnadenloses Niederösterreich

FESTIVALS

Vormarsch der Videozwerge

Unübersehbare Vielfalt, doch wenig Spannung und kein echter Höhepunkt: Beim Filmfestival in Venedig galt „Business as usual“.

Was mag einen Regisseur aus Serbien dazu bewegen, mit Hilfe eines italienischen Produzenten seinen Film nach einer Erzählung aus China im Bürgerkriegs-Irland von 1924 anzusiedeln? Was können sich ein Schweizer Produzent und ein brasilianischer Filmmacher davon versprechen, einen albanischen Roman in der dürrsten Pampa des Jahres 1910 anzusiedeln? Und was treibt einen anderen brasilianischen Regisseur wohl dazu, an Originalschauplätzen in Turin einen Historienfilm aus dem Jahr 1888 mit dem Titel „Dias de Nietzsche em Turin“ zu drehen, in dem ein Nietzsche-Darsteller mit furiosom Walrossschnauze in weich näselndem Portugiesisch Nietzsche-Texte deklamiert?

Zu den Überraschungen, die ein Filmfestival bereitet, gehören Multikulti-Produkte solcher Art (die Beispiele stammen aus dem diesjährigen Programmangebot in Venedig): Ihnen ist schwer anzusehen, ob sie ihr Publikum in der Heimat oder sonstwo auf der Welt oder vielleicht eigentlich nirgends außerhalb des selbstbezogenen Festival-Universums finden könnten.

Andererseits, natürlich, offeriert auch ein Festival Filme, die man gern „Movies“ nennen möchte, wie bei uns das Fernsehen, wenn es mal mit Anspruch Kino spielen will: Filme also, immer zu redselig, in denen etwa eine nette Frau und ein netter Mann einander begegnen und in ihrer Annäherung zu schönsten Hoffnungen be-

rechten, bis eine bedrohliche Sache aus der Vergangenheit hochkommt, ein Schuldenberg der Frau etwa (in einem italienischen Film) oder ein rachsüchtiger Ex-Mann (in der portugiesischen Variante) oder bis, als die beiden (in einem französischen Fall) einander schon sicher und auf festem Grund zu sein glauben, der Schicksalsschlag plötzlicher Arbeitslosigkeit den Mann aus der Bahn wirft. Niemand wird bezweifeln wollen, dass es, und nicht nur auf Festivals, solche Filme geben muss.

Es muss natürlich auch sein, dass ein Festival wie das in Venedig einem verdienten Filmkunst-Veteranen, von dem man das kaum noch erwartet hätte, die Plattform zu einem Comeback gibt. Werner Herzog, 59, der in letzter Zeit fast nur noch an der eigenen Legende als Naturgenie mit der Kindheit eines Bergbauernbuben zu schnitzen schien, hat sich, zehn Jahre nach seinem längst vergessenen letzten, noch einmal zu einem regelrechten Kinofilm („Invincible“) motivieren lassen und dann auch noch, unseligerweise, zu einem, der mit voller, schwerfälliger Naturburschen-Naiivität ins politisch brisante Vor-Nazi-Berlin des Jahres 1932 hineintappt.

Herzog benutzt historische Varieté-Größen wie den Kraftmenschen Zische Breitbart (der in Wirklichkeit allerdings schon 1925 starb) und den berühmten Magier Hanussen, beide jüdischer Herkunft,



ZEHR/FILM

„Invincible“-Star Roth als Hanussen: Müde Magie

lässt ferner Goebbels, Himmler und krawallkräftige SA-Horden auftreten, vermag ihrer Konfrontation (mit Youko Ahola und Tim Roth in den Hauptrollen) jedoch nicht mehr innere Glaubhaftigkeit als einem Grand-Guignol-Spektakel zu geben: Seine pathetische Sentimentalität kann weder kaschieren, dass er von der Sache keine Ahnung hat, noch, dass sie ihn auch nicht wirklich interessiert.

Die Verantwortlichen in Venedig hielten es für eine gute Idee, durch eine Vervielfältigung der Preise und der potenziell preiswürdigen Filme ihr Angebot zu verbreitern, doch dessen Unübersehbarkeit führte vor allem zu einer lähmenden Nivellierung des Interesses: Wettbewerbspannung kam nicht auf.

Eine rein technische Feststellung: Video ist als Aufnahmeverfahren für Spielfilme rund um die Welt in raschem Vormarsch. Wie vital aber „Video“ auch einen Anspruch als eigenes Kunstmedium vertritt, zeigte sich daran, dass das Filmfestival in Nebenkategorien eine Vielzahl von Künstlervideos anbot, obwohl doch nebenan die Kunst-Biennale ihrerseits der Videokunst weit mehr Raum als je eingeräumt hatte. Ein paar Künstler waren hier wie dort dabei, und ein paar angesehene Filmregisseure (Abbas Kiarostami, Atom Egoyan, Chantal Akerman) präsentierten ihre jüngsten Werke nicht auf dem Lido, sondern im Rahmen der Kunst-Biennale.

Alles in allem: Es gibt noch Alternativen zur globalisierenden Multikulti-Filmkunst, nämlich radikale Regionalisten, die darauf beharren, dass auch ihre Provinz ein Kosmos sein kann. Da war etwa, im Venedig-Programm, ein Chinese aus der autonomen koreanischen Präfektur Yanbian im Nordostzipfel des Milliardenreiches, der sich mit seiner spezifisch koreanisch-chinesischen Doppelidentität auseinandersetzt; oder da war ein Iraner, der eine winzige sandige Insel im Persischen Golf zu seinem Film-Universum machte.

Und da war auch, viel näher und drängender, der Österreicher Ulrich Seidl, 49, der sich in seinem ersten Spielfilm „Hundstage“ so ganz und gar und gnadenlos in einen niederösterreichisch-kleinbürgerlichen Mikrokosmos verbeißt, dass sein

Werk ohne Untertitel in nördlichen Gefilden unverständlich bleiben wird. Seidl beschreibt (überwiegend mit Laiendarstellern) ein Milieu nachbarschaftlichen Umgangs, für das in Deutschland neuerdings das Stichwort „Maschendrahtzaun“ repräsentative Bedeutung gewonnen hat, und seine Beschreibung hat Stil, Schärfe, Insistenz. Im Rückblick auf allzu viel Laber-Kino ist es paradox wohlthuend, sagen zu können: Schaut her, da ist ein Film, der wehtut.

URS JENNY

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg
 Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de
Fragen zu SPIEGEL-Artikeln
 Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
 E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966
 E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom. Deutschland, Österreich, Schweiz:
 Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris
 Telefon: (00331) 47421711 Fax: (00331) 47428044

für Fotos: Telefon: (040) 3007-2869

Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

DER SPIEGEL auf CD-Rom und DVD

Telefon: (040) 3007-2485 Fax: (040) 3007-2826

E-Mail: service@spiegel.de

Abonnenten-Service

SPIEGEL-Verlag, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg
 Reise/Umzug/Ersatzheft
 Telefon: (040) 411488

Auskunft zum Abonnement

Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnenten-Service Schweiz:

DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern

Telefon: (0041) 41-248 44 18 Fax: (0041) 41-248 44 04

E-Mail: leaserservice@spds.ch

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.

Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259

E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt

Frankfurt am Main

Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296

E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate DM 260,-

Studenten Inland: zwölf Monate DM 182,-

Schweiz: zwölf Monate sfr 260,-

Europa: zwölf Monate DM 369,20

Außerhalb Europas: zwölf Monate DM 520,-

Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsaufträge können ohne Begründung innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung mit einer schriftlichen Mitteilung an den SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg, widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg.

Oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL frei Haus für DM 5,- pro

Ausgabe mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.

Zusätzlich erhalte ich den kulturSPIEGEL, das

monatliche Programm-Magazin.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte

Hefte bekomme ich zurück.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Ich möchte wie folgt bezahlen:

Zahlung nach Erhalt der Jahresrechnung

Ermächtigung zum Bankeinzug

von 1/4-jährlich DM 65,-

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Widerrufsrecht

Diesen Auftrag kann ich ohne Begründung innerhalb

von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich beim SPIEGEL-

Verlag, Abonnenten-Service, Postfach

10 58 40, 20039 Hamburg, widerrufen. Zur Frist-

wahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

2. Unterschrift des neuen Abonnenten

SP01-002

DER SPIEGEL

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax-2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust (V.i.S.d.P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK Leitung: Michael Schmidt-Klingenberg, Ulrich Schwarz. Redaktion: Karen Andresen, Wolfram Bickerich, Stephan Burgdorff, Christian Habbe, Dr. Hans Michael Kloth (Panorama), Julia Koch, Bernd Kühnl, Joachim Mohr, Hans-Ulrich Stoldt (Hausmitteilung), Klaus Wiegrefe. Autoren, Reporter: Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darnstädt, Hans-Joachim Noack, Hartmut Palmer; Berliner Büro Leitung: Jürgen Leinemann, Ulrich Deupmann (stellv.). Redaktion: Ralf Beste, Petra Bornhöft, Martina Hildebrandt, Jürgen Hogrefe, Horand Knaup, Alexander Neubacher, Dr. Gerd Rosenkranz, Dr. Rüdiger Scheidges, Alexander Szandar

DEUTSCHLAND Leitung: Clemens Höges, Georg Mascolo, Jürgen Dahlkamp (stellv.). Redaktion: Annette Bruhns, Michael Fröhlingdorf, Carsten Holm, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Günther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Norbert F. Pötzl, Andreas Ulrich. Autoren, Reporter: Jochen Bölsche, Klaus Brinkbäumer, Gisela Friedrichsen, Gerhard Mauz, Bruno Schrep; Berliner Büro Leitung: Heiner Schimmöller, Wolfgang Krach (stellv.). Redaktion: Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Susanne Koelbl, Irina Repke, Sven Röbel, Holger Stark, Peter Wensierski

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Gabor Steingart. Redaktion: Beat Balzli, Dr. Hermann Bott, Dietmar Hawranek, Hans-Jürgen Jakobs, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusk, Marcel Rosenberg. Autor: Thomas Tuma; Berliner Büro Leitung: Konstantin von Hammerstein (stellv.). Redaktion: Markus Dettmer, Frank Hornig, Christian Reiermann, Michael Sauga, Ulrich Schäfer

AUSLAND Leitung: Dr. Olaf Ihlau, Fritjof Meyer, Hans Hoyng (stellv.). Redaktion: Dieter Bednarz, Dr. Carolin Emcke, Adel S. Elias, Manfred Ertel, Rüdiger Falkohn, Hans Hiescher, Joachim Hoelzgen, Siegesmund von Isemann, Reinhard Krumm, Dr. Christian Neef, Roland Schleicher, Dr. Stefan Simons. Autoren, Reporter: Dr. Erich Follath, Carlos Widmann, Erich Wiedemann

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf; Jürgen Petermann. Redaktion: Philip Bethge, Jörg Blech, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Beate Lakotta, Dr. Renate Nimtz-Koster, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Katja Thimm, Gerald Trautefier, Christian Wüst. Autor: Dr. Hans Halter

KULTUR Leitung: Wolfgang Höbel, Dr. Matthias Schreiber. Redaktion: Susanne Beyler, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterburg, Matthias Geyer, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbien, Reinhard Mohr, Dr. Johannes Saltzwedel, Elke Schmitter, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Klaus Umbach, Susanne Weingarten, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. Autoren, Reporter: Ariane Barth, Urs Jenny, Dr. Jürgen Neff

GESELLSCHAFT Leitung: Lothar Gorris, Cordt Schnibben. Redaktion: Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip. Reporter: Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Dirk Kurbjuweit, Alexander Smolczyk, Barbara Supp

SPORT Leitung: Alfred Weizel. Redaktion: Maik Großekathöfer, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Thilo Thielke, Michael Wulzinger

SONDERPUBLIKATIONEN Horst Beckmann, Dr. Walter Knips, Manfred Schniendeham, Kirsten Wiedner, Peter Zobel

PERSONALIEN Dr. Manfred Weber; Petra Kleinau, Katharina Steglmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs-Schneider, Dieter Gellrich, Hermann Harms, Bianca Humeckel, Anke Jensen, Rolf Jochum, Maika Kunze, Katharina Lützen, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Christiane Gehner, Michael König, Matthias Krug, Anke Wellnitz; Manuela Cramer, Josef Csallos, Torsten Feldstein, Peter Hendricks, Andrea Huss, Claudia Jeczawitz, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Monika Rick, Sabine Sauer, Claus-Dieter Schmidt, Karin Weinberg. E-Mail: bildred@spiegel.de

GRAFIK Martin Brinker, Ludger Bollen; Cornelia Baumermann, Renata Biendarra, Tiina Hurme, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Rainer Sennewald, Ralf Geilhufer, Sebastian Raulf, Katrin Bollmann, Regine Braun, Claudia Conrad, Volker Fensky, Petra Gronau, Ria Henning, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm, Reinhilde Wurst

PRODUKTION Sabine Bodenhausen, Frank Schumann, Christiane Stauder, Petra Thormann, Michael Weiland

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Arne Vogt, Christina Werner, Monika Zucht

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Friedrichstraße 79, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 203875-00, Fax 203875-23; Deutschland, Kultur und Gesellschaft Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

BONN Combahnstraße 24, 53225 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 26703-20

DRESDEN Andreas Wassermann, Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 10199 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönsich, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalchenbach, Karlplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Dietmar Pieper; Almut Hielscher, Wolfgang Johannes Reuter, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

HANNOVER Osterstraße 3, 30159 Hannover, Tel. (0511) 36726-0, Fax 3672620

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Heiko Martens, Conny Neumann, Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 4180040, Fax 41800425

STUTTGART Felix Kurz, Alexanderstraße 18, 70184 Stuttgart, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BELGRAD Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 669987, Fax 3670356

BRÜSSEL Dirk Koch; Winfried Didzoleit, Sylvia Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL Bernhard Zand, Beşaret Sokak No. 19/4, Ayazpaşa, 80040 Istanbul, Tel. (0090212) 2455185, Fax 2455211

JERUSALEM Annette Großbongardt, P.O. Box 2799, Shamei St., Jerusalem 91027, Tel. (009722) 6224538-9, Fax 6224540

JOHANNESBURG Birgit Schwarz, P. O. Box 2585, Parklands, Johannesburg 2121, Tel. (002711) 8806429, Fax 8806484

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 7604944, Fax 7607655

LONDON Michael Sontheimer, Christoph Pauly, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PU, Tel. (0044207) 5209640, Fax 3798599

LOS ANGELES Helmut Sorge, 1134 Cory Avenue, Los Angeles, CA 90069, Tel. (001-310-32741333, Fax 2741308

MADRID Helene Zuber, Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 391 05 75, Fax 319 29 68

MOSKAU Jörg R. Mettke, Uwe Klufmann, 3. Choroschewskij Projesd 3 W, Haus 1, 123007 Moskau, Tel. (007095) 9400502-04, Fax 9400506

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110033, Tel. (009111) 4652118, Fax 4652739

NEW YORK Jan Fleischhauer, Thomas Hüetlin, Alexander Osang, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, NY 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Dr. Romain Leick, 1, rue de Berri, 75008 Paris, Tel. (00331) 42561211, Fax 42561972

PEKING Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-32, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. (004202) 24221524, Fax 24220138

RIO DE JANEIRO Matthias Matussek, Jens Glüsing, Avenida São Sebastião 157, Urca, 22259-070 Rio de Janeiro (RJ), Tel. (005521) 22751204, Fax 25426583

ROM Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Marco Evers, Michaela Schießl, 3782 Cesar Chavez Street, San Francisco, CA 94110, Tel. (001415) 6437550, Fax 6437530

SINGAPUR Jürgen Kremb, 15, Fifth Avenue, Singapur 268779, Tel. (0065) 4677210, Fax 4675012

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Chigasaki-Minami 1-3-5, Tsuzuki-ku, Yokohama 224, Tel. (008145) 941-7200, Fax 941-8957

WARSAU Claus Christian Malzahn, ul. Chopina 5 b m. 24, 00-559 Warszawa, Tel. (004822) 6216158, Fax 6218672

WASHINGTON Dr. Gerhard Spörl, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

ZÜRICH Jan Dirk Herbermann, Postfach 3108, 8021 Zürich, Tel. (00411) 3508763, Fax 3508762

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen; Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Dr. Helmut Bött, Viola Broecker, Dr. Britta Bugiel, Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Dr. Dieter Gessner, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Gesa Höpner, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Hunger, Joachim Immsch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Guseck, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Hannes Lamp, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Anna Petersen, Axel Pult, Thomas Riedel, Beate Rieple, Constanze Sanders, Petra Santos, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Ekkehard Schmidt, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Stefan Storz, Rainer Szym, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Dr. Iris Timpke-Hamel, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Peter Wahle, Ursula Wamsler, Peter Wetter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt

BÜRO DES HERAUSGEBERS Irma Nelles

INFORMATION Heinz P. Lohfeld

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Christian Schlottau

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 55 vom 1. Januar 2001

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Verantwortlich für Vertrieb: Lars-Henning Patzke

Druck: Gruner Druck, Itzehoe

KOMMUNIKATION Matthias Schmolz

MARKETING Christian Schlottau

VERLAGSLEITUNG Fried von Bismarck

GESCHÄFTSFÜHRUNG Rudolf Augstein, Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$310 per annum. K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

SAMSTAG, 1. 9.

FUSSBALL Im WM-Qualifikationsspiel gegen England verliert die deutsche Nationalelf mit einem blamablen 1:5.

BERLIN Das Parlament der Hauptstadt beschließt seine Auflösung. Der Neuwahl-Termin ist der 21. Oktober.

SONNTAG, 2. 9.

FORMEL 1 Michael Schumacher gewinnt beim Großen Preis von Belgien in Spa-Francorchamps und kann damit seinen 52. Grand-Prix-Sieg feiern.

MONTAG, 3. 9.

DURBAN Die USA und Israel verlassen die Uno-Weltkonferenz gegen Rassismus. Zuvor waren Versuche gescheitert, eine Verurteilung Israels im Entwurf für das Abschlussdokument zu verhindern.

FLÜCHTLINGE Nach achttägigem Warten auf dem norwegischen Containerfrachter „Tampa“ werden die 438 Menschen, denen Australien die Einreise verweigert, auf einen australischen Truppentransporter umgeschifft. Der soll die Flüchtlinge nach Papua-Neuguinea bringen, von wo sie nach Neuseeland und in die kleine Pazifik-Inselrepublik Nauru weiterfliegen sollen.

COMPUTER Der US-Konzern Hewlett-Packard kündigt die Fusion mit dem Mitbewerber Compaq an.

DIENSTAG, 4. 9.

ISRAEL In Jerusalem sprengt sich ein Selbstmordattentäter in die Luft. 16 Men-

schen werden zum Teil lebensgefährlich verletzt. Es ist in Jerusalem der fünfte Anschlag innerhalb von 24 Stunden.

AFGHANISTAN In Kabul beginnt vor einem islamischen Gericht der Prozess gegen die ausländischen Mitarbeiter der Hilfsorganisation Shelter Now. Ihnen wird christliche Missionierung vorgeworfen.

URTEIL Der Bundesgerichtshof hebt das Urteil gegen Amtsrichter Ronald Schill wegen Rechtsbeugung auf und verweist das Verfahren zurück an das Hamburger Landgericht. Dort muss nun geklärt werden, ob Schill, der nach der Wahl in Hamburg Innensenator werden will, vorwiegend gehandelt hat.

MITTWOCH, 5. 9.

NORDIRLAND Anhaltende Unruhen in Belfast. Protestanten werfen eine Splitterbombe auf katholische Kinder, deren Schulweg durch protestantisches Wohngebiet führt.

DONNERSTAG, 6. 9.

MAZEDONIEN Nach tagelangem Tauziehen billigt das Parlament in Skopje den Friedensplan, nach dem die albanische Minderheit mehr Rechte bekommen soll. Die Nato setzt daraufhin das Einsammeln von Waffen bei den albanischen Rebellen fort.

FREITAG, 7. 9.

VW Der Aufsichtsrat des Wolfsburger Automobilkonzerns wählt Ex-BMW-Chef Bernd Pischetsrieder einstimmig zum künftigen Vorstandsvorsitzenden.

SPIEGEL TV

MONTAG
23.15 – 23.45 UHR SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Kopfüber zwischen Himmel und Erde – Die bizarre Welt der Kunstflieger
Schwindelfrei sollten sie sein, und ihr Körper muss mindestens das Sechsfache der Erdbeschleunigung aushalten können: Kunstflieger sind die Akrobaten der Lüfte. Bei Meisterschaften und Airshows zeigen sie ihre atemberaubenden Kunststücke.

DONNERSTAG
22.25 – 23.20 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

Von der Kunst des Bedienens – Innenansichten einer Hotelfachschule



Auszubildende im Hotel

Vom Tellerwäscher zum Hoteldirektor – ob sich eine solche Traumkarriere erfüllt, hängt vor allem von der richtigen Ausbildung ab.

SAMSTAG
22.10 – 0.15 UHR VOX

SPIEGEL TV SPECIAL

Traumfrau gesucht – über Partnersuche auf dem Land
Fast ein Drittel aller deutschen Landwirte sind ledig – die meisten von ihnen nicht freiwillig. Gesucht wird: die Bäuerin mit Kenntnissen in Buchhaltung und die Landfachfrau mit Herz für Tiere und Natur.

SONNTAG
21.55 – 22.45 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Automobile Visionen – die Hightech-Offensive auf der IAA in Frankfurt; die Albanien-Connection – wer sind die Hintermänner der UÇK in Deutschland? Die Not mit den Banknoten – wie Steuersünder ihre Schwarz-Mark vor dem Euro retten wollen.

In Südfrankreich wird eine Statue der Mandarom-Sekte gesprengt. Sie war ohne Genehmigung errichtet worden.



ERIC GAILLARD / AP

SPIEGEL TV

GESTORBEN

Christiaan Barnard, 78. Seit den vorchristlichen Zeiten des griechischen Arztes Hippokrates galt allen Heilkundigen das Herz als ein Rühr-mich-nicht-an-



Organ. Dann kam der schlanke, smarte südafrikanische Chirurg Christiaan Barnard, Professor in Kapstadt, und schnitt es seinem lebenden Patienten Louis Washkansky, 55, aus der Brust. Fünf Stunden brauchte der Messerheld, um seinem narkotisierten Kranken, dessen Blutkreis-

lauf von einer Herz-Lungen-Maschine aufrechterhalten wurde, das Spenderherz einer 25-jährigen toten Frau einzunähen. Washkansky überlebte den Eingriff 18 Tage. Die tollkühne Tat – alle 50 Hunde, an denen der Chirurg das Experiment vorher geübt hatte, waren sofort gestorben – katapultierte im Dezember 1967 den damals 45-jährigen Arzt in den medizinischen Olymp. Barnard war jahrelang der bekannteste Heilkünstler der Welt. Immerhin: Die zweite Herztransplantation überlebte Barnards nächster Patient schon 19 Monate. Im SPIEGEL-Gespräch (6/1968) versicherte der Chirurg, es sei „Zufall“ gewesen, dass er als Erster die Operation gewagt habe. Wegen rheumatischer Entzündungen musste der Chirurg das Skalpell schon 1983 aus der Hand legen. Auf Zypern erlag Christiaan Barnard am 2. September einem Atemstillstand, ausgelöst durch einen akuten Asthmaanfall, nicht durch einen Herzinfarkt.

Heinz-Dietrich Ortlieb, 91. „Gegen den Strom“ lautete bezeichnenderweise der Titel einer Festschrift zum 85. Geburtstag des Wirtschaftsprofessors und langjährigen Direktors des Hamburgischen Welt-Wirtschaftsarchivs (HWWA). Der nonkonformistische Wissenschaftler galt in der Nachkriegszeit als Kritiker der Wirtschaftspolitik Ludwig Erhards. Er suchte nach dem „Dritten Weg“ einer sozialistischen Marktwirtschaft. Nach der Studentenrevolte wandte sich der in Pommern geborene Pastorensohn leidenschaftlich gegen die „Playboy-Demokratie“ (1974) und überzogenes Anspruchsdenken. Der Nationalökonom forschte überwiegend auf den Gebieten der Wirtschaftspolitik und



-ordnung, beschäftigte sich aber auch mit Fragen zur politischen Bildung und Entwicklungspolitik. Von 1949 bis 1964 war Ortlieb Professor an der gewerkschaftsnahen Akademie für Gemeinwirtschaft, der späteren Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg. Danach baute er das HWWA zu einem der führenden Wirtschaftsforschungsinstitute aus. Heinz-Dietrich Ortlieb starb am 30. August in Hamburg.

Pauline Kael, 82. Glücklicherweise war sie wohl nur im Kino: „I Lost It at the Movies“ heißt einer der Sammelbände mit ihren Kritiken – doch was sie ans Kino verloren hatte, war ihr Herz, nicht ihr Verstand. Geboren in Kalifornien, schrieb Kael als junge Frau die Programmzettel für ein Filmkunsttheater in Berkeley. Von 1968 bis 1991 arbeitete sie beim „New Yorker“ und wurde zur wichtigsten Filmkritikerin der USA, die mit Verve vor allem Hollywoods junge und alte Wilde unterstützte. „Ich schaute lächelnd auf die Leinwand“, schrieb sie über Robert Altmans „Nashville“, „und hätte nicht glücklicher sein können.“



Pauline Kael starb am 3. September in Great Barrington, Massachusetts.

Jack O. Bennett, 86. Er war „Captain“ von Beruf. Das Wort „Pilot“ würde Selbstbewusstsein, Entschlusskraft und Charme des breitschultrigen Amerikaners nur unzureichend charakterisieren. Bennett flog am 23. Juni 1948 die erste Maschine der Berliner Luftbrücke, eine DC-4, voll mit



Kartoffelsäcken, in die zerstörte Stadt. Auch nach dem Ende der Blockade blieb der in Pennsylvania geborene Flieger den Berliner Luftkorridoren treu. Mehr als 23 000-mal flog er von und nach Berlin, ein Pan-Am-Pilot ohne jede Furcht vor Wetterfronten oder sowjetischen MiG-Jägern. Wer sich ihm anvertraute – erst in der DC-4, dann DC-6, schließlich in der Boeing 727 –, der war in Gottes Hand, Durchstarten und Feueralarm inklusive. Dieses Draufgänger-tum hatte 1938 schon dem Generalfeldmarschall Hermann Göring schwer imponiert. Er ließ spaßeshalber den TU-Gaststudenten aus den USA, der mit 14 Jahren zum ersten Mal allein geflogen war, die neuen deutschen Maschinen testen. Nach insgesamt 40 000 Flugstunden setzte sich Bennett 1974 in Berlin-Grünwald zur Ruhe. Dort starb Jack O. Bennett am 26. August.



Bush, Ischinger mit Tochter Caroline

Caroline Ischinger, 17, Schülerin, fühlte sich vom US-Präsidenten **George W. Bush**, 55, ertappt. Sie war dabei, als ihr Vater **Wolfgang**, 55, dem amerikanischen Regierungschef im Oval Office des Weißen Hauses sein Beglaubigungsschreiben als deutscher Botschafter in Washington überreichte. „Wie alt sind Sie?“, fragte der Präsident die junge Deutsche. „17“, lautete die Antwort. „Ich habe zwei Töchter, die ein wenig älter sind, und die machen mir jede Menge Ärger“, wusste der Präsident zu erzählen. Unlängst war seine Tochter Jenna wegen Trinkens in der Öffentlichkeit aufgefallen. „Ich sag Ihnen was“, fuhr

Bush fort, „Sie sollten sich ordentlich benehmen. Tun Sie das, was Ihr Vater Ihnen sagt.“ Bei Caroline meldete sich anschließend das schlechte Gewissen. „Weiß der Präsident etwa Einzelheiten über mein Privatleben?“, fragte sie ihren Vater besorgt beim Verlassen des Weißen Hauses. Ischinger konnte seine Tochter beruhigen: „Nein, das hat er nur so ins Blaue hineingesagt.“ Seitdem weiß Ischinger, dass sein Antrittsbesuch ein voller Erfolg war, allerdings anders als erwartet: „Ob er das transatlantische Verhältnis wesentlich verbessern konnte, steht dahin. Aber familienpolitisch war die Intervention des Präsidenten außerordentlich hilfreich.“

Sue Carroll, 42, Kolumnistin des britischen Boulevardblattes „Mirror“, goss nach der 1:5-Niederlage der Deutschen gegen die englische Fußballnationalmannschaft Balsam auf deutsche Fan-Herzen. Nachdem das gleiche Blatt am vergangenen Montag auf der Titelseite zwei Torwarthandschuhe symbolisch abgefackelt und dem deutschen Fußball einen surrealen Beileidsspruch hintergeschickt hat-



„Mirror“-Titel, Carroll

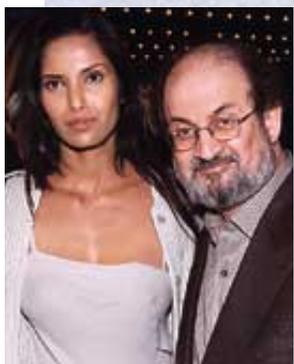


te, tremolierte Sue Carroll am vergangenen Mittwoch im „Mirror“ unter der Überschrift „Ein Ziel für alle unsere Fans“: Sie würde sich wünschen, dass „englische Fans so großmütig in der Niederlage sind wie die Deutschen, die trotz der Demütigung in München höflich blieben“. Als Beweis zitierte sie den englischen Fan Les Collett, der schon in der Sonntagspresse zu Protokoll gegeben hatte, er sei von deutschen Fans Schulter klopfend beglückwünscht worden („Das ist eure Nacht – freut euch“) und gar von einem Deutschen mit seiner, Colletts, Kamera vor der Anzeigentafel fotografiert worden: „Das ist ein Foto, das ich aufbewahren werde.“ Das nächste Mal,

Salman Rushdie, 54, britisch-indischer Schriftsteller („Satanische Verse“), fühlt sich von der britischen und amerikanischen Yellow Press diskriminiert – seit er sich von seiner dritten Frau ab- und dem 30 Jahre alten Model **Padma Lakshmi** zugewandt hat. Der einst von einem islamistischen Mordaufruf bedrohte

Autor, der mit seiner neuen Lebensabschnittsgefährtin inzwischen zum festen Zubehör der Partyszene von New York und Los Angeles gehört, macht nun die Erfahrung des älteren Herrn in weit jüngerer weiblicher Begleitung. Doch Selbsterkenntnis ist seine Sache nicht, Rush-

die gibt der Presse die Schuld. „Seitdem diese gut aussehende Frau an meiner Seite lebt, benimmt sich die Presse merkwürdig“, klagte er dem britischen „Telegraph“. „Plötzlich bin ich dieser hässliche, kurzbeinige, fette, kahlköpfige Kerl. Und alt. Alt, fett, kahlköpfig, hässlich neben diesem hochgewachsenen, wunderbaren, jungen Geschöpf.“



Padma Lakshmi, Rushdie



SHOOTING STAR / INTERTOPICS

FRED PROUSER / REUTERS

DPA (L.): MSI / BULLS PRESS (R.)

wenn wieder der „fremdenfeindliche Hass über einem Fußballspiel zusammenzuschlagen droht“, mahnt Carroll nun, „dann sollten wir uns an diese Szene erinnern“.

Cem Özdemir, 35, bündnisgrüner Bundestagsabgeordneter, produziert Multikulti als Mittel in der politischen Auseinandersetzung. Das türkischstämmige Medientalent besprach seine erste Hör-CD mit einer schwäbischen Fassung von Shakespeares „Romeo und Julia“ (Belchen-Verlag, Freiburg). Sein geschwäbeltes Liebesepos, verfasst vom „taz“-Kolumnis-



Özdemir im Aufnahmestudio

ten Albert Hefele (Textprobe: „Kurzzum: Da Romi hotts am Wickl. Ond d'Tschuuli? Dia säll woiß it wia, hott blezzlich selbr Gommi en de Gnia“), sei nicht als Anspielung auf den unglücklich turtelnden Verteidigungsminister gedacht, sondern als Antwort auf Friedrich Merzens Begriff der „deutschen Leitkultur“. Der CDU/CSU-Fraktionschef habe von ihm ein handsigniertes Exemplar erhalten, für den gebürtigen Schwaben Özdemir „ein Beweis, dass Schwaben wie Türken der Kulturtechnik des Schreibens mächtig sind“. Obendrein schlug der Grüne dem Christdemokraten vor, er solle im Gegenzug in Sachen Leitkultur „mal türkische Märchen auf Deutsch vorlesen“.

Gary Condit, 53, demokratischer Kongressabgeordneter und seit Wochen wegen des Verschwindens der Praktikantin Chandra Levy, 24, in den Schlagzeilen, hat zumindest in einer Umfrage die Nase vorn. Nicht weniger als 36 Prozent der Befragten konnten sich demnach vorstellen, zu Halloween ihren Kindern eine Maske des kalifornischen Politikers zu kaufen, noch einmal dieselbe Zahl gab an, sie würden sich zumindest über die Condit-Maskerade bei



Condit

anderen amüsieren. Der Kostümhersteller BuyCostumes.com will nun wegen der Kürze der Zeit – Halloween ist am 31. Oktober – wenigstens noch 1000 Masken von dem Magenfalten-Gesicht des als Womanizer entlarvten Familienvaters produzieren lassen.

Ulla Schmidt, 52, Gesundheitsministerin, hat die Fortune des Neulings auf ihrer Seite. Beim Essen in einem Berliner Sushi-Restaurant am vorletzten Sonntag erhielt sie den dort üblichen „Glückskeks“, darin ein Zettel mit der „Glücksbotschaft“.

Die Ministerin las laut vor: „Sie werden für eine Beförderung auserwählt.“ Im gleichen Atemzug widersprach die Gesundheitsnovizin der Botschaft: „Ich bin doch schon Ministerin.“ Da meldete sich aus ihrer Entourage eine Genossin („Ulla, das hast du falsch verstanden“) mit dem Hinweis: „Gemeint ist sicherlich eine Beförderung in einer Maschine der Bundeswehr, die steht dir doch zu.“ Die Gute-Laune-Ministerin freute sich ob dieser Interpretation, denn schließlich, so merkte sie an, sei sie „noch nie mit der ‚Scharping-Airline‘ geflogen“.

Lionel Jospin, 64, französischer Premierminister und hoffnungsvoller Kandidat für die Präsidentschaftswahlen im nächsten Frühjahr, kreierte auf einem kleinen Parteitag am vorletzten Wochenende unter dem Jubel der Genossen den Slogan, mit dem er den Amtswahrer Jacques Chirac aus dem Elysée-Palast vertreiben will: „La Nouvelle France“. Darauf meldete sich hohnlachend Liberalen-Chef Alain Madelin, 55, auch er ein Elysée-Aspirant: Das Gütesiegel vom Neuen Frankreich habe er bereits in einer Rede im November 2000 monopolisiert. Das ließ das Präsidentschaftsamt nicht ruhen: Chirac, so eine Verlautbarung, habe „la Nouvelle France“ auch schon mal ausgerufen – als Titel einer Broschüre im Jahr 1994. Warum Gaullist Chirac das Etikett künftig trotzdem gern seinem linken Rivalen überlassen will, erläuterte ein Sprecher seiner Partei RPR: Das Label erinnere die Bürger noch immer an die jämmerlich gescheiterte Fressrevolution „Nouvelle cuisine“ französischer Starköche in den siebziger Jahren: „Großer Teller, drei Böhnchen, zwei Möhrchen und ein winziges Stück Ente – serviert mit arroganter Miene.“ Fazit des Chirac-Helfers: „Ein dekoratives Hungergericht bei Höchstpreisen, damit wird auch der politische Küchenchef Jospin scheitern.“

Aus der „Westdeutschen Allgemeinen“:
„Von diesem Weg sollten sich Teamchef und Trainer auch nach dem erschreckenden 1:5 gegen England nicht abbringen lassen. Denn es gibt einen Unterschied zu dem grauenhaften Auftritt bei der Euro 2000. Damals wollte keiner. Diesmal konnte keiner.“

Aus dem Roman von Tanja Kinkel „Die Söhne der Wölfin“: „Je mehr er reiste, desto mehr kam er zu der Überzeugung, dass jedes Volk seine eigene Gestalt hatte, die man selbst als Blinder hören, riechen und schmecken konnte.“

Ausschreitungen bei Leipzig
Gewalt bei Demo
Schröder und Rau gegen die DVU

Aus den „Erlanger Nachrichten“

Aus der Zeitschrift „Handelsblatt Junge Karriere“ über den „Playboy“-Gründer Hugh Hefner: „Wie heißt der Mann, der sich am liebsten im Seidenpyjama und mit 60-90-60er Blondinen ablichten lässt?“

Aus der „Rems-Zeitung“: „Durch den Unfall erlitt der 65-Jährige lediglich eine Schulterprellung. Weit schwerer wog der Herzstillstand.“

Aus „Der neue Tag“: „Der Tote hatte keine Überlebenschance.“

Selbstmörderin fast in Tod getrieben
Entsetzen in Washington über das Verhalten von Autofahrern
Washington – (fremd) ...

Aus der „Ludwigsburger Kreiszeitung“

Aus einer Werbung für die „Cholesterin-Woche“ im „Düsseldorfer Anzeiger“: „Das Schlagwort Cholesterin ist in aller Munde, wenn es um das Reizthema Arteriosklerose, die krankhafte Veränderung der Arterien geht. Übergewicht, Stress, falsche Ernährung und Bewegungsmangel – das sind die fünf Säulen der Zivilisationskrankheiten.“

Warentest kritisiert
Pünktlichkeit der Bahn

Aus der „Süddeutschen Zeitung“

Zitate

„Berlin Online“ der „Berliner Zeitung“
zu den zum SPIEGEL-Bericht
„Regierung – Scharpings Extra-Touren
vergrätzen die Genossen“ abgedruckten
Fotos mit der Bildunterschrift: „Stille
Post im Bundestag zwischen Regierungschef Schröder und Verteidigungsminister Scharping“ (Nr. 36/2001):

Der Kanzler wahrte Distanz. Ein Bild geht um an diesem Montag in Berlin. Es wurde am Mittwoch letzter Woche in der Bundestagsdebatte über den Mazedonien-Einsatz aufgenommen und zeigt, wie Schröder seinem Minister Scharping auf der Regierungsbank einen kleinen Zettel gibt. Der SPIEGEL hat das Foto veröffentlicht und den Text entziffert. „Rudolf, machst du einen Besuch in Mazedonien?“ steht auf dem Zettel, und Scharping hat nach Angaben des SPIEGEL geantwortet, dass er am nächsten Morgen selbstverständlich bei den Soldaten sein werde. Regierungssprecher Uwe-Karsten Heye windet sich bei der Frage, ob dieser Zettel eine Art Aufforderung an den Minister gewesen sei, mehr an seine Aufgaben als an Pool-Vergnügungen mit seiner Freundin Gräfin Pilati auf Mallorca zu denken. Nein, es sei nur eine Nachfrage gewesen im Sinne von: „Wann fliegst du eigentlich nach Mazedonien?“, sagt Heye. Es sei immer klar gewesen, dass Scharping zu den Soldaten fahre.

Der „Tagesspiegel“ zum SPIEGEL-Bericht „Zeitungen – der einsame Kampf einer Reporterin gegen Stasi-Seilschaften in Cottbus“ (Nr. 36/2001):

Manche nennen es eine „politische Sensation“, andere einen „längst überfälligen Schritt“ – und alle sprechen vom „Ende einer Ära“: Der Cottbusser Oberbürgermeister Waldemar Kleinschmidt (CDU) will auf eine erneute Kandidatur bei der OB-Wahl im Februar kommenden Jahres verzichten. Kleinschmidt war in den vergangenen Monaten immer wieder in die Kritik geraten. Seine Gegner warfen ihm unter anderem die anhaltende Haushaltsmisere, die Pannen um die Sanierung der Stadthalle, vor allem aber den Skandal um die Cottbusser Gebäudewirtschaft (GWC) vor, der inzwischen auch die Staatsanwaltschaft beschäftigt. Kleinschmidts Kritiker argumentieren damit, dass er als Stadtoberhaupt letztlich die Verantwortung für alle Vorfälle trage, die Cottbus in die Negativschlagzeilen brachten. Jüngstes Beispiel: der „Medien-Krieg“ um „Stasi-Filz“ und Morddrohungen gegen die Chefreporterin der „Lausitzer Rundschau“, Simone Wendler. „Cottbus ist so tot wie ein sizilianisches Dorf“, schreibt der SPIEGEL in dieser Woche, und viele vermuten, dass dieser Beitrag den Ausschlag für Kleinschmidts Entscheidung gab.